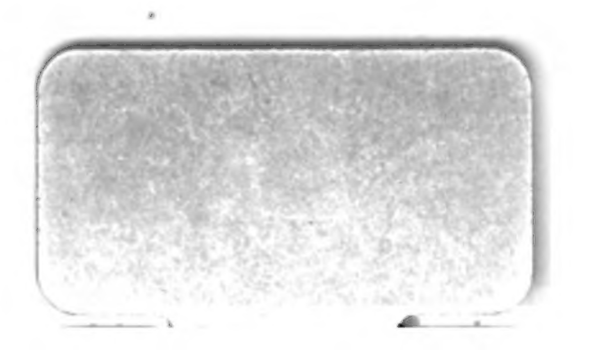
MENSCHLICHE TRAGIKOMÖDIE: GESAMMELTE STUDIEN UND BILDER

Johannes Scherr

KD 47351



Digitized by Google

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien und Bilder

von

Johannes Scherr.

Dritter Band.

Was ist der Erde Ruhm? Ein Schatten!
Was ist der Erde Glück? Ein Traum!
Grillparzer.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1874.

Digitized by Google

KD 47351

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Weimar und Paris.

Dämonen oder Helden sind die andern,
Die durch der Weltgeschichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell im Lichte wandern.
Julius Mosen.

1.

Aristogeiton an Harmodios [1]).

Weimar, August 1794.

Erinnerst du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleusis [2]) vor dem Illuminatus Illuminans standen, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus [3]) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt ist, wo er wirkt!" und mir: „Des rechten Menschen wahres Vaterland ist die Menschheit!"

1) Für urtheilsfähige Geschichtekenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatsachen, Anschauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechsel der beiden gewesenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugnissen beruhen. Meine Absicht war, die kultur- und sittengeschichtlichen Merkmale und Gegensätze des deutschen und des französischen Lebens im letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anschauung zu bringen. Die Verwirklichung dieser Absicht ist aber eine fragmentarische geblieben.

2) Ingolstadt.

3) Weishaupt.

Digitized by Google

Wohlan, mochten Judasse, Inquisitoren und Despoten den Orden in seinem äußeren Bestande vernichten, ich bin doch mit ganzer Seele Perfektibilist und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts und Weltbürgerthum! unerschütterlich fest. Ja, noch immer schwillt mir das Herz in der Brust bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hindernisse triumphiren werden und müssen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtausende die Natur ihre Aufgabe lösen muß und lösen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erscheint, wo die seelenzerreißenden Mißklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges aller gegen alle in die Harmonie des Weltfriedens sich auflösen, ein Tag, wo die Nationen, von der schrecklichen, künstlich ihnen eingeimpften Pest des Hasses, der Feindseligkeit und Unterdrückungssucht genesen, ihre wahren Interessen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Humanität und Bruderschaft aufpflanzen und unter demselben zu einer Völkerfamilie sich sammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhause endlich sich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du siehst, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verstehen und mitfühlen, daß der große Geist und die weite Seele eines Lessing über die Schranken des Patriotismus sich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitischen Bewußtseins sich zu wiegen. Aber trotzdem wollte sich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, seit vier Jahren als ein Verschollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptstadt der Neufranken mit der Frage beschlossest: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei?“

Digitized by Google

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menschen Brust muß die Saite Vaterland, ob sanft oder unsanft angeschlagen, einen Klang geben, und du, in dessen Seele dereinst die Vollglut von Klopstocks Vaterlandsoden loderte, du müßtest die vollständigste aller Metamorphosen durchgemacht haben, wenn ich glauben sollte, daß hinter dem Dorngestrüppe deiner Ironieen und Sarkasmen nicht noch immer die rothe Rose der Vaterlandsliebe sich bärge. Du thust auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den so lang und schmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umstand, daß das „ungeheure Beispiel" der französischen Revolution diesseits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutschen Bedientenhaftigkeit" auf Rechnung setzest. Es läßt sich für die Thatsache des Nichtzündens in der Masse der Deutschen ein richtigerer und zugleich ehrenhafterer Grund angeben, wobei ich ganz davon absehe, daß, wie du ja selber halb und halb zugibst, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht darnach angethan war, die Nachbarvölker zur Nachahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem absehen, daß die bildungs- und urtheilslosen Massen, soweit sie überhaupt von der geistigen Strömung des Daseins berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichsten oder infamsten Afterwitzigkeiten und Blödsinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen stets mühsam aufgedrungen, ja sogar mit Gewalt aufgezwungen werden müssen. Denn Dummem ist Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Ursache, aus welcher die französische Revolution bei den deutschen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen diese: — Bei uns in Deutschland war, seit dem Uebergange des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Despotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, sondern weitaus in den meisten für den Bauer und

Digitized by Google

Bürger, für die Hebung der Landwirthschaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geschehen als in Frankreich. Der Beweis läßt sich beibringen und ist beigebracht, daß namentlich im südwestlichen und mittleren Deutschland durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, woran in vielen Gegenden die Abschaffung des Frohndienstes und der sinnlos=drückenden Hut= und Triftservitute sich anschloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Dasein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerschaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, so auch der Wohlstand ganz augenscheinlich gestiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtschaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieser Zustand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er diesseits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Massen aber nicht, weil diese, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr sinnliches Behagen sich kümmernd, materiell sich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umständen eine Revolution machen, soweit eine solche nämlich nicht mittels Worten gemacht werden kann.

Da ist nun zu beachten und dir, einem seit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortsaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihm aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erst die französische Revolution habe in Deutschland das politische Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantasieen und fratzenhaften Teutonismen der Klopstockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der rastlosen und fruchtbaren patriotisch=publicistischen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moser, wie Möser und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unserer besten

Digitized by Google

Geister einer, hat nicht Bruder Humanus[1]) schon vor sechszehn Jahren den großen Jammer der Deutschen, unsere staatliche Zerrissenheit und Zerstückelung, unsere Vaterlandslosigkeit mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, schon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiser Joseph den Zuruf:

„O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!"

Derselbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unseligen deutschen Verhältnisse keine Stellung gefunden, in welcher seine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldsam träge Eselei" unseres Volkes wie die Laster und Frevel unserer Fürsten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchlose Menschenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Hessen-Kassel, und andere fürstliche Menschenfleischkrämer nach England und Holland trieben, im höchsten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verschacherten Soldaten hieß:

„Sie sind in ihrer Herren Dienst
So hündisch treu, sie lassen willig sich
Zum Missisippi und Ohiostrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold ein, doch die Wittwe darbt,
Die Waisen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das schadet nicht, der Fürst braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat sicherlich kein englischer oder französischer Oppositionsmann des Jahrhunderts gesprochen und

1) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl August — (dieser unter dem Namen Aeschylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

Digitized by Google

selbst in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an koncentrirtem Zorn der herder'schen Auslassung gleichkäme oder gar sie überträfe. Ihren schwungvollsten und energischsten Ausdruck fand aber die deutsche Freiheitsstimmung an verschiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, 1783 von Gedike und Biester gegründeten, höchst verdienstlichen „Berliner Monatschrift", welche z. B. im genannten Jahre eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratische Gleichheit begeistert gepriesen[1]) und die Verjagung der Fürsten Europa's, der Triumph des republikanischen Princips auch in unserem Erdtheil bestimmt prophezeit wurde[2]).

Siehst du, so weit, so hoch verstieg man sich schon in dem „Heimatland des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei," noch bevor es einen Bastillesturm, eine Augustnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausschuß und — eine Guillotine

---

1) O „Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — — —
Dein Schiffheer deckt die Meere, die goldne Saat
Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingssklave sieht's und staunet,
Fühlt sich, wird Bürger und küßt als Brüder,
Die er vertilgen sollte. Du schenkst ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennst ihn Freund;
Froh krümmt er schon das Schwert zur Sichel,
Segnend die bessere Hemisphäre,
Wo süße Gleichheit wohnet, wo Adelsbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns schwelget."

2) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grünest!"

in der Welt gab. In Wahrheit aber war und ist es hier zu Lande und allenthalben in Europa Schwarmgeisterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politische Stichworte, nicht politische Formen sogar, sondern humane Kultur und sittlicher Charakter schaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es ist gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutscher Ochse brülle: „Es lebe der König!“ oder ein französischer Esel schreie: „Vive la républiquo!“ . . .

Deine Frage: „Was sagen denn die Stimmführer deutscher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ ist wohl auch nur ironisch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutscher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg spukende Reichsgespenst, von seiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbstverspottung reden. Unsere Stimmführer sind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär gestimmt; vollends seit die unerbaulich in Scene gesetzte Klubbistenposse zu Mainz so tragikomisch ausgegangen ist. Der alte Klopstock hat, sowie er erfahren mußte, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idyllischen Gefühlen und Rauschbauschphrasen macht, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittels einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in seinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, stimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm seine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn diese beiden, und Bruder Humanus insbesondere, sind standhafte Demokraten und sie überließen sich nie der kindischen Illusion, eine große Revolution könnte und müßte sich so geräuschlos, sauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürstlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unserer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, so ist er, ob zwar von Hufschmieden und Schneidern abstammend, ein ge-

borener Aristokrat im Hochsinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in seinem Aeußern mächtig und prächtig sich ausgeprägt hat, wennngleich nicht geleugnet werden kann, daß unser Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweise einen höchst störsamen Zug reichsstädtischer Versteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust in seiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär gewesen ist, und zwar ein gewaltiges Stück, so hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident und Geheimrath von Göthe dafür poetisch Reu' und Leid gemacht oder, wie böse Zungen sagen, sehr unpoetisch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatisirten Fehdebriefen, betitelt „Die Aufgeregten“ und „Der Bürgergeneral“, welche der große Dichter gegen die französische Revolution zu erlassen sich bemüssigt fand, etwas besseres finden als den ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verstimmt ist, daß die Weltgeschichte anderwärts ein anderes Gesicht macht als am kleinen Musenhofe zu Weimar. Man muß jedoch billig berücksichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltsame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider sein muß. Da er für das Verständniß der Geschichte gar kein Organ besitzt — sein „Egmont“ bezeugt es — so kann und will er in allen den großen Krisen und Katastrophen, welche die Stationen auf dem Vorschrittsweg der Menschheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltsamkeiten sehen, nur willkürliche Eingriffe in sein Ideal „ruhiger Bildung“. Daher hat er neulich dieses Epigramm niedergeschrieben, welches mir zu sehen gegönnt war: —

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —“

worin er, wie du siehst, Reformation und Revolution in einen

Verdammungstopf zusammenwirft. Die Bonzen werden sich, wenn sie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirst es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unser weiland Ordensbruder also zur Revolution sich stellt und verhält, ja, daß er im direktesten Gegensatz zum neufränkischen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in seinem „Tasso" nachdrücklich ausgesprochen hat:

„Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück
Als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen . . ."

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung setzen wird, ist, daß der Dichter der „Räuber", des „Fiesko", der „Luise Millerin" und des „Karlos" eifrigst in dasselbe widerrevolutionäre Horn bläs't. Für den über den Wolken zwischen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die französische Revolution nur störsam sein. Denn solche Wolkengänger und Sternenwandler sehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunstkreises der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, diese Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebsamen Stoß versetzen, so schelten sie zornig über die leidige Thatsache, daß ihren Idealen die Prosa des Lebens nicht entspreche. Eine so wesentlich idealisch angelegte, stets auf das Höchste und Edelste gerichtete Natur wie die Schillers ist nur allzu geneigt und bereit, zu übersehen, daß große Ideen, wenn sie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern sollen, mit gemeinem Erdenstaub sich umkleiden, in Gestalt von menschlichen Interessen und Leidenschaften zu Fleisch und Blut werden müssen. Daraus, sowie aus unserer deutschviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unserer angeborenen staatsbürgerlichen Nullität, erklärt es sich, daß unser theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu sein, von Anfang an gegen die Revolution gestimmt sein konnte. Er hat, wie ich aus besten

Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1789 des bestimmtesten verneint, daß dieselbe etwas rechtes und dauerndes schaffen könnte. Ferner hat er beim Empfange der Nachricht vom Bastillesturm den Jubel, welchen seine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schwester, Frau von Beulwitz, darüber aufschlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzosen kennen und anerkennen keine andere Ordnung als die militärische und es ist daher höchlich zu bezweifeln, daß sie sich republikanische Gesinnungen anzueignen, daß sie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen.“ Als der Proceß Ludwigs des Sechszehnten bevorstand, trug sich Schiller alles Ernstes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsschrift für den entthronten Monarchen dem Konvente vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter seine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends seit der Guillotinirung der Königin spricht er von den Franzosen nur noch als von „elenden Schinderskuechten“.

Sei gegrüßt und befriedige bald und vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was alles du die letzten Jahre her erlebtest.

2.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verflossene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, dessen Stärke sonst und überhaupt im lässigen Hinwerfen oder zermalmenden Herausdonnern von Gigantismen bestand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ Denn ich, mein Freund, ich hatte

auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutschen Staub und Schmutz sorgsam von den Reiseschuhen geschüttelt, um ja nichts Vaterländisches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutschen, und warum sollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche so oder so auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beispiele von raschester und vollständigster Entdeutschung gegeben? Hat nicht z. B. die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina die Zweite, stets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes sich erwiesen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schwester Marie Christine frohlockend geschrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles“? Mußten wir uns nicht von deutscher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, solche allerhöchstsublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer stattlichen Zahl vermehren könnte, in submissester Unterwürfigkeit ersterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unstern in den Handschriftensal der Nationalbibliothek und spielt mir dort einen Kodex altdeutscher Gedichte in die Hände, welchen die Franzosen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder sonstwo gestohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopstöckischen Teutonismus eine Weile altdeutsche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppsassa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle stieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owê war sint verswunden alliu miniu jar!
Ist mir min leben getroumet oder ist ez war?
Liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
Die sint mir fremde worden, reht', als ez si gelogen —“

da überstürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatlosigkeit wie ein Katarakt von Schmerz und ich glaube fast,

mir altem Narren wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philisterismen miasmaisirten Atmosphäre nicht athmen; die deutsche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe sattsam erfahren, welche jammerfälige Engherzigkeit, welche hartgesottene Selbstsucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten „Gemüthlichkeit“ steckt. Aber trotz alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Last des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu stehen in der unabsehbaren Oede eines phantastischen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unser Volk die Vormacht Europa's sein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verschulden, nur dessen Spott ist, da siedet mir der Zorn in der Brust und mein Herz möchte aufschreien vor Pein. Siehst du, man muß ein deutscher Prinz oder eine deutsche Prinzessin sein, um sich wirklich und völlig entdeutschen zu können. An und in uns anderen erneut sich immer wieder die alte Geschichte vom horazischen Topf: —

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . .“

Was du mir vom Schiller schriebest, verwunderte mich gar nicht. Der Mann ist nach allem, was ich von ihm weiß, ein Deutscher höchster Potenz, ein wahrer Idealmensch unserer Nationalität. Es war der große deutsche Jammer zu aller Zeit, daß die besten unseres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu schlagen verstanden, ja nicht einmal schlagen wollen. Denn beim Brückenschlagen geht es schlechterdings etwas turbulent und unreinlich her und darf man nicht davor erschrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Wasser zu stehen und im Schlamm und Morast zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkukuksheimer! Sie verlangen, daß sich die Weltgeschichte in der Wirklichkeit gerade so sauber und nett, so

ungefährlich und ästhetisch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett ist auch ein schöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes seine Erfüllung und Verwirklichung nur im Kindbette. Mit eurer „ruhigen Bildung“! Das ist ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geschichte, wie jeder Schuljunge wissen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen gestraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen es gestattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geschah ohne die heftigsten Erschütterungen und wüthendsten Kämpfe. Kümmert sich etwa eine in der Qual der Wehen sich windende Kreißende um die Vorschriften der Anstandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menschheit, wenn sie unter vulkanischen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt setzt, sollte dabei säuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung“, wie ihn stubenhockende Poeten und Gelehrte zusammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er scheint es nicht zu wissen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schindersknechte“ ist, ein „Citoyen français“ in aller Form. Denn die Nationalversammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock und Pestalozzi das französische Bürgerrecht als Ehrengeschenk zuerkannt. Man spielt hier im Theater des Marais seine „Räuber“ unter dem Titel „Robert chef des brigands“, aber ganz sansculottisch zugeschnitten und verhunzt. Ich sah dort im vorigen Jahre das Stück in Gesellschaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher sich damals als Geschäftsträger des Herzogs von Wirtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büste des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu lassen, mit Blutfarbe angepinselt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs so sehr erschüttert worden, so mache ihn doch gelegentlich aufmerksam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konstitu-

tionellen zubereitet hatten. Diese Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konstitutionelle Blase, sie hat von Anfang an nichts anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfassungsmäßigen Königthums neu und fest zu begründendes Privilegium der Noblesse und Bourgeoisie zu setzen. Nobles und Bourgeois sollten fortan in Frankreich sein, was Nobility und Gentry in England sind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konstitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mitangesehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für kynische Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konstitutionellen Kreisen von dem entflohenen Monarchen sprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant“ — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine schnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konstitutionelle Wesen, das aber eigentlich gar kein Wesen ist, sondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbstverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragst du? Oh, Bruder von Eleusis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich gesehen, was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sausen ist in meinen Ohren wie Meeresbrausen und die Pulse meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerspringen. Der Lavastrom des Schreckens, der sich an mir vorübergewälzt, hat mir mit seiner Höllenglut die Haare weißgesengt. An meinen jetzt vor Begeisterung flammenden, jetzt vor Entsetzen starrenden Augen ist eine Kolossaltragödie vorübergegangen, die wohl kaum ihres Gleichen hat auf Erden. Menschen-Götter und Menschen-Bestien die Schauspieler und Schauspielerinnen! Und

inmitten dieses rasenden Wirbelwindes von Erhabenstem und Gemeinstem, von Scheußlichstem und Rührendstem hab' ich gelebt!!! Weißt du, was das heißen will, Gelebthaben im Vulkanskrater des terroristischen Paris? Nein, du kannst es nicht wissen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächster Nähe ins tödtliche Auge sah, wo sie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfaust, mich als „Verdächtigen" in die „Abtei" schleuderte und schon im Begriffe war, in die Pickenspitzen und Säbelschneiden der Septembermörder mich zu werfen, als ein Machtwort Dantons, gesprochen auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechtes, unseres Landsmanns Klootz aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geschaut! Und doch überrieselte mich noch ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienste erwiesen hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, angesichts des Gensdarmerie-Officiers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemdenwechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstelle und bat die Rosalie Lamorliére, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Officier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („„avec une grande douceur"") zu ihm sagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit gestatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechseln!" entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen scharf zu überwachen."

Ich bin kein Royalist und ich bin kein Empfindler. Ich glaube

noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeschichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons gewesen ist. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verschulden, aber keineswegs schuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr aristokratischer Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verschwendungssucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskasse schöpfen zu lassen, sündhaft, ihre Einsicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerstand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Fersen, mildestens gesagt, nicht eben taktvoll gewesen war. Aber das alles war weggewischt von der Tafel der Thatsächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal stehen sah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäsaren, nicht die gedemüthigte Tochter der stolzen Maria Theresia, nein, das beleidigte Weib, die beschuldigte Gattin, die beschimpfte Mutter war es, welche mir schmerzlichste Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet sich vor meinem innern Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majestät des Unglücks angethan und vom hellsten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abscheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlassung die unerhörte Beschuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutschänderisch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder ist die souveräne Verachtung einer Welt, in welcher so Scheusäliges ersonnen werden kann, in einem Menschenblicke so zusammengefaßt gewesen, wie sie es in diesem war . . . Aber wie wunderlich widerspruchsvoll sind wir Menschen gebaut! Von demselben Gräuelerfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrster Séntimentalität bezeugen. Während

der Todesfahrt Ludwigs des Sechszehnten vom Tempel zum Revolutionsplatze saß im Hotel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eines der Mitglieder der Versammlung mit Erstaunen, daß sein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinst?" — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund so liebgehabt und denselben so oft gestreichelt!"

3.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages ist hier die persönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von den beiderseitigen Freunden und Freundinnen schon lange gewünscht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben die beiden eher einander abgestoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der ersten Zusammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu sein, würde mich unglücklich machen." Ebenso, daß Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien nur mit Mißbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialischen Erstlingen inzwischen zutheil geworden war, und daß er darum, als er dem schwäbischen Dichter im lengefeld'schen Hause in Rudolstadt zuerst begegnete, gegen denselben steif und abweisend sich benahm.

Nun aber haben sie sich eines schönen Juliabends in diesem Sommer drüben in Jena gefunden und verständigt und alle Welt hofft von diesem Geisterbund Ersprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zusammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller ist im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hause zu Gast. Da hatt'

ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochstrebenden und doch einander so Ungleichen zusammen zu sehen. In Göthe's Erscheinung schlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealische, ich möchte sagen Marquis-Posaische. Freilich wird einem dieser Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim ersten Anblick des leider beständig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo aussieht. Man muß sich erst in diese lange, hagere, vorgeneigte, schlotterige Gestalt, in dieses hohlwangige, mit Sommersprossen bedeckte, von röthlichen Haaren lässig umflatterte, leidende Gesicht, man muß sich mehr noch in Schillers näselndes Organ und in seine geradezu verzweifelt und verteufelt schwäbische Zunge finden, welche „des" statt das sagt und alle Doppelvokale schauderhaft mißhandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menschen ersten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor sich habe.

Der Göthe kann unter Umständen noch recht heiter, sogar lustig sein, und was den Wein angeht, so verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni sah ich ihn eines Abends mit Voß, der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zusammen und da ging es ausgelassen munter her. Der Hausherr ließ an diesem Abend weder den Generalsuperintendenten des Reiches Weimar spüren noch überhaupt das geringste von der theologischen Essigsäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her stark ins Blut gegangen ist. Wir machten die Skandalchronik der biblischen Erzväter, deren Laster und Lumpenstreiche Herder komisch vertheidigte. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch.

Die geselligen Zusammenkünfte im göthe'schen Hause dagegen haben meist etwas steifes, ein ich weiß nicht was, welches Einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz sei. Selbst der kordiale und joviale Herzog Karl August, welcher für seine Person den burschikosen Geist und Ton der Kraftgenialitätszeit

beibehalten hat, vermag seinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch selten aus der ministermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komischen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und steif und taciturn geworden ist!“ Aber freilich, Göthe mag durch sattsam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden sein, daß der Ton, welcher in den siebziger und theilweise noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen sei.

Wir schwelgen dermalen in philosophischen und literarischen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man sich geflissentlichst vom Leibe. Zumal im göthe'schen Kreise. Als dort während Schillers Anwesenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutschlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggressivtendenzen der französischen Republik, machte Göthe dem Gespräche verstimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Ich für meine Person finde in diesem Wirrsal nichts räthlicheres als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen.“ Es trat eine schwüle Pause ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er sich erbot, uns ein Stück aus der Handschrift seiner unlängst vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ vorzulesen.

Oh, Freund, das ist ein wunderbares, ein tiefsinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin seine Philosophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menschheit mittels Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen aus dem „Staat der Noth“ in den „Staat der Freiheit und Vernunft“ hinüberzuführen. Du wirst sagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du diese Meisterschrift gelesen, wirst, mußt du ihrem edeln Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann die Veröffentlichung des Werkes kaum erwarten. Es soll zunächst in den „Horen“ erscheinen, einer Zeitschrift, welche Schiller herausgeben wird und woran die besten Köpfe

Deutschlands mitarbeiten werden. Göthe will seine „Römischen Elegien“ hineingeben, deren er etliche bislang nur im engsten Freundeskreise mittheilte. Freue dich auf diese herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat köstlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorlesung Schillers an jenem Abend ist mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt und den Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet . . .“ Ist dies ein strafender Rückblick auf den bisherigen Gang der französischen Staatsumwälzung oder aber ein prophetischer Vorblick auf die nächste Zukunft Europa's? Jedenfalls wirst du zugeben, daß solche „Wolkenwandler“ aus ihrer Vogelperspektive Menschen und Dinge mitunter erstaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, December 1794.

„Aesthetische Erziehung des Menschen“ . . . „Die Horen“, eine schöngeistige Zeitschrift . . . „Römische Elegien“ . . . „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ . . . Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu sagen, wie kindisch mich das alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchèsne“ nicht nur gelesen habe, sondern in Scene gesetzt sah,

mich, der ich den Staat der Ohnehosen, der Strickerinnen Robespierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüsteste, willkürlichste und launenhafteste aller Tyranneien, die Tyrannei der Massen und der Gassen, miterduldete! Oh, ihr Siebenschläfer da drüben in Deutschland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Gewiß, der Proceß der Geschichte ruht nie; aber er ist ein Kreislauf, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Wohl häutet sich die Schlange, streift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber sie bleibt Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechseln, das Wesen aber ist und bleibt stets dasselbe. Nur Nebulisten und Phantasten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menschen aufhören würden, zu thun, was sie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo sie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieser Moral der Weltgeschichte noch das kläglichste? Der Umstand, daß die genialischen Menschen, die Helden, sowie die großangelegten Schurken stets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müssen . . .

Die Titanomachie ist vorüber und die Pygmäen richten sich möglichst bequem auf der grausigen Walstatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt alles, was noch gesund, tüchtig und rüstig in dieser Nation, ist, angewidert von dem Anblick der wüsten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird soldatisch, ist es bereits und will ihre Principien, natürlich verunstaltet und gefälscht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiserner Faust die ungeheure, ungeduldig nach außen strebende kriegerische Kraft zusammenfaßt und lenkt. Vielleicht ist der Mann auch schon

gefunden. Ich erinnere mich wenigstens, vor zwei Jahren einen gesehen zu haben, der aus dem Metall gegossen schien, woraus die Geschichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstage zum 10. August. Ich stand mit hunderten von Neugierigen am mittleren Bassin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber, wo im Oeil-de-Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fensternische belagert hielt. Ganz nahe bei mir stand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von seiner Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barsch aus dem Ministerium entlassen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er seine Gestalt mittels einer langen Redingote und seine Züge mittels eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen suchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenster erschien, umspielte ein sardonisches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Ministers. In diesem Augenblick sagte eine scharf, fast schneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vordern fünfhundert des Gesindels niederkartätschen sollen, die übrigen würden sofort ausgerissen sein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, schmächtigen, jungen Mann in der verschabten Uniform eines Artillerieofficiers. Ein hageres, olivengelbes Gesicht, von langen schwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholische Feuer großer, südländisch-dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in diesem Kopf, in diesen Zügen etwas römisches, etwas cäsarisches, was mich im höchsten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denselben seither nicht wieder gesehen und kenne seinen Namen nicht. Aber seltsamer Weise machte mich die schiller'sche Stelle in deinem letzten Briefe der Erscheinung im Tuileriengarten lebhaft wieder gedenken.

Dieser 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Unter-

gangsstrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsseil zugeworfen. Lafayette kam aus seinem Lager nach Paris geeilt, um die Royalisten und die Konstitutionellen um sich zu sammeln, verklagte den Jakobinismus an die Schranken der Nationalversammlung und bot der königlichen Familie seine Dienste an. Der König behandelte den „General der Konstitution“ mit beleidigender Kälte und sprach nur wenige gleichgiltige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet sich zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenso verständige als tugendhafte Prinzessin Elisabeth aus: „Man muß das Vergangene vergessen und wir müssen uns mit Vertrauen diesem Manne in die Arme werfen, dem einzigen, welcher den König und seine Familie retten kann!“ „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrsinn Marie Antoinette — viel besser ist es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet zu werden!“ . . . Ob aber das Rettungsseil haltbar gewesen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsseile für untersinkende Königthümer dreht. Seine Erscheinung in Paris war ganz fruchtlos und mußte es sein, denn der General war zu dieser Zeit schon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erschreckend rasch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, dessen der „große Altar, wo die rothe Messe celebrirt wurde“ — wie der wüthende Terrorist Boulland das Gerüst der Guillotine nannte — schon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerensträflinge zum Freiheitssymbol muß als eine der albernsten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entsprang, wie bekannt, aus den Zurüstungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecherischen Triumphe, welchen Collot d'Herbois und Mitkomödianten den amnestirten vierzig Schweizersoldaten vom Regimente Chateauvieux bereiteten, die mit Fug und Recht zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren. Weniger bekannt und euch in Deutschland wohl gar nicht, ist, daß

Robespierre, der abstrakte Formelmensch, der zierlich frisirte und gepuderte, wohlgebürstete Contrat-Social-Pedant, welcher eigentlich ein Fanatiker der Ordnung gewesen, die rothe Mütze verachtete und verabscheute. Eines Abends zu Ausgang des März von 1792 war ich im revolutionären Pandämonium in der Straße Saint-Honoré, als Dumouriez, wenige Tage zuvor Minister geworden, kam, um der „Société-Mère“ seine Achtung zu bezeugen. Es war neu eingeführter Brauch, daß, wer die Rednerbühne im Heiligthum Sankti Jakobi bestieg, die rothe Mütze aufsetzen mußte, und Dumouriez that es. Nach ihm sprach Robespierre und that es nicht. Ein dienstbeflissener Sansculotte eilte ihm auf die Rednerbühne nach und stülpte ihm die unentbehrliche Kappe auf die höchst regelrechte Taubenflügelfrisur. Aber Robespierre, welcher den Launen und Leidenschaften der Menge keineswegs schmeichelte und dem nur seine Feinde nachreden können, er habe den Muth der Ueberzeugung nicht besessen, riß das rothe Ding entrüstet vom Kopf und warf es mit der Gebärde unverholenen Abscheu's zu Boden. In der nämlichen Sitzung hat Dumouriez einen guten, obzwar etwas kynischen Witz gemacht. Als man ihm bemerkte, daß man ihn und seine Kollegen von der Gironde bei Hofe die Sansculotten-Minister nenne, sagte er lachend: „Ei, was? Nun, wenn wir Sansculotten sind, so wird man nur um so besser wahrnehmen können, daß wir Männer“ . . .

Doch ich wette, ihr kennt daheim den wahren Ursprung des vielberufenen Wortes nicht. Es ist dieser. Während der ersten Monate der Revolution lustwandelten bekanntlich noch viele Leute von der vornehmen Welt höchst vergnüglich an den Ufern des gewaltigen Stromes, welcher, aus seinem Bette schwellend, die Lustwandler bald mit sich fortreißen sollte. Eines Tages wohnten zwei vornehme Damen, Frau von Coigny und Frau von P . . ., nach ihrer Gewohnheit der Sitzung der Nationalversammlung an und begleiteten die ihnen missfällige Rede des royalistisch eifernden

Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuschvollen Missfalls-bezeugungen. Aergerlich darüber, schrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präsidenten hinüber: „Herr Präsident, stopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieser Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Priester, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie sie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigsten Sorte, so war auch diesen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu schlecht, die Instinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenschaften zu entzügeln. Auf den Umstand, daß in den Provinzen die Volks-menge noch dem krassesten Aberglauben und stupidesten Götzendienst ergeben ist, wurden niederträchtige Machenschaften basirt und ins-besondere war man erfinderisch in Ränken und Schwänken, um die Geistlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorsam dem Gesetze, die Civil-Konstitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfassung geleistet hatten, beim Volke in Mißkredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und ver-haßt zu machen. Ein Beispiel hiervon. Der Pfarrer zu Chatillon sur Sèvres war so ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren wurde ein Mittelchen angewandt, welches spasshaft gewesen wäre, wenn es nicht so satanisch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufschloß, um den Hostienkelch heraus-zunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleisch und das Blut Christi mitzutheilen, sprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer schwarzer Kater entgegen, setzte ingrimmig pfauchend über den Altartisch weg, durchbrach mit Miaugeschrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgestelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entsetzt stob die fromme Schar auseinander und der Sakristan, welcher den un-

glücklichen Murr in das Tabernakel prakticirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erschrecklichen Wunders durch das kräftigst angestimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ sind dutzendweise vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moses an bis heute Gott verunstaltet haben und verunstalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengsel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unseren kühnsten Gedankenflügen alles beste, schönste, höchste in der Idee der Gottheit zusammenfassen, hieß es dann dieser nicht auch eine namenlose Schändung anthun, wenn Menschen, d. h. Menschen-Bestien, welche sich aus dem Taumelkelche des Jakobinismus einen Tollrausch getrunken hatten, den unersättlichen Aasgeier Marat vergötterten? Oh, arme große Charlotte Corday, Heldin, schön wie eine Rose und rein wie Schnee, noch sehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Gestalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin stigmatisiren sollte und dich statt dessen mit dem purpurnen Nimbus des Martyriums umgab, noch sehe ich dich, wie du, bescheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unsäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blicktest, welche maratistisch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verschiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chenier in die Revolutionsepisode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieser Zeit hervorgebracht hat, und unbedingt eines der kostbarsten Opfer des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumphe der Schweizer von Chateauvieux die unauslöschliche Brandmarke seiner Verse aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er seine Heldin also ansprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices —
Baigne-toi dans le tien et reconnais les dieux!"

Der andere Bruder aber, Marie Joseph Chenier, erstattete am 14. November vorigen Jahres im Konvent den Bericht über das Gesetz, kraft dessen die Ueberreste Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köstliche Urne von Achatstein verschlossen und diese auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalastes errichteten Altar zur Anbetung ausgestellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor diesem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jesu, Herz Marats! Oh, heiliges Herz Jesu! Oh, heiliges Herz Marats!" Auf dem Karrouselplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem seine Büste, seine Badwanne, sein Schreibzeug und seine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgestellt wurden.

Im Buche des menschlichen Wahnsinns, sonst auch bescheidentlich Weltgeschichte genannt, darf sich diese Marat-Vergottung sicherlich neben dem wahnwitzigsten sehen lassen und kann selbst neben den Beschlüssen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum", neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquisition und den Hexenprocessen, neben der Bibelbuchstaben-abgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwissenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über diese unsere Erde hindußeln, ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derselben zu finden, wo nicht ein Blödsinn oder ein Gräuel geschah.

5.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, August 1795.

Du würdest dich in unserer Musenstadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthschaft“ mitangesehen und sogar mitgemacht hast, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Gestalten, wie sie damals hier spukten, solche Gesellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konsorten, würden jetzt keine Gastfreundschaft mehr finden und Versuche, das Poetische zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialisch sie angestellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat sich vernüchtert und versteift und selbst der Humor Karl Augusts spielt, wie mir scheinen will, seit des Herzogs Heimkehr von der so kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt etwas in der Luft, das mit Schicksalsschwere auf die Gemüther drückt und auch in die literarische Bewegung mehr und mehr Verstimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit sich zieht, stellt sich immer moroser dem göthe-schiller'schen Kreise gegenüber und geht in seiner Verbitterung so weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialste, platteste Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeschmier eines Lafontaine und die zu kindischem Gefasel und Gelalle heruntergesunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Versuch gemacht, für die weimarer Literaten und die jenenser Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu schaffen. Es ist dies der wissenschaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieser Sitzungen hörte

ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutschen Aristokratie starke Wahrheiten gesagt wurden, und zwar demokratisch herb und derb. Du ersiehst hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangst befallen ist, welche freilich an andern deutschen Höfen wahrhaft lächerlich grassirt. Im übrigen ist hier, nach dem Vorgange Göthe's, dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwissenschaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbesondere sind die Weiber ganz darauf versessen, Herbarien zu kleistern und Steinsammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernste Seite. Denn soviel ist klar, jeder Vorschritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgesetze bricht einen Stein aus der Bastille des Bonzenthums ....

Fast scheint es, der Glanz Weimars müßte vor dem aufgehenden Jena's erblassen. Die alte Universität hat durch die Anwesenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philosophen Fichte einen neuen Aufschwung genommen. Eine Anzahl von begabten und strebsamen Jünglingen, von welchen man sich für Wissenschaft und Poesie vorzügliches verspricht, ist aus allen Gegenden Deutschlands dort versammelt. Man nennt als bedeutend insbesondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe sei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufsteigende Gestirn des Wunsiedlers Jean Paul Friedrich Richter neuestens die Gestirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthusiasmus, welchen gegenwärtig der „Hesperus" Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannst du dir gar keine Vorstellung machen. Alle schönen und nichtschönen „Sansculottes" hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, sind hesperussüchtig. Es sind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man sagen ...

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Nest“, wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeschenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus seiner Arbeitsstube herüber kam. Er sah vergnügt aus und sagte: „Hört, ich habe da etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es etwas ist.“ Damit begann er zu lesen: —

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Horcht ihm der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht ist eine prachtvoll-gedankenreiche Transfiguration der Mission des Dichters. Wir hatten mit freudigster Theilnahme gelauscht, und als Schiller von seinem Papier aufblickend uns ins Gesicht und in die freudestralenden Augen seiner Frau sah, sagte er: „Ich hab' schon gefürchtet, meine poetische Ader sei ganz vertrocknet; aber es scheint doch, sie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das neueste ist, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reise thun muß. Die erste dieser Reisen fiel, mein' ich, in den December von 1789. Die wievielte ist wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimnisse der Demoiselle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann aber schon aus Rücksicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich

die „Demoiselle“ nicht leiden, mit welcher sich Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien selber kopulirt hat. „Ist’s denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade sehr unter das alte Eisen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia ist?“ „Ja, versetzte Schiller, in solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt’s ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiselle hegt, drastisch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Gesellschaft nicht aussprechbar ist.“

Dann redete er mit Fichte über dessen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution,“ und zwar sprach er als Aristokrat, — in dieses Wortes eigentlichem und ursprünglichem Sinne, wohlverstanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energisch Widerpart und Schiller beschloß endlich den Disput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ weisend, welche auf dem Tische lag, sagte: „Die rechten und wirklichen Principien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen. Sie sind noch nirgends als hier!“ Worauf Fichte, das himmelstürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf schlagend und mit seinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anschießend: — „Und wissen Sie, Herr Hofrath, was dieses Buch eigentlich ist? Ich will es Ihnen sagen. Es ist die deutsche Guillotine!“

6.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt’ ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmanne, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten gesehen, etwas stecken müßte. Unlängst sah ich ihn wieder als General Bonaparte,

am 13. Vendemiaire (5. Oktober) mit schnellfertiger Energie die royalistische Insurrektion gegen den Konvent zerstäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint=Roch herab seine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrscherblick! Die Art, wie er seine Rechte bewegte, schien anzudeuten, er fühle, daß das Geschick Frankreichs in diese Hand gelegt sei. Alles in allem: dieser Mann hat vielleicht das Zeug zu einem Cäsar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Washington.

Am 26. Oktober hat der Konvent seine Sitzungen geschlossen und zu existiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er sich aus der Manége versetzt hatte, ist erloschen. Eruptionen, wie der in die Welt geschleudert, müssen jeden Vulkan erschöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche diese Versammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erst eine spätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wissen. Auch die Verdienste und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erst in viel späterer Zeit auf der Goldwage der Geschichte richtig geprobt werden. Heutzutage wirft noch jeder seine Parteileidenschaft mit in die eine oder andere Wagschale. Merkwürdig ist aber, daß sich das Urtheil über den mir persönlich stets unausstehlich gewesenen Contrat=Social=Pedanten Robespierre schon jetzt zu modificiren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment immer verabscheuten, nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie einen groben politischen Fehler begangen hätten, als sie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit solchen notorischen Schurken wie Tallien und Collot gemeinschaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royalist, Monsieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „sei ganz unbestreitbar, daß die größten Gewaltsamkeiten seit dem Beginne des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Scene gesetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's sannen.“

Am 28. Oktober ist mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konstitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberste Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und installirt. Es wird eine Regierung der Schwäche sein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausschusses, Carnot, darin sitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieser Tage sehr vernehmlich sagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, ist, daß er zu milde gewesen.“ Wir treiben, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht allzu schnell, aber sicher zur Monarchie zurück. Denn alle Welt sehnt sich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illusionen sind zerstoben, die Principien verbraucht oder verfälscht, die politischen Schaustücke sind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität speit man. Mit Recht! Fasse nur, mein Freund, um die bodenlose Infamie dieser Metze zu erkennen, dies eine Beispiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfest, war Pethion der Herrgott der Pariser, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr später fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefressenen Leichnam des Abgottes, der sich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht selber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge ist, wo möglich, noch kürzer als ihr Verstand, und wer sich den Respekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer sichern will, thut am besten, wenn er stets zu dem demselben spricht wie der Herr zu dem Knecht . . .

Das Regiment des Schreckens ist vorüber, das der Lüderlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt sich nach Kräften auf, um die verrauschte Blutorgie in Wollustbakchanalien zu vergessen. Alle Welt lechzt nach Genuß, jedermann stürzt sich in alle möglichen und irgendwie erschwinglichen Vergnügungen und niemand kümmert sich um den sicher bevorstehenden kolossalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Assignaten

im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig steht an der Börse der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier sind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorstellung erhaltest von der Theurung, welche alle diese Jahre her hier geherrscht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchst bescheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Personen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat December des verflossenen Jahres 5022 Francs gekostet hat. Ich fand da Posten wie diese: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfd. Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brot 180 Fr.)

Es liegt ein melancholischer Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche seit etlichen Monaten wenigstens in mehreren Quartieren schüchterne Versuche macht, wieder ein aristokratisches und royalistisches Aussehen zu gewinnen, und mich auf solchen Wanderungen der Scenen zu erinnern, welche ich auf diesen Straßen und Plätzen mitangesehen habe zur Zeit des Ohnehosenregiments, wo Cambon seinen Concitoyens zuschrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Kosten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsschuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!“ . . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philosophie des Schreckens zu dem Satze zuspitzte: „Das Brett der Guillotine ist ein Bett, nur etwas schlechter gemacht als ein anderes.“

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Systematikers Saint-Just, welcher in einem mädchenhaft schönen Körper eine Eisenseele trug, das Wort: „Mit Rücksichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konsequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt sein düsteres Gepräge aufgedrückt und überall lastete die Eintönigkeit eines

forcirten Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuserzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inschrift: „Liberté, égalite et fraternité ou la mort!“ aussahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Processionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garstige Karmagnole-Uniformität. Dieser Mode zufolge traten die Männer einher in Wämmsern von grobem schwarzem Tuche, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Westen, unter der Nase möglichst ungeheuerliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte schwarze „Jakobitenperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerläßlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgendeiner Form tragen mußten. Ja, die terroristische Pedanterei ging so weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlassen wurde. Du kannst dir denken, wie prächtig sich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. sie gingen in Nachahmung der griechischen Hetärentracht so weit, daß sie zur Stunde glücklich dabei angelangt sind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenst-hemdlicher Bedeutung statt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf diesem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten ist, so sehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modische Damen auch noch des letzten Kleidungsstückes sich begeben werden, mit dem Kirchenvater von Alexandrien philosophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge gewesen und jetzt noch ist, mit welcher paradiesischen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiselles les Citoyennes ihr Fleisch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man sich über den un-

glaublichen Kynismus des Umgangstons und Zeitungsstils, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen ist, nicht sehr verwundern. Das Unflätigste hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne" geleistet, aber an kolossaler Hyperbelhaftigkeit kam auf diesem Gebiete keiner und keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entscheidenden Schlage gegen ihn aus, sagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie". Du kannst dir leicht vorstellen, wie dem luciferischen Stolze Robespierre's dieser Witz thun mußte.

Die brutal-demokratische Dutzbruderschaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja sogar im November 1793 von staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroristische Narrheit als das kindische Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roi und Royal waren förmlich geächtet, selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roi führten, veränderten denselben, auf seinen „höchst verdächtigen" Klang aufmerksam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine hieß, taufte sich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotischer verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Pike beilegte.

Aber am widerlichsten grimassirte und ras'te La Terreur zweifelsohne doch in den vom verrückten Chaumette und seinem Haupthandlager Momoro aufgebrachten und eifrigst geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroristische Aergerniß, und wer noch einen Funken von gesundem Menschenverstand und Gefühl besaß, mußte sich mit Entrüstung und Ekel von diesen abgeschmackten und schamlosen Mummereien abwenden. Der gotteslästerliche und gottesleugnerische Wahnwitz lief geradezu in Blödsinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent

gerichteten Petition verlangte, es sollte Todesstrafe über jeden verhängt werden, welcher so „abergläubisch" sei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott" zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldischen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille Desmoulins durch beispiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieser Praxis in seinem „Vieux Cordelier" alle seine Verfehlungen glorreich gesühnt hat, so fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-sittlichen, Danton vom staatsmännischen Standpunkt aus kräftige Einsprache gegen das atheistische Spektakel; aber am entschiedensten ging demselben Robespierre zu Leibe. Denn wie sein Meister Rousseau, war auch er ein standhafter Deist und in diesem Umstande lag, will mir scheinen, der erste Keim seines Zerwürfnisses mit den Girondisten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialistischen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieser Richtung hin sehr charakteristischen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkte stand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfaßte Adresse diskutirt, in welcher die Worte: „Providence" und „Dieu" vorkamen. Der Girondist Guadet erhob sich gegen solche „Superstition" und machte das Festhalten an derselben dem Verfasser der Adresse heftig zum Vorwurf, sagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher seit drei Jahren so muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Despotismus zu befreien, mithelfen kann, dasselbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen." Die Improvisation, womit Robespierre diesen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals besser und schöner gesprochen. Noch sehe ich ihn, wie er, die unansehnliche und unschöne Gestalt vom Feuer echtesten Pathos vergrößert und verschönert, zuletzt das erhabene Wort sprach:

„Allein mit meiner Seele, wie sollte und wollte ich Kämpfe, die über Menschenkraft gehen, bestanden und überstanden haben, so ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?“

„Seul avec mon âme!“ Gewiß, das war einer jener schrecklichen Aufschreie, wie sie das Menschenherz ausstößt in höchster Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Principmenschen und Charaktermänner zu sein, sind ja immer allein mit ihrer Seele, sind allzeit einsam in dieser Menschenwüste . . .

Das Räthsel des Tempels.

La verdad sospechosa.
(Selbst die Wahrheit wird verdächtig.)
Alarkon.

1.

Der Tempel.

Kein Zweifel, Paris ist jetzt die schönste Stadt des Erdballs. Aber freilich, die Franzosen haben es sich auch etwas kosten lassen, die alte Kothstadt zur modernen Glanzstadt umzuwandeln: — nur seit 1852 bis 1865 ist von stadt- und staatswegen nahezu eine Milliarde auf die Vergrößerung, Vergesundlichung und Verschönerung von Neu-Babylon verwandt worden. La Belle France erweis't sich stets als eine Krösa, so es um Befriedigung der National-eitelkeit sich handelt. Die Verschwendung, womit die uralte und ewigjunge Kokette ihren Empfangsalon Paris ausschmückt, hat übrigens auch etwas Großartiges. Die partikularistische Neidhammelei, Philisterei und Schäbigkeit der Deutschen würden es schwerlich dazu bringen, für den Glanz ihrer Hauptstadt — falls sie nämlich einmal eine widerspruchslos anerkannte hätten — so kolossale Opfer zu bringen.

Ja, die ehemalige Lutetia ist jetzo das Prachtjuwel der Städte. Welche Verwandelungen dieser Weltgeschichtebühne binnen hundert,

binnen fünfzig, binnen zwanzig, binnen zehn Jahren! Wenn heute ein Pariser aus den Tagen des vierzehnten Ludwigs oder des vierten Heinrichs oder gar einer aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert wiederkäme, er würde nur noch die Seine als dieselbe vorfinden, vorausgesetzt, daß er den Strom in Gestalt seiner dermaligen Eindämmung und Ueberbrückung wieder erkennen würde.

Und was alles hat diese Stadt erlebt, seit sie aus der Residenz Julians des Abtrünnigen die Residenz Napoleons des Dritten geworden ist! Ein Gang durch Paris ist eine Wanderung durch die Geschichte Frankreichs; noch mehr, auch eine Wanderung durch die moderne Geschichte Europa's. Denn es bleibt eine Thatsache: das Herz des menschheitlichen Organismus pulsirte seit 1789 bis 1870 in Paris. Dort hob der Hammer zum Schlage aus, wann wieder eine Weltstunde um war. Die Despotenknechte von 1792 waren darum keineswegs so dumm, wie sie aussahen, als sie in dem „Manifest des Herzogs von Braunschweig" alles Ernstes die Forderung aufstellten, daß Paris vom Erdboden weggetilgt werden sollte. Der Instinkt des Hasses und der Furcht sagte ihnen, daß der Hahn der Freiheit dort immer wieder die Flügel schütteln und sein Auferstehungs-Kikeriki in die Welt schmettern würde.

Denn alles hat seine Zeit und so hatte die ihrige auch jene mittelalterliche Glaubensbegeisterung, welche Hunderttausende und wieder Hunderttausende zur Eroberung und Behauptung des „heiligen Grabes" aus dem Abendlande nach Palästina trieb, damit sie dort mehr oder weniger jämmerlich umkämen. Andere Hunderttausende, welche daheim blieben, entäußerten sich wenigstens großentheils oder auch ganz ihrer Habe zu Gunsten der Kämpfer für das heilige Grab und so kam es, daß insbesondere die geistlichen Ritterorden, welche zu dem genannten Zwecke in Palästina entstanden waren, zu großem Reichthum, Glanz und Ansehen gelangten. Den übrigen zwei, den Hospitalitern und Deutschherren, weit voran stand der dritte, die Templer oder Tempelherren (templarii oder

milites, fratres, commilitones templi), so geheißen, weil der erste Sitz des Ordens ein an den sogenannten salomonischen Tempel in Jerusalem stoßendes Gebäude gewesen. Im Jahre 1118 gestiftet, war die Templerschaft schon dreißig Jahre später eine reiche und mächtige Korporation und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts besaß der Orden nicht nur in der Levante, sondern auch und weit mehr noch in sämmtlichen katholischen Ländern Europa's eine Menge von Tempelhöfen, Balleyen, Komthureien und Präceptoreien, einen Besitz an Häusern, Burgen, Land und Leuten, wie er so ausgedehnt und stattlich keinem Fürsten der Christenheit als Domäne zu eigen war. Den meisten Reichthum und größten Glanz hatte jedoch die Templerei in Frankreich erworben, wo der „Tempel“ in oder vielmehr bei Paris für den eigentlichen Mittelpunkt des Gesammtordenslebens galt.

Von der Place de la Concorde zieht sich in einem grandiosen Bogen bis zur Place de la Bastille die Reihenfolge von Prachtstraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt sind. Bei der Porte St. Martin wendet sich dieser unvergleichliche Bogen in ziemlich scharf südöstlicher Schwingung dem Bastilleplatze zu und zwar zunächst unter dem Namen „Boulevard du Temple“. Hier stand zur Zeit der ersten französischen Revolution ein jetzt verschwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, dessen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „der Tempel“ gewesen ist. Die Anfänge der Erbauung dieses Schlosses, welches die Schlösser der gleichzeitigen französischen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf, fielen in die Regierungszeit Ludwigs des Siebenten, welcher den Templern einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen Bauplatz geschenkt hatte, ein sumpfiges Stück Feld vor dem Stadtthor St. Antoine. Mit derselben Raschheit des Aufschwungs, welche die ganze Templerei kennzeichnete, stieg aus diesem Sumpffeld der „Tempel“ empor, mit seinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen eine be-

trächtliche Bodenfläche bedeckend oder umfassend. Die Burg war der Sitz des Großpräceptors von Francien, welcher Ordensbeamte dem Ansehen nach der dem Großmeister zunächst stehende gewesen ist, und hier wurden auch die großen Generalkapitel der sämmtlichen diesseits der Alpen angesessenen Templerschaft abgehalten, während welcher Versammlungen der Tempel häufig vielen Hunderten von Tempelherren und dienenden Brüdern („Servienten") zur Herberge diente. Das Hauptgebäude der Ordensburg, der gewaltige viereckige Thurm, wurde erst im Jahre 1306 durch den Großpräceptor Jean-le-Turc vollendet.

Kaum war der Thurm vollendet, als König Philipp der Schöne, gegen welchen um seiner ewigen Steuererhebungen und Falschmünzereien willen die Bürger von Paris in Waffen sich erhoben hatten, darin eine Zuflucht fand. Die Templer schützten ihn und versöhnten ihm auch mittels ihres großen Einflusses die aufständischen Pariser. Der König stattete in seiner Weise den pflichtschuldigen Dank ab — d. h. er verschwor sich mit seiner Kreatur, dem Papst Klemens dem Fünften, zur Vernichtung des Ordens. Der Schuldigere von beiden war hierbei jedenfalls der Papst. Denn Philipp der Schöne, ein entschlossener, rücksichts- und skrupelloser Arbeiter an dem großen Werke der Staatseinheit Frankreichs, konnte wenigstens zu seinen Gunsten anführen, daß die Austilgung der Templerei dieses Werk um einen beträchtlichen Ruck vorwärts brächte; der fünfte Klemens dagegen, von Amtswegen der geschworene Beschützer des Ordens, lieh nur aus infamer Habsucht und elender Feigheit seine Hilfe zur Zugrunderichtung desselben. Freilich, wie sollte ein Gefühl für Recht und Ehre, wie eine Regung von sittlichem Muth von einem Manne zu erwarten gewesen sein, welcher als einer der wahlverwandtesten Vorgänger Alexanders des Sechsten in der Geschichte der „Statthalter Christi" dasteht? Von einem Papste, dessen zuchtlose Hofhaltung zu Avignon, Poitiers und Bordeaux selbst in jener gewiß

nicht mit übermäßigem Zartgefühle behafteten Zeit jeden nicht ganz verdorbenen Besucher anwiderte; von einem Papste, welcher, dem Zeugniß eines der gebildetsten und ehrsamsten Kirchenfürsten des Mittelalters, des Erzbischofs Antonius von Florenz zufolge, mit seiner „Freundin“, der reizenden Brunisard, Tochter des Grafen von Foix und Frau des Grafen von Talleyrand-Perigord, ganz öffentlich lebte, — so öffentlich, daß die „Freundin“ Sr. Heiligkeit nicht anstand, aus der päpstlichen Tiare die schönsten Diamanten ausbrechen und in ihre Armbänder fassen zu lassen! Auch „zur größeren Ehre Gottes“ vermuthlich!

Am 12. Oktober von 1307 war König Philipp der Schöne mit seinem ganzen Hofe im Tempel zu Gaste, — zu Gaste bei dem Großmeister Jacques de Molay, welchen auf des Königs Wunsch der Papst tückischer Weise von der Insel Cypern nach Frankreich gelockt hatte, damit derselbe in das Verderben des Ordens mitverwickelt würde. Am Morgen des nächsten Tages sollte dieses Verderben anheben. Den Vorwand dazu mußten, wie jedermann weiß, die „Verbrechen“ des Ordens hergeben, welcher allerdings durch Stolz, Hochmuth, Eigennutz und Ueppigkeit viel gesündigt hatte, allein der blasphemischen und sodomitischen Gräuel, welche die königlichen und päpstlichen Richter, d. h. Folterknechte und Henker, ihm schuldgaben, ganz gewiß nicht theilhaft gewesen ist.

Einhundert und vierzig Tempelbrüder, darunter verschiedene Großwürdenträger des Ordens, waren an jenem Oktobertage im Tempel um den Großmeister versammelt, welcher den König bewirthete. Es ging hoch her in dem großen Thurm, allwo die Staatsgemächer sich befanden. Philipp der Schöne war huldvoll und heiter über die maßen, und während er unter Scherzen mit Jacques de Molay und den übrigen Tempelgebietigern tafelte und zechte, hatten seine Baillifs und Seneschalls im ganzen Umfange von Frankreich schon seine strengen Befehle in Händen, mit dem kommenden Tage, dem 13. Oktober, mittels List oder Gewalt aller

Templer auf französischem Boden sich zu bemächtigen und dieselben einzukerkern, sowie sämmtliche Besitzthümer, liegende und fahrende Habe des Ordens mit Beschlag zu belegen.

So geschah es, und was am 12. und 13. Oktober von 1307 vorging, gehört mit zu den schnödesten der im Buche der Geschichte verzeichneten Verräthereien. Der hierauf folgende Templerproceß war sowohl als Ganzes, wie in seinen Einzelnheiten, selbst für jene aftergläubische, recht- und sittenlose, zugleich barbarisch-stupide und tückisch-grausame Zeit ein häßliches Brandmarkmal, eine der höchsten Schandsäulen, welche Königthum und Papstthum mitsammen sich errichtet haben. Es war ein gräuliches Verfahren. Die Folter fungirte als Untersuchungsrichter. Wie sie arbeitete, mag schon das eine Beispiel beleuchten, daß einer der gefolterten Templer im Wahnwitz der Qual und Pein aufgeschrieen hat, er bekenne sich schuldig, den Heiland an's Kreuz geschlagen zu haben. Das ist ganz analog der Thatsache, daß in deutschen Hexenprocessen als Hexen verklagte neun- und siebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, sie seien zu dem Teufel in Verhältnissen gestanden, welche ganz unmöglich, ja undenkbar waren, auch den Glauben an die Existenz eines Teufels vorausgesetzt. Die Hinrichtungen der Tempelbrüder, welche die Qualen des Kerkers und der Marterbank überlebten, waren massenhaft. In Paris allein erlitten einhundert und dreizehn den Feuertod. An einem und demselben Tage, am 12. Mai von 1310, wurden vierundfünfzig Templer an vor dem St. Antonsthore aufgerichteten Brandpfählen mit langsamem Feuer zu Tode gequält, allesammt inmitten der Pein bis zum letzten Athemzug ihre Unschuld betheuernd. Dies that in feierlichster Weise auch der Großmeister Jacques de Molay, welcher, zugleich mit ihm der Großpräceptor der Normandie, am 11. März von 1313 den auf der kleineren Seineinsel, da, wo später die Statue Heinrichs des Vierten aufgestellt wurde, errichteten Scheiterhaufen bestieg. Dieser angesichts des Todes ab-

gegebene Protest ist historisch. Die Sage aber, welche ja in ihrer poetischen Weise der herben Tragik der Geschichte häufig einen versöhnenden Zug beizumischen liebt, will, der unglückliche Molay habe aus den Flammen des Holzstoßes hervor den Papst und den König vor den Thron Gottes geladen. Gewiß ist, daß Klemens der Fünfte am 20. April von 1314 zu Roquemaure an der Rhone starb und Philipp der Schöne am 29. November desselben Jahres zu Fontainebleau.

„Ich werde die Missethaten der Väter strafen an ihren Kindern und Kindeskindern bis in's siebente Glied.“ Ein schrecklicher Spruch, erbarmungslos, grausam und rachsüchtig wie der alttestamentliche Judengott, welchem derselbe in den Mund gelegt ist. Und doch, die Bestätigung desselben findet sich auf zahllosen Blättern des Buches der menschheitlichen Geschicke. Denn mit alles vor sich niederwerfender Gewalt schreitet durch die Weltgeschichte die Vergeltung. Spät kommt sie manchmal, häufig, am häufigsten sogar; aber sie kommt, unerbittlich, taub allem Flehen, mit der eisig-ruhigen Majestät eines Naturgesetzes das Richter- und Rächeramt übend. Ah, wenn an jenem 12. Oktober von 1307 vor den Augen König Philipps, als er im großen Tempelthurme von Paris den verrathenen Tempelherren zutrank, für einen Moment der Schleier der Zukunft zerrissen worden wäre, so daß er hätte hinausblicken können durch die Jahrhunderte auf den 13. August 1792, würde da der todhauchende Odem der Vergeltung nicht seine Seele angeschauert haben? Es war nicht Zufall, nein, es war die Logik der Weltgeschichte, daß der große Thurm des Tempels, in welchem eine der größten Ruchlosigkeiten des aufstrebenden französischen Königsthums geplant und abgespielt worden, an dem genannten Augusttage dem französischen Königthum zum Kerker angewiesen wurde. Unser großer Seher, welcher von allen seit Shakspeare und Milton aufgestandenen Dichtern, obgleich oder vielmehr weil er ein Idealist war, am meisten historischen Sinn

besaß, hat gegenüber dem geistlos-mechanischen Zufallsglauben die weltgeschichtliche Logik schön erkannt und anerkannt, indem er seinen Wallenstein sagen ließ:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Der Tempelthurm, dessen Inneres die jammervolle Agonie Ludwig des Sechszehnten und seiner Familie sah, ist von der Oberfläche der Erde verschwunden; aber niemals wird er aus dem Weltgeschichtebuch verschwinden. Da steht er für alle Zeit, finster, drohend, wie der warnend emporgehobene Finger einer Riesenhand. Ist die Warnung bislang von denen, welchen sie gilt, beachtet worden? Nein. Wird sie in Zukunft beachtet werden? Schwerlich, denn die Geschicke müssen sich erfüllen.

Am 21. Januar von 1793 machte der entthronte König vom Tempelthurm aus seine Todesfahrt zum Revolutionsplatz. Am 1. August wurde Marie Antoinette aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, von wo der entsetzliche Karren sie am 16. Oktober zum Schaffote führte. Am 10. Mai von 1794 hielt dieser Karren wieder vor dem Tempelthor, um eines der reinsten, beklagenswerthesten Opfer des Terrorismus, die Prinzessin Elisabeth, zur Guillotine zu bringen. Am 8. Juni von 1795 starb im Tempelthurm ein armer, körperlich und geistig verkümmerter, rhachitischer und bis zur Stummheit schweigsamer Knabe, Louis Charles, dem König von der Königin Marie Antoinette am 27. März 1785 zu Versailles geboren, erst Herzog von der Normandie, dann nach dem Tode seines älteren, im Juni 1789 verstorbenen Bruders Dauphin von Frankreich.

Aber war der am 8. Juni von 1795 im Tempel gestorbene Knabe wirklich der Dauphin?

Diese Zweifelfrage erhob sich sofort, leise und laut, und sie ist bis auf den heutigen Tag noch nicht so beantwortet oder so zu

beantworten, daß jeder Zweifel verstummen müßte. In Wahrheit, wir haben hier ein ungelöstes Räthsel vor uns, das immer wieder zu Lösungsversuchen reizt. Mag der nachstehende für das angesehen werden, für was er sich gibt: eine unbefangene Zusammenstellung und Werthung der Thatsachen, welche die historische Kritik zur Aufhellung des dunkeln Problems bis jetzt an die Hand gegeben hat.

2.

Das Räthsel.

Thatsache ist zuvörderst, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nach einander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig der Siebenzehnte aufgetreten sind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont und Williams, Glauben und Anhänger gefunden haben; zum Theil innigst überzeugte und leidenschaftlich begeisterte Anhänger. Dies muß auf den Umstand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen war und Bestand gewonnen hatte, der angeblich im Tempel gestorbene Dauphin sei ein untergeschobenes Kind gewesen, der wahre und wirkliche lebe und sei aus dem Kerker gerettet. Man darf sogar behaupten, daß diese Anschauung die öffentliche Meinung war, wodurch freilich nichts bewiesen wird. Denn was ist zumeist die „öffentliche Meinung“? Nichts als ein verworrenes Geräusch, das aus dem Zusammenstoß der so oder anders angestrichenen Bretter entsteht, welche die Menschen vor ihren Stirnen tragen.

Indessen ermangeln wir doch nicht ganz solcher Anhaltspunkte, die beweisen, daß man auch in Kreisen, welche wissende genannt werden können, von dem Tode des Dauphin nicht über-

zeugt gewesen ist. Herr Labreli de Fontaine, ehemals Bibliothekar der Wittwe des Herzogs von Orleans-Egalité, hat in einer von ihm unterzeichneten und veröffentlichten Flugschrift erklärt, die verbündeten Monarchen seien im Jahre 1814 so zweifelhaft gewesen, ob Ludwig der Siebenzehnte nicht noch am Leben sei, daß sie zwar öffentlich Ludwig den Achtzehnten als König anerkannt, im Geheimen aber und sogar vertragsmäßig sich verpflichtet hätten, dem möglicher Weise lebenden Sohne Ludwig des Sechszehnten den französischen Thron noch zwei Jahre lang offen zu halten. Sollte sich für diese Behauptung nicht ein vollgiltiger urkundlicher Beweis beibringen lassen? Fest steht wenigstens, daß ein Theil der Royalisten, welche nach dem faktischen Untergange der französischen Republik, d. h. nach dem 9. Thermidor von 1794, eifrig an der Wiedereinsetzung der Bourbons arbeiteten, an den Tod des Dauphin nicht glaubte. Ein sehr glaubwürdiges Zeugniß hierfür wurde noch im Jahre 1851 beigebracht, bei Gelegenheit des Processes, welchen die Hinterlassenen Naundorffs bei den französischen Gerichten anstrengten. Dieses Zeugniß rührte von Herrn Brémond her, dem ehemaligen Geheimsekretär Ludwig des Sechszehnten, und besagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wisse ganz bestimmt und aus besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel gestorben, sondern gerettet sei. Steiger stand aber, wie bekannt, mit den höchsten Kreisen der royalistischen Emigration, wie auch mit den Generalen der Vendée, in engen Beziehungen.

Die gäng und gäbe Sage inbetreff der Rettung des Prinzen aus dem Tempel ist, daß dieselbe auf Betreiben von Josephine Beauharnais durch ihren damaligen Liebhaber Barras bewerkstelligt worden sei. Diesen zwei Personen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geschichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud,

Amme des Dauphin bis zu dessen Einkerkerung im Tempel, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechszehnten erkannt und anerkannt worden ist. Freilich, die ganze Rettungshistorie des Dauphin, wie Naundorff sie erzählte, ist ein solches Wirrsal von Abenteuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man sie der Phantasie eines Viktor Hugo entsprungen glaubt, welche bekanntlich schließlich toll geworden, so sie das nämlich überhaupt erst zu werden brauchte. Es gibt aber auch noch andere Versionen dieser Historie. Eine derselben, von denen geglaubt und verbreitet, welche den geretteten Dauphin in der Person des Richemont erkannten und verehrten, lautet also: „Am 19. Januar von 1794 wurde der Prinz, mit Vorwissen und Beihilfe seines bestochenen Wärters Simon, durch die Herren Frotté und Ojardias, Emissäre des Prinzen von Condé, aus dem Tempel entführt, nachdem man an die Stelle des Entführten einen stummen Knaben von gleichem Alter gebracht hatte. Der gerettete Dauphin aber ward nach der Vendée gebracht, begab sich, nachdem sein angeblicher Tod im Tempel officiell bekannt gemacht worden, zur Armee des Prinzen von Condé und wurde von diesem später (1796) dem General Kleber anvertraut, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei sich behielt.“ Weiter brauchen wir diesen Mythus nicht zu verfolgen. Dagegen ist die Frage zu berühren, warum denn der gerettete Prinz nicht sofort bei sämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeisterte Anerkennung gefunden habe? Hierauf wird uns die ziemlich plausibel lautende Antwort: —

In der bourbonischen Familie herrschten bekanntlich schon vor dem Ausbruche der Revolution heftige Zerwürfnisse und man schrieb insbesondere und allerdings nicht ganz ohne Grund dem schlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechszehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte, die planmäßig verfolgte Absicht zu, die Nachkommenschaft seines älteren Bruders,

schon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tode des Dauphin im Tempel der Graf von Provence von einem Theil der Royalisten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich alles daran gesetzt, jedem von seinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anspruch zum voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Zu diesem Zwecke hätten es Ludwig der Achtzehnte und seine sämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Tempel gestorben sei. Um aber auch der Schwester des Prinzen, der Prinzessin Marie Therese Charlotte, von verzückten Royalisten als die „Waise des Tempels" glorificirt, welche im December 1795 zum Austausche von Kriegsgefangenen an die Oesterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieses Glaubensartikels zu belieben, trennte man ihr Interesse von dem ihres Bruders, indem man sie mit dem ältesten Sohne des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, maßen Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die Aussicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulème, eine entschiedene Null. Hieraus habe man sich denn auch den Umstand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulème mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Versuch, sie von der Rettung ihres Bruders aus dem Tempel, von seinem Fortleben, von seinem Dasein zu überzeugen, herb abweisend sich benommen hat.

Und doch war es dieselbe Prinzessin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkschrift, worin sie ihre Erlebnisse im Tempel aufgezeichnet hat — („Récit des évènements arrivés au Temple", par Madame Royale) — für die Behauptung, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden und zwar an dem schon erwähnten 19. Januar von 1794, einen sehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle ist diese: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzessin und ihre Tante

Elisabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer desselben) — ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Tempel verließe, und wir wurden dessen überzeugt, als wir, durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthüre blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thüre des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem Glauben, daß er weggegangen — (will sagen, weggebracht worden sei) noch bestärkte."

Wir sind aber mit diesem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß gerade an diesem Tage der verrufene Schuster Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anstellung als Municipalbeamter vertauschte, mit seiner Frau und mit Sack und Pack den Tempel verließ. Thatsache ferner ist es, eine im Verlaufe der oben erwähnten Proceßverhandlung von 1851 als wohlbezeugt erhärtete Thatsache, daß die Witwe Simons, Marie Jeanne Aladame, welche erst am 10. Juni von 1819 gestorben ist und zwar in dem Frauenspital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schwestern, welche daselbst die Krankenpflege besorgten, wiederholt und umständlich erklärt hat, der Dauphin sei nicht im Tempel gestorben, sondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihilfe, und zwar an demselben Tage, wo sie ihren Auszug bewerkstelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung sei aber so vollzogen worden. Unter anderem Spielzeuge habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen lassen. In dem Bauche dieses Pferdes wurde das (stumme) Kind, welches man der Person des gefangenen Dauphin unterschob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieser Korb sodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäsche bedeckt. Die Wache

am Tempelthor untersuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäsche zu durchstöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem sie mit gut gespielter Entrüstung die Männer zurückwies, sie bedeutend, das sei ihre schmutzige Wäsche. Also sei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Tempel geschmuggelt worden.

Nun haben freilich alle diejenigen, welchen irgendwie daran liegen mußte, die Ansicht, der Dauphin sei im Tempel gestorben, als die allein richtige aufrecht zu halten, die Behauptung aufgestellt, die Witwe Simons sei, als sie die citirte Mittheilung machte, verrückt gewesen; aber für diese Behauptung ist nicht ein Schatten von Beweis beigebracht worden, während im Gegensatze hierzu die Zeugnisse der barmherzigen Schwestern, die Witwe Simon habe, als sie ihre Angaben machte, dies bei vollem Verstande gethan, ganz bestimmt lauten. Dieser Einwurf gegen die Erzählung der Frau wäre also beseitigt. Aber war die ganze Aussage vielleicht nur eine Dichtung, mittels welcher die Witwe Simons die Wucht des gerechten Abscheus mindern wollte, welche auf ihr selbst und auf dem Andenken ihres Mannes lastete? Eine bestimmte Bejahung dieser Frage ist ebenso unmöglich wie eine bestimmte Verneinung. Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß die Ansicht, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden, in den höchsten und allerhöchsten Hofkreisen mißfällig, sehr mißfällig war und daß, wenn irgendwer, die Witwe Simons sich zu scheuen hatte, das Mißfallen der Machthaber von damals auf sich zu ziehen. Es ist daher durchaus unstatthaft, anzunehmen, die Frau habe ihre Phantasie angestrengt, um etwas zu ersinnen, was ihr keinen Dank, sondern möglicherweise nur Verfolgung eintragen konnte.

Die Entführung des Prinzen in der Erzählung der Witwe Simons hätte offenbar das Einverständniß und die Mitwirkung von damals, d. h. im Jahre 1794, einflußreichen Männern zur

Voraussetzung gehabt. In dieser Beziehung ist von verschiedenen Seiten her auf Cambacérès hingewiesen worden. Der über gar manches, was hinter den Kulissen der Revolutionsbühne vor sich gegangen, wohlunterrichtete Verfasser der „Histoire secrète du Directoire“ — man schreibt sie dem Grafen Fabre de l'Aude zu — meint: „Es scheint gewiß, daß man das Publikum hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig der Siebzehnte gestorben, getäuscht hat. Cambacérès gab das zu; aber niemals wollte er mittheilen, was er über diese Angelegenheit wußte.“ Im Mai von 1799 sodann schrieb die Gräfin d'Adhémar, gewesene Palastdame der Königin Marie Antoinette, in das Buch ihrer „Souvenirs“, indem sie auf den Dauphin zu reden kam: „Unglückliches Kind, dessen Regierung in einem Kerker begonnen und beschlossen wurde, das aber doch nicht in diesem Kerker den Tod gefunden hat! Gewiß, ich meinerseits will in keiner Weise die Anhaltspunkte vermehren, welche Betrügern sich darbieten könnten; aber, indem ich dieses niederschreibe, bezeuge ich bei meiner Seele und bei meinem Gewissen: ich weiß bestimmt, daß Se. Majestät Ludwig der Siebzehnte nicht im Tempelkerker gestorben ist. Sagen zu können, wohin der Prinz gekommen und was aus ihm geworden, behaupte ich nicht; ich weiß es nicht. Nur Cambacérès, der Mann der Revolution, wäre im stande, meine Angabe zu vervollständigen; denn er weiß hierüber viel mehr als ich....“ Da hätten wir ein recht förmliches und feierliches Zeugniß. Schade nur, daß dasselbe anfechtbar. Die „Erinnerungen“ der Gräfin d'Adhémar rühren nämlich großen Theils nicht von ihr selbst, sondern von dem Baron Lamothe-Langon her, auf welchem der wohlgegründete Verdacht ruht, Wahrheit und Dichtung häufig so vermischt zu haben, daß man Mühe hat, zu unterscheiden, wo jene aufhört und diese anfängt. Jedoch ist gerade inbetreff der angeführten Stelle wohl zu beachten, daß Lamothe-Langon einer der vertrautesten Hausfreunde von Cambacérès gewesen ist und demnach allerdings von der auf-

fälligen Betheiligung des letzteren an der Entführung des Dauphin, wenn nicht alles, so doch etwas wissen konnte. Die Vermuthung, daß Cambacérès wirklich bei der Sache betheiligt gewesen, gewinnt einigermaßen an Bestand dadurch, daß die Bourbons nach ihrer ersten Rückkehr (1814) und sogar nach ihrer zweiten (1815) dem Manne eine ganz merkwürdige, geradezu auffallende Schonung angedeihen ließen, dagegen mit ebenso auffallender Hast sofort nach seinem Tode seine Papiere versiegeln und mit Beschlag belegen ließen. Hatte man aus dem Munde des lebenden oder aus den Papieren des todten Cambacérès eine Enthüllung des Tempelgeheimnisses zu befürchten? Denn wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß es für Ludwig den Achtzehnten, wie für Karl den Zehnten, und auch nachmals für den Julikönig Louis Philipp von höchstem Interesse war, das Räthsel des Tempels ungelöst zu lassen und jeden neuauftauchenden Zweifel an dem angeblich im Tempel erfolgten Tode des Dauphin sofort niederzudrücken.

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauschung und Entführung des Prinzen stattgefunden, wohin ist er gekommen und was ist aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem seit dem 21. Januar 1793 die französischen Royalisten von legitimitätswegen ihren König erblicken mußten, kann doch nicht so spurlos verschwinden, als hätte die Erde ihn verschlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, ist reine Faselei. Condé war zwar ein notorischer Schwachkopf, aber in seiner Art ein ehrlicher Mann, der sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen, seinen legitimen König zu verleugnen. Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei sich hatte, sondern auch an das von seiten der republikanischen Behörden amtlich kund gegebene Ableben desselben im Tempel aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten schloß: „Der König Ludwig der

Siebenzehnte ist todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin sich ausgaben, hat sich seine Odyssee zurechtgemacht, d. h. eine Rhapsodie der Abenteuer und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Tempel angeblich zu bestehen gehabt. Allein dies ist kein Stoff für den Historiker, sondern nur etwa für einen Novellisten à la Monsieur A. Dumas de Monte Christo. Allerdings heißt es gar mannigfach: „Credo quia absurdum est“ (ich glaube an den Unsinn, nicht obgleich, sondern weil er Unsinn) — und demzufolge war es ganz in der Ordnung, daß auch das nachstehende von einem stark angebrannten Royalistengehirn ausgebrütete absurde Märchen Glauben fand in der Welt. Die Entführung des Dauphin aus dem Tempel hat vor dem 9. Thermidor stattgefunden, also zu einer Zeit, wo nur ein Mensch so etwas wagen konnte, Robespierre. Dieser hat an die Stelle des wahren Dauphin einen falschen gebracht, welcher als solcher im Nothfalle leicht verificirt werden konnte. Den wahren aber hat er beseitigen, ermorden, kurz, verschwinden lassen, weil er ihm ein Hinderniß war auf dem Wege zum Throne von Frankreich, auf welchen er, Maximilian Robespierre, sich schwingen wollte und zwar mittels einer — (hört! hört!) Heirat mit der gefangenen Schwester des beseitigten Dauphin, mit der Prinzessin Marie Therese, der nachmaligen Herzogin von Angoulême. Der Zug fehlte noch zur völligen Verungeheuerlichung des Mannes, in welchem alle die kleinen und großen Kinder, ungelehrte und gelehrte, den riesengroßen Sündenbock der französischen Revolution erblicken, weil sie die Gesetze des weltgeschichtlichen Processes nicht kennen oder nicht verstehen und daher ganz unfähig sind, die große Umwälzung in ihrer Totalität zu fassen und zu begreifen oder, was dasselbe sagt, die Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Doch wir haben uns jetzt hinlänglich lange in der Wolkenregion der Vermuthungen und Behauptungen, der Fabeln und

Märchen herumgetrieben. Wir mußten es thun, wollten wir das in Rede stehende Problem allseitig in die richtige Beleuchtung rücken. Jetzt aber treten wir auf festeren Boden hinüber.

Nachdem der sansculottische Schuster Simon, wie wir sahen, sein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle sechs Monate lang ohne specielle Aufsicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechselnden Kommissären der Kommune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeschobenes Kind — thatsächlich jetzt viel grausamer behandelt, als er von Simon und dessen Frau behandelt worden war. Alles schien nicht nur, sondern war auch augenscheinlich darauf berechnet, entweder den wirklichen Dauphin langsam zu morden oder aber den falschen in einen Zustand zu versetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über seine Persönlichkeit an den Tag zu bringen und mittels dieser Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterschiebung zu verwischen. Man sperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Tempelthurms in ein düsteres und mittels künstlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als sollte er weder sehen noch gesehen werden. Man ließ ihm seine kärgliche Nahrung mittels einer Art Drehscheibe zukommen; er durfte nie mehr im Garten des Tempels oder auf der Plattform des Thurmes sich Bewegung machen, noch auch mit seiner gefangenen Schwester zusammenkommen, ja derselben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einsamkeit in einem bei Tage lichtlosen, bei Nacht unerhellten Gelasse, dessen Zugänge so zu sagen förmlich verbarrikadirt waren.

Ist dies alles nur eine Wirkung der ängstlichen Sorge des Sicherheitsausschusses gewesen, das kostbare Pfand könnte durch die

Bourbonisten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Absicht, den Knaben dem Anblick aller Personen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erst am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter bestellt und zwar in der Person des schon weiter oben genannten Kreolen Laurent, dessen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Josephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorier, welche der großen Lüge, daß sie „aus Menschlichkeit" gegen Robespierre und seinen Anhang rebellirt hätten, einen Schein von Wahrheit geben wollten, ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine scheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu spät gekommen sein würde, falls sie mehr als eine nur scheinbare gewesen wäre. Am 13. Thermidor, also zwei Tage nach der Bestellung Laurents zum Wächter, besuchten etliche Mitglieder des Sicherheitsausschusses den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauschung des Prinzen durch Laurent bewerkstelligt worden wäre, müßte dies also am 12. Thermidor geschehen sein; denn der neue Wächter mußte sich doch, bevor er das Wagstück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des naundorff'schen Processes zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlassenen Naundorffs, der bekannte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin „konstatirt" war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, so würde darin ein höchst wichtiger, ja ein Ausschlag gebender Umstand gefunden sein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abschriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe sollen im Jahre 1810 dem Justizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden sein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Justizrath Lecoq

gegeben und wäre es, im bejahenden Falle, nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitsausschusses fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgestatteten Besuche einen „etwa neunjährigen“ Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Mißverhältnisse stand.“ Dieser Knabe, der wahre oder ein falscher Dauphin, war zwar im Besitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Besucher vermochten ihm kein Wort, keine Silbe zu entlocken. Dieser Thatsache widerspräche freilich die Angabe von einem Besuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Person dem kleinen Gefangenen abgestattet haben soll. Bei dieser Gelegenheit habe der Knabe mit Barras gesprochen. Allein diese ganze Geschichte von dem barras'schen Besuche ist als gänzlich unerwiesen abzuweisen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehilfen in der Person eines gewissen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie gesehen hatte. In späterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulème zum Kastellan ihres Schlosses Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Tempel den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft gesehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindselig die Herzogin stets gegen die Ansicht, ihr Bruder sei nicht im Tempel gestorben, sich erwiesen hat, so verdient die eben berührte Aussage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorschritte der royalistischen Reaktion oder wenigstens Reaktionsstimmung im Herbst und Winter von 1794 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr, als bis dahin geschehen war, auf den kleinen Gefangenen im Tempel. Auch der Konvent beschäftigte sich daher mit demselben. Am 28. December stellte Lequinio in der Konventssitzung den Antrag, „mittels Verbannung des gefangenen

Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen." In dem Berichte, welchen Cambacérès über diesen Antrag erstattete, beantragte er Verwerfung desselben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beschlossen wurde. In der Debatte äußerte Brisal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden sind, die Ueberbleibsel einer unreinen Rasse verschont hat." Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde." Großer Beifall. „Ich rufe selber mich zur Ordnung," sagte Brisal.

Zur selben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß sein Siechthum zunähme, schickte die Kommune eine Abordnung in den Tempel, welche dann den amtlichen Bericht erstattete, daß „der kleine Kapet an seinen Hand- und Fußgelenken, insbesondere an den Knieen, geschwollen sei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu erhalten; daß er seine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen sei, sich irgendwelche Bewegung zu machen." Durch diesen Bericht beunruhigt, wie es scheint, sandte der Sicherheitsausschuß am 27. Febr. von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Tempel, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tische sitzend und beschäftigt, mit Karten zu spielen. Er gab beim Eintritte der Deputirten sein Spiel nicht auf. Harmand setzte ihm den Zweck dieses Besuches auseinander und daß er und seine Kollegen ermächtigt seien, ihm jede Erleichterung und Zerstreuung zu bewilligen. Das Kind schaute den Sprecher aufmerksam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Silbe entfiel seinen Lippen. Harmand sagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monsieur, ob

Sie ein Pferd, einen Hund oder Vögel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von Ihrem Alter wünschen? Wollen Sie im Garten spazieren gehen oder auf die Plattform des Thurmes steigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?" Keine Antwort. Harmand stellte sich an, als vertauschte er das gütige Zusprechen mit einem befehlenden. Umsonst, keine Antwort. Harmand versuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demselben vorstellte, sein Schweigen machte es ja den Kommissären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erstatten. Vergebens, der Knabe blieb stumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunsch gab er diesem sogleich die Hand. Auch auf Trotz und Tücke konnte sein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit seinen Kollegen den Tempel verließ, die beiden Wächter, welcher Ursache denn wohl diese außerordentliche Schweigsamkeit zuzuschreiben sei. Laurent und Gomin versicherten, wie Harmand in seinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz seit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo er durch den ruchlosen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenlose Schändlichkeit gegen seine Mutter Marie Antoinette auszusagen, niemals wieder den Mund zum reden aufgethan habe.

Aber Laurent und Gomin hatten sich damals, im Oktober 1793, noch gar nicht im Tempel befunden und ihre Aussage hat also nur insofern Werth, als sie angibt, der Gefangene habe sich seit dem Eintritt der beiden in das Wächteramt stumm verhalten. Die angeführte Motivirung des prinzlichen Stummseins ist übrigens reiner Blödsinn. Der Dauphin konnte darüber, daß er sich durch Hébert jene schmutzige Aussage hatte entpressen lassen, unmöglich eine so verzweiflungsvolle Reue empfinden, weil er jene ihm durch Hébert auf die Zunge gelegte Aeußerung weder in ihrem Wesen noch in ihrer Tragweite hatte verstehen können. Und welcher

Mensch von gesundem Menschenverstande wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entschluß fassen und mit eiserner Energie bis zu seinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen? Nonsens!... Aus alledem geht also hervor: Harmand und seine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen stummen Knaben, während konstatirter maßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen waren.

Zu Anfang Aprils trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewisser Lasne. Dieser spielte später eine wichtige Rolle in der Meinung solcher, welche glaubten oder wenigstens andere glauben machen wollten, der echte Dauphin sei im Tempel gestorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene sei nicht stumm gewesen. Aber das Zeugniß dieses Menschen ist im höchsten Grade verdächtig; erstens deßhalb, weil er sich, gerichtlich vernommen, total widersprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einzigesmal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens deßhalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, seiner Aussage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von diesem herrühren konnten. Pascal oder Montesquieu hätten sich, in die Lage des kleinen Gefangenen versetzt, kaum weiser und tiefsinniger ausdrücken können. Ein neunjähriges, krankes, seit Jahren allem Unterrichte, sogar allem Umgange entzogenes Kind konnte nicht so philosophisch reden; es ist schlechterdings undenkbar!

Aber wir müssen unsere Schritte wieder um etwas zurücklenken, um dann mit logischer Sicherheit weiter vorgehen zu können .... Der Bericht, welchen Bürger Harmand dem Sicherheitsausschuß, d. h. der höchsten Polizeibehörde der Republik, erstattete, wurde geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen

keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieselbe. Es scheint aber fast, als hätte Harmand durchblicken lassen, daß er in dem verwachsenen, skrophulösen und stummen Knaben den Dauphin, welcher notorischer maßen ein gesunder, wohlgestalteter und aufgeweckter Junge gewesen war, nicht erkannt habe und daß er so unvorsichtig-ehrlich gewesen sei, den thermidorischen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsausschuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müßte. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß man sich beeilte, den Bürger Harmand rasch von der Bühne verschwinden zu lassen: wenige Tage nach seinem Besuch im Tempel wurde er als Kommissär der Republik nach Ostindien verschickt. Das Geheimniß sollte also nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verschlimmerte sich der Zustand des jungen Tempelgefangenen so auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden lassen mußte, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor sei ein menschlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Gesicht schlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe sei nicht der Dauphin gewesen, so begingen diejenigen, welche wissen mußten, daß er es nicht sei, eine grobe Unvorsichtigkeit, indem sie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geschickt wurde. Es war dieser Arzt der berühmte Desault vom Hotel-Dieu; doch sollte er, so bestimmte der Sicherheitsausschuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter sprechen und untersuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beschied der Ausschuß ein Gesuch des Monsieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abschlägig, das Gesuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu dürfen. Scheuten sich die „menschlichen“ Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Tempelgefangenen zu lassen?

Am 6. Mai besuchte Desault den kranken Knaben zum erstenmal. Er konnte denselben nicht zum sprechen bringen. Allerdings versichern gewisse royalistische Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Tempel gestorben sein zu lassen, Desault habe mittels seiner Güte den stummen Patienten schließlich doch zum sprechen gebracht; aber sie wollen das von Lasne gehört haben, dessen Zeugniß, wie oben nachgewiesen worden, als gänzlich unzulässig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Desault, nachdem er bei Herren von der Regierung zu Abend gespeist hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni starb er. War da etwa ein „nützliches" Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Desault sei vergiftet worden, weil er sich nicht dazu habe gebrauchen lassen wollen, den kleinen Tempelgefangenen zu vergiften — ein ganz grundloses, dummes Geträtsche. Anders freilich stellt sich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Desault sei auf Anstiften derer, welche den Schlüssel des Tempelräthsels besaßen, beseitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitische und stumme Knabe im Tempelthurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, sein könne, sondern ein untergeschobener sein müsse.

Dieser Verlauf der Sache ist nun keineswegs ein blos muthmaßlicher, sondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Desault, Monsieur Abeillé, hat sein Leben lang standhaft behauptet, sein Lehrer sei vergiftet worden in Folge seines an den Sicherheitsausschuß erstatteten Rapports, daß er in dem jungen Tempelgefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre sodann hat in seinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Desault citirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's bestimmt bestätigte. Noch gewichtiger ist die nachstehende aus der Familie Desaults herrührende und in aller Form ausgestellte Bezeugung.

„Ich Unterzeichnete, Agathe Kalmet, Wittwe des Pierre Alexis Thouvenin, wohnhaft in Paris, Platz d'Estrapade Nr. 34, bezeuge, daß bei Lebzeiten meines Mannes Thouvenin, eines Neffen des Doktor Desault, ich meine Tante, Frau Desault, häufig habe erzählen hören, daß der Doktor Desault, Hauptarzt am Hotel-Dieu, gerufen wurde, um den Knaben Kapet, welcher damals im Tempel gefangen saß, zu besuchen — so lautete der dem Doktor Desault von seiten des Sicherheitsausschusses schriftlich zugefertigte Befehl. Im Tempel wies man ihm ein Kind, welches nicht der Dauphin war, den Herr Desault vor der Gefangensetzung der königlichen Familie mehrmals gesehen hatte. Nachdem der Doktor einige Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, wohin doch wohl der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, an dessen statt man ihm ein anderes Kind gezeigt hatte, gekommen sein möge, stattete er seinen Rapport ab und an demselben Tage erhielt und befolgte er die Einladung einiger Konventsmitglieder zum Diner. Von diesem Mahle weg nach Hause gegangen, wurde er von entsetzlichen Erbrechungen befallen. Er starb daran und dies ließ glauben, daß er vergiftet worden sei. Agathe Kalmet. Paris, 5. Mai 1845.“... Wäre nur die Vergiftung Desaults gerichtsärztlich festgestellt! Es scheint aber gar keine Untersuchung dieses plötzlichen und auffallenden Todesfalles angestellt worden zu sein. Jedoch machte das Ereigniß Lärm und Frau Desault erklärte ganz laut, ihr Mann sei vergiftet worden. Sollte ihr etwa dadurch der Mund gestopft werden, daß ihr der Konvent eine Pension von zweitausend Livres bewilligte? Seltsam ist auch, daß ganz entgegen dem herrschenden Brauche, der Rapport Desaults nicht veröffentlicht wurde. Die Inhaltsangabe der Nummer 263 des Moniteur von 1795 führt den Bericht des Arztes als in derselben Nummer enthalten auf; aber diese Angabe lügt, denn der Rapport fehlt und ist überhaupt nie veröffentlicht worden. Sechs Tage nach Desaults Tod starb auch sein vertrauter Freund, der Apotheker

Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Tempel die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausschuß dem kranken Knaben einen neuen Arzt in der Person des Doktor Pelletan, welcher bat, sich den Doktor Dumangin zugesellen zu dürfen, sowie später auch noch die Doktoren Lassus und Jeanroy. Man möchte fast glauben, Herr Pelletan habe sich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher sein Kollege Desault umgekommen war. Im übrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Tempel unterrichtet, daß der Patient nicht spräche, und da sie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen sie bald ab, weiter in ihn zu dringen. Freilich haben solche, welche den Wächter Lasne als Zeugen gelten zu lassen ein leicht begreifliches Interesse hatten, das Gegentheil behauptet; allein die Worte, welche sie bei dieser Gelegenheit dem Knaben in den Mund legen, tragen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit so deutlich, daß sie sofort als schlecht erfunden sich herausstellen.

Am 8. Juni starb das kranke Kind im Tempelthurm. Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß, falls der todte Knabe der echte Dauphin war, die Behörden die minutiöseste Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umstände dieses Ereignisses unanfechtbar genau festzustellen? Es geschah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde lässig und schluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Sevestre im Namen des Sicherheitsausschusses dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Kapet" im Tempel gestorben sei. An demselben Tage nahmen der Doktor Pelletan und seine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Tempels angekommen, wurden wir durch die Kommissäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten

Stockwerke desselben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig schien. Dieser Leichnam, sagten uns die Kommissäre, sei der des Sohnes des verstorbenen Ludwig Kapet, und zwei von uns haben in demselben das Kind wieder erkannt, welches sie seit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten." Dies ist doch fürwahr entfernt kein Beweis für die Identität des todten Knaben mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten! Sehr bemerkenswerth ist aber ein Umstand, welcher demselben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausstellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und gesundem Zustande vorgefunden. Dies hätte aber schwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall sein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin gewesen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbestrittenen Annahme zufolge der schändliche Simon und dessen Frau durch Verleitung zu in einem so unreifen Alter doppelt schädlichen Ausschweifungen in einen Zustand des Blödsinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganisation des Gehirns zur unumgänglichen Voraussetzung haben mußte. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Tempelgefangenen ohne irgendwelche Ceremonie auf dem Kirchhofe von Sainte-Marguerite bestattet. Erst zwei Tage nach der Bestattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todesschein ausgestellt und zwar in so gesetz- und formloser Weise, daß diesem Aktenstück eine gesetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig der Siebzehnte in aller Form gestorben und todt. Stets hat sie sich, die Schwester des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Versuch, darzuthun, daß nicht der echte, sondern ein falscher Dauphin im Tempel gestorben sei, nicht nur abwehrend, sondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewisser Caron, welcher nach der Gefangensetzung der Familie Ludwigs des Sechszehnten Zutritt im Tempel gefunden hatte, sich erbot, über die Entführung

des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verschwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals besucht hatte, plötzlich und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Höchst auffallend war auch die Gleichgiltigkeit, welche die königliche Familie nach der Restauration gegen die Ueberreste und das Andenken Ludwigs des Siebzehnten an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatskomödie auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs des Sechszehnten und seiner Frau. Der Erzphantast Chateaubriand ging bei dieser Gelegenheit in seinem romantischen Delirium so weit, zu schreiben, man habe den Todtenschädel Marie Antoinette's an dem unvergleichlich graziösen Lächeln wiedererkannt, welches der Königin eigen gewesen sei, und dieser grauenhafte Blödsinn fand vielen Beifall. Die romantisch-restaurative Gebein-Auffindungs-Posse — denn weiter war es nichts, da die wirklichen Gebeine des Königs und der Königin unmöglich mehr aufgefunden werden konnten — bestimmte aber den Pfarrer von Sainte-Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorschlag zu bringen. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerst in die allgemeine Grube gestellt, aber den heimlich mit Kreidestrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thüre begraben. Der Pfarrer wandte sich mit seinem Anliegen an die Herzogin von Angoulème, von welcher er erwarten durfte und mußte, daß sie ihm eifrig beistimmen und behilflich sein würde. Allein der gute Mann ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entschieden von der Hand.

Diese Prinzessin, Napoleons bekanntem Ausspruche zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie", war nichts weniger als sentimental und es begreift sich leicht, daß sie es nicht war und nicht sein konnte. Die Glut der Schmerzen, welche sie in ihrer

Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, sie hat zur Restaurationszeit bei verschiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft steinerne Fühllosigkeit kundgegeben, wofür ich als Beleg einen in Deutschland wenig oder gar nicht bekannten Zug anführen will. Am 11. August von 1792 hatte sich die in das Sitzungslokal der Nationalversammlung geflüchtete königliche Familie in einem Zustande völliger Mittellosigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der gewesenen Kammerfrauen Marie Antoinette's, Frau Auguié, als sie sich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin fünfundzwanzig Louisd'or von ihren Ersparnissen zu überbringen. Diese Großmuth der Dienerin kam fünfzehn Monate später beim Processe der Königin vor dem Revolutionstribunale zur Sprache. Befragt, wer ihr die fünfundzwanzig Goldstücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Auguié. Sofort wurde infamer Weise ein Haftbefehl, das will sagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlassen. In dem Augenblicke, wo die Häscher in ihre Wohnung traten, stürzte sich die Unglückliche zum Fenster hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde später die Frau des Marschalls Ney. Als dieser nach der zweiten Restauration, allerdings mit Recht, processirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulème der Bitterkeit ihres Hasses nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um *ihrer* Mutter willen gestorben war!

Die Prinzessin wies also den Pfarrer von Sainte-Marguerite mit seinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige sei furchtbar und sie dürften und könnten nicht alles thun, was sie wollten." Gerade zu dieser Zeit aber haben bekanntlich die Bourbons alles gethan, was sie wollten, auch das Dümmste und Unverantwortlichste, was nur immer eine rasende Reaktionspartei ihnen eingab. Die Wahrheit ist, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, so auch von seinen angeblichen Ueberresten schlechter-

dings nichts wissen und hat jeden Versuch, auf eine Untersuchung der räthselhaften Umstände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Tempel begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewußt.

Und aber, fragt nun der Leser, was ist das Ergebniß dieser langen Erörterung?

Ein ungelöstes Räthsel! Denn ich gestehe zwar für meine Person ohne Rückhalt, daß ich entschieden der Ansicht zugeneigt bin, der am 8. Juni von 1795 im Tempel verstorbene Knabe sei nicht der Dauphin, sondern ein diesem untergeschobenes Kind gewesen; allein diese subjektive Ueberzeugung entbehrt selbstverständlich des objektiv-historischen Werthes, so lange nicht nachgewiesen, nicht beweiskräftig nachgewiesen ist,. was denn im Falle seiner Rettung aus dem Tempelgefängniß aus dem Prinzen geworden. Jeder bislang gemachte Versuch, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, hat sich als unzulänglich, wenn nicht gar als Charlatanerie, als unbewußter oder auch als bewußter Betrug herausgestellt. Von den als Ludwig der Siebenzehnte Aufgetretenen hat keiner, wie ich nach sorgfältiger und wiederholter Prüfung der von ihnen vorgebrachten Behauptungen und Ansprüche versichern kann, seine Identität mit dem Dauphin auch nur bis zum Grade der Wahrscheinlichkeit erwiesen. Am meisten von seinem Rechte überzeugt scheint der Uhrmacher Naundorff gewesen zu sein. Die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was ist aus dem Dauphin nach seiner Entführung aus dem Tempel geworden? könnte nur die Aufspürung, Bloßlegung und Verfolgung aller der fast zahllosen Intrikenfäden, welche zwischen den emigrirten Bourbons und ihren Anhängern in und außerhalb Frankreichs hin- und herliefen, an die Hand geben. Eine langwierige, schwierige und höchst unerquickliche Arbeit, die von Wissenden nur allenfalls ein solcher unternehmen möchte, welcher schlechterdings nichts besseres zu thun weiß. Denn was könnte er im glücklichen Falle

für ein Resultat gewinnen? Die Befriedigung einer müssigen Neugier, weiter nichts. Laßt die Todten ihre Todten begraben! [1]).

---

1) Als Kuriosum füge ich hinzu, daß, seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, mir aus einer großen norddeutschen Stadt in geheimnißvoll thuender Weise unterm 23. Juni 1865 die Nachricht zugefertigt wurde, der echte Dauphin sei allerdings aus dem Temple gerettet worden, aber keiner der unter seinem Namen aufgetretenen Prätendenten sei der echte gewesen. Der gerettete echte sei nach Bestehung von allerlei Abenteuern als Mitglied einer Schauspielertruppe nach Petersburg verschlagen worden, wo er dann eine bleibende Stätte gefunden. Im Sommer von 1844 sei sein Tod erfolgt und zwar in Karlsbad, wohin er zur Kur gegangen. Ich war doch neugierig genug, dem mir also dargebotenen Faden weiter nachgehen zu wollen, konnte jedoch statt der erbetenen weiteren Aufklärungen und Nachweise nur ängstliche Winke erhalten, man dürfe, so man die Hinterlassenen dieses „unzweifelhaften" siebzehnten Ludwigs nicht gefährden wolle, zur Zeit näheres über das „Geheimniß" noch nicht verlauten lassen.

Für Thron und Altar.

> O, Menschen, Menschen, arge Thoren!
> Weh euch, was habt ihr hier gethan?
> Lenau.

1.

Beobachter und Urtheiler, welche der Meinung sind, die Mündigkeit der Völker sei ein Märchen, werden es nicht schwierig finden, die historischen Beweise hierfür aus der Geschichte der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts massenhaft zu erbringen. Diese Geschichte ist ja nur der phrasenhaft redigirte Text zu der uralten und ewigjungen Weise: — Die Menschen sind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an so getrieben und werden es so treiben, bis eine glückliche Katastrophe im Weltall der unseligen Existenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menschheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: sie ist nicht dazu organisirt. Unser deutscher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Asokabaum in indischer Waldeinsamkeit an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main gesessen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich gesagt: „Wie unser Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre, so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, — wenn auch nicht bis zum platzen, doch bis zu den Erscheinungen

der zügellosesten Narrheit, ja Raserei[1])." So ist es; nur muß noch hinzugefügt werden, daß der den Menschen angelegte Kappzaum von Noth und Mühsal sie keineswegs abhält, zeitweilig in zügellose Narrheit, ja in Raserei auszubrechen. „Und das alles um Hekuba", d. h. um dieser kindischen Schrulle, um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidschi-Insulaner. Sie martern und morden sich darum, die hochcivilisirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", sondern nur ihre Gastrosophie verhindert sie, einander nicht allein im figürlichen — wie sie ja thun — sondern auch im wörtlichen Sinne aufzufressen.

Daß man das alte und ewige Weltschmerzlied, wie es durch die Jahrtausende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unserer Tage; denn die können es. In Wahrheit, diese praktischen Leute sind die rechten und einzigen Philosophen des Jahrhunderts. Sie sagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele sie aus, so du nicht auch ein Dummrian bist! Barnumisire dich, schwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es gibt ja doch nur eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du sie erworben, gleichviel; wenn du sie nur hast, behältst und mehrst, so darfst du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Besitze von Palästen, Villen, Pferden, Hunden, Maitressen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen schlagen können. Genieße, was das Dasein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeschabten Röcken brüten über dem „Welträthsel". Gescheide Leute nehmen die Welt, wie sie ist, nützen sie aus, halten sich an die Weltlust und überlassen den Weltschmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche sich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbesserung herumquälen und mit all ihrer

1) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

Weisheit und Wissenschaft noch nicht soweit gekommen sind, zu wissen, daß die Welt nicht verbessert, sondern genossen und betrogen sein will.

Wenn es einem nur gegeben wäre, diesem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte dumme Ding in der Brust zu schweigen und zu schwichtigen, daß es nicht mehr so unvernünftig sympathisch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktischem Zeug“ mehr die Rede ist. Könnte man sich nur enthalten, den Reichthum nach seinem Ursprung zu fragen, den Pfaffen ins Gesicht zu lachen und, da die knechtischen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen“[1]).

Aber man muß lernen, das alles zu thun oder zu lassen, und oh, die Zeit ist eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerstrebendsten Schädel den Erfahrungssatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit sich die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; sie löscht das Feuer der Begeisterung mit den kalten Wasserstralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menschenherz über Gebühr lange jung bleiben will, so zerbricht sie es zwischen ihren pädagogisch-knöchernen Altjungfernfingern . . . .

Wenn es wahr ist — und es soll ja wahr sein — daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Naturgesetzen arbeitet[2]).

---

1) . . . . I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.

Byron, Don Juan, VIII, 135.

2) Dagegen wird sich, den Satz cum grano salis verstanden, nicht eben viel einwenden lassen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgesetze häufig genug den Anschein von Willkür und Laune

Alles Moralisiren und Deklamiren ist da gerade so eitel, wie wenn einer wähnte, mittels Gebeten und Predigten die Gesetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsversuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufschwünge und Knechtschaftsbeflissenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Gesellschaft vollständig verschlammt, die sittliche Atmosphäre durch und durch verpestet, das öffentliche Gewissen taub, die öffentliche Zunge stumm und die Menschheit niederträchtig geworden ist, sammeln und entladen sich jene geschichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denselben angerichteten Verheerungen sind furchtbar. Denn in solchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht“ —

d. h. Bestie der Bestie oder wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre

---

hat, wenigstens im Einzelnen, während die gesetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen sich offenbart. Die Gegenwart übrigens ist wie dazu gemacht, die Generalisirungssucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Proceß der Weltgeschichte ist ja dermalen wieder ein sehr individueller, persönlich-psychologischer oder vielmehr physiologischer geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt! Denn es müßte von hohem Interesse sein, zu betrachten, wie der Mann, dessen Riesentorso von Werk niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatsache, daß zur Stunde, wo ich dieses schreibe (1867) der Gang der Geschicke Europa's zunächst davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheters zu thun vermag, was er nicht lassen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Gesetzen der Weltgeschichteprocedur in Einklang zu bringen.

denn, daß die Herren Utopisten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menschen zu verengeln, endlich einmal in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menschen Menschen bleiben, wird sich der weltgeschichtliche Vorschritt immer nur so bewerkstelligen, wie er bislang sich bewerkstelligte, d. h. stoßweise, gewaltsam, mittels schmerzlicher Krisen und wehvoller Katastrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Instinkte und selbstsüchtigen Leidenschaften, niemals wird der Unverstand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu schwach sein, diese Feinde des Menschengeschlechtes aus ihren Verschanzungen hinauszumediciniren. Um solche Geschwüre am socialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müssen Eisen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit einem zu sprechen, welcher, so es möglich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n."

Leider! Die Geschichte der französischen Revolution illustrirt dieses „Leider" so nachdrucksam-anschaulich, daß seine Furchtbarkeit selbst blödesten Augen klar sein könnte und sollte.

Aber es ist mit dieser Illustration viel falsches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geschichtschreibung nämlich hat sich einer Seite des tragischen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politische Kinder zusammenzukleistern, — für politische Kinder, welchen man ja, vorab in Deutschland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einschwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtsen und Taugenichtsen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden" willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieses Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerschöpfliche Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Historiker der bezeichneten

Sorte keine Mühe gescheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der französischen Revolution in die grellste Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls sie nur inbetreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenso verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraserei der revolutionären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochsommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßlosen Ausschweifungen des Despotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein dessenungeachtet sollen die Thaten jener Raserei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichsten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße mißt, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, sondern auch und ebenso streng den weißen, d. h. die gräßlichen Orgien der Reaktion, welche sofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten ist, nachdem sich zum Sturze Robespierre's und seiner Freunde die gewissenlosesten Halunken mit den ärgsten Blutmenschen zusammengethan hatten, Bösewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garstigsten Schmutze der Revolution gewadet waren.

Es ist aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „korrekten" Historiker und Publicisten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rothrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegschlüpfen, welche der weißroyalistische Schrecken von 1794—95 in Scene gesetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar ist ja alles erlaubt. Mag jedoch dieser Grundsatz mit so schamloser Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unserer niederträchtigen Zeit geschieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtseligkeit, über die wüste Region zügelloser Parteileidenschaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Historia den Wahr=

spruch thut: — Die **rothen** Schreckensmänner handelten sittlicher als die **weißen**; denn jene standen im Bann und Zwang einer großen Idee, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Außerdem ist noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken seine Bestrafung an sich selber vollzog, wogegen der weiße straflos blieb. Denn wenn auch in Folge jener grausamen Ironie, welche das Verhängniß so oft zu zeigen liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimtesten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetsten Schurken (z. B. einen Fouché) verschonten, so haben sie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Masse ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Priester, Leviten und Küster des weißen Schreckenskultus dagegen ließen sie laufen, als hätten sich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Bestrafung dieser Elenden nicht die Hände besudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche", also genannt, weil im Dienste der bourbonischen Farbe arbeitend — hat sich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt gesehen, die republikanisch bemalte Seidenpapiermaske vorzustecken. Er wurde innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebungen insbesondere von der sogenannten „goldenen Jugend" (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchlerische Verfolgung republikanischer Gesinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche jeden erschaudern lassen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menschlichkeit noch nicht bis zu der absoluten Gleichgiltigkeit und Fühllosigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Osten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen fest zur Republik standen, blieb von der Pest des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigstens nur da und dort flüchtig davon gestreift. Auch im Westen,

sogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte sie sich nur sporadisch. Dagegen wüthete sie so recht im Süden und Südosten, wo ja seit der Austilgung albigensischer Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenschaftlichkeit stets Lieblingsstätten besessen hatten. Lyon und Marseille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthschaft, welche wir uns jetzt etwas näher ansehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderst einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anschauung geschildert hat, wie der weiße Schrecken in seiner Gestaltung als elegante pariser Mode zur Erscheinung kam[1]). Die Summe dieses Zeugnisses ist etwa diese: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, spartanische Mäßigkeit bei Gastmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feste und Schauspiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch ihren wilden Pomp an die tragischen Mysterien seiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und sogar geschniegelt; er weckte den Geschmack an Festlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügellosigkeiten der Wollust zurück, wie sie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit gewesen; die der thermidorischen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamlosigkeit und die abscheuliche Verfeinerung des Lasters überzog die wilde Grausamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Häßlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroristen, welche

1) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6. édit. I, 111 seq.

nicht weniger grausam waren, als Marat gewesen, die aber so stralend von Jugendschöne, so gewandt und feingebildet sich darstellten, daß sie alle Frauenherzen hinter sich herzogen, wenn sie, eine Wolke von Ambraduft um sich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten sich, wie schon angedeutet worden, die schlimmsten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend" ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptsächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibseln des Jakobinismus, in theatralischen Pasquinaden und in allerhand sonstigen Schaustellungen und Demonstrationen aus. Zu den letzteren gehörten auch die sogenannten „Bälle der Opfer" (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur solche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeschriebene Ballkostüm der Tänzerinnen mußte dem Anzug ähnlich sein, in welchem ihre Mütter oder Schwestern oder Tanten unter dem Fallbeil gestorben waren: sie mußten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder schwarzes Brusttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeschnitten tragen [1]).

Anderwärts dagegen, an den Hauptstätten seiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marseille, Aix und Taraskon, mischte der weiße Schrecken auch in seiner eleganten Erscheinungsform dem Bizarren das Entsetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die

---

1) Der Graf D'Allonville hat in seinen „Mémoires secrets", IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er sich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenössischen Bezeugungen lauten so bestimmt und übereinstimmend für die Thatsächlichkeit dieser Frivolität, daß sie als historisch festgehalten werden muß. Vgl. Mercier III, 29, sowie das sehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire" par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit. p. 143.

Willkür der Rachelust so keck die Stelle des Gesetzes usurpiren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftsklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Meuchelns gelehrt, vor denen die Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Am Whisttische wurden förmliche Mordpartieen gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an diesen Morddebatten und Blutspielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien" hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien" des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Busennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muskadin") im kurzschößigen Rock, in einer Weste von gemsfarbigem Pelzsammet, mit seinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Gestalt von „Hundsohren" auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit seinem aufgebundenen Zöpfchen und seiner wulstigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der schönen Insassin langen sehen. Dieser blutbefleckte Finger, der einzige Theil seiner zarten Hand, welchen mit englischer Seife in Berührung zu bringen er sich sorgfältig gehütet hatte, sollte der Dame stummberedt sagen: Der zwischen uns vereinbarte Mord ist vollbracht und ich komme, den Mordminnesold einzukassiren.

Es ist überhaupt zu betonen, daß und wie sehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordlust die vornehme Lüderlichkeit sich verband. Zu Montbrisson schleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als

Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenschein die Erbarmungswürdigen splitternackt aus und peitschte sie mit Ochsensehnen, um sich an den Zuckungen der grausam Mißhandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldischen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schwester die Mordfaust gesenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, sie hatten inmitten des sie umnebelnden Blutdampfes ein menschliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil sich schützend vor ihren Vater stellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greises geschenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieselben „Schwielenfäuste“ auch der Tochter Cazotte's bewilligt. Selbst die rasende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüstung ausgebrochen, als der Henker die Ruchlosigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeschlagenem Haupte durch einen Backenstreich zu beschimpfen. Der weiße Schrecken aber in seinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetwesten und seidenen Strümpfen waren über alle menschlichen Regungen hinweg. Sonst hätten sie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sich schluchzend auf den Leichnam seines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggerissen, nackt ausgezogen und durchgepeitscht. Sonst auch hätten sie nicht zu Ile, in der Nachbarschaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen sie ausstreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zusammensinkenden Gatten zu stützen und zu schützen.

Der rothe Schrecken hatte sich im Revolutionstribunal eine gesetzliche Organisation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verschmähte solche Formalitäten und organisirte sich kurzweg

in Form von Mörderbanden. Diese führten die Namen „Kinder der Sonne“ oder „Gesellen der Sonne“ (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu“ (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu“ nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden gescharten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's“ gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Balspriester ausrotte.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's, durch Gemeinsamkeit der Anschauungen, Interessen und Wünsche verbunden, bündisch gegliedert, mittels Zeichen und Losungen eng aneinander geschlossen, schwammen lustig in der trüben Flut der Anarchie, welche sich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergossen hatte. Die Regierungsmaschine, wie sie der Konvent sich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energische Impuls, welcher dieselbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin und so lotterte und lahmte sie denn kläglich. Um so mehr, da die auch zur thermidorischen Zeit, wie früher, in die Provinzen gesandten Konventskommissäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreste des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royalistisch-bourbonischen Reaktion geheim oder offen gemeinschaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südosten von Frankreich der bündisch organisirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatsächliche Macht und Gewalt gewesen ist. In diesen

Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für schlechthin einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrschte Konvent allenthalben massenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's" verhängt hatte, so strotzten die Gefängnisse von Opfern, welche dem Mordstahle der royalistischen Rückschrittsfanatiker schutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, selbst angesichts unanfechtbarster Zeugnisse, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrschaft des Mordes für Thron und Altar sich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingssitz der Finsterniß, ging voran. Die Jesuiten und Sonnengesellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutschnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Lässigkeit oder das heimliche Einverständniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden sich einreihten. Es ist ganz falsch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien seien nur das Resultat eines ersten und unwiderstehlichen Rachereizes auf seiten der Royalisten gewesen. Im Gegentheil, sie waren eine systematisch gegen die Republikaner organisirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es sich auch, daß unter den Opfern so viele Männer sich befanden, welche dem rothen Schrecken mit standhafter Energie entgegengewirkt und die Bestrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgesetzt hatten. Ein recht auffallendes Beispiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demselben Redon, welcher einer der Richter gewesen, die über das Scheusal Carrier den Todesspruch gefällt hatten. Er begegnete

einer Rotte Jehuiten. „Du bist kein Terrorist — schrieen sie ihn an — du bist ein ehrlicher Mann; aber du bist ein Republikaner!“ Und damit erwürgten sie ihn.

In den letzten Tagen des Aprils und in den ersten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken schrankenlos in Lyon. Sonnengesellen und Jehuiten durchstürmten die Straßen und machten jeden und jede nieder, die ihnen mißfielen; nämlich die „Mathevons“ und „Mathevonnes“, welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die ins Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!“ Royalistische Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeschäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und häßlichen citirten zu diesem Zwecke alttestamentliche Blutverse, die jungen hübschen und galanten verhießen Schäferstunden. In Folge solcher Reizungen waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muskadins haben eine flotte Tournüre“ — und sogleich packten sechs „Muskadins“ die arme Greisin, schleppten sie zur Saonebrücke, schlugen ihr den Schädel ein und warfen sie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten sich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroristen und Terroristinnen angefüllte Gefängnisse, des Recluses, Saint-Joseph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Diese Gefängnisse wurden erstürmt und sechsundachtzig Gefangene abgeschlachtet, worunter sechs Frauen. Eine siebente warf sich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um

etwaigen Widerstand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Brust von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar nichts zur Sühnung dieses Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht gestellt, aber mit Glanz freigesprochen. Sie hielten dann einen Triumpheinzug in Lyon, wobei schöne Damen ihren Weg mit Blumen bestreuten, und am Abend wurden sie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch“ — hieß es während dieser Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus. So wird Lyon die Hauptstadt des Königreichs werden.“

Und die thermidorischen Konventskommissäre, sie sahen das alles unthätig so mit an? Freilich, und nicht nur das, sondern sie ermunterten und ermuthigten sogar mittelbar oder unmittelbar den mordlustigen Rückschritt. Einer derselben, Chambon, schrieb am 10. Mai aus Marseille an den Konvent: „Wie seufze ich über die Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verschleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angestrengten) Processe verwirrt die bestgesinnten Leute. Thut doch einen Generalschlag (frappez donc un coup général)!“ Nun, der „Wächter des Gesetzes“ sollte nicht länger auf solche von ihm geforderte Generalschläge zu warten haben. Sie geschahen unter seinen eigenen Augen und unter denen seiner beiden Kollegen Kadroy und Isnard.

An demselben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ seufzte, machte sich eine Bande von Jehuiten und Sonnenburschen aus Marseille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgesprochenen Entschlusse, die dortigen mit „Jakobinern“ angefüllten Gefängnisse zu säubern („purger“). Die Mörder marschirten zu Fuße, weßhalb es den Herren Chambon, Kadroy und Isnard leicht gewesen wäre, dieselben mittels Inmarschsetzung von Reiterei, welche sie in Marseille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrschaft ja, wie die „korrekte“ Geschichte-

lüge lautet, die Menschlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beseufzenswerthe „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ etwas beschleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten“ denn die Gesellschaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderische Trauerspiel zerfiel in zwei Akte. Im ersten wurden 29 Gefangene abgeschlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derselben, Madame Fassy, stillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheiden Einfall ein, den Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!“ Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissär Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden statt in Avignon, in Nimes, in Ile, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grausame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Taraskon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone stand, der gefangenen Republikaner sich bemächtigt hatten, wollten sie sich mit der bloßen Abschlachtung derselben nicht begnügen, sondern noch dazu ein Schauspiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuschauer waren längs der Straße, welche von Taraskon nach Beaukaire führt, Stühle und Bänke hingestellt und bald besetzt, insbesondere von Priestern und sonstigen From-

men. Dies geschehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felsen am Stromufer herabgestürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerrissen und zerschellten, brachen die Zuschauer in kanibalische Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement“), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen seien („s'est borné à la perte de vingtquatre prisonniers“). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Versäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni abermals in Taraskon „arbeitete“ und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marseille im großen Stile gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jehuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu dessen Sekretär in vertrauten Beziehungen standen. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenschaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Dessenungeachtet und obgleich man allgemein wußte, daß die Jehuiten das Leben der politischen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommissär Kadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichst ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieselben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die Sonnenburschen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit“, nachdem der Kom-

mandant dafür gesorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollständig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchsuchen und ihnen sogar die Federmesser und Nägelscheeren wegnehmen ließ.

Es saßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orleans-Egalité. Sie waren vom Fenster ihres Gefängnisses aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpensier hat in seinen Memoiren schaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modisch gekleidete junge Männer gewesen seien, und er konnte sich dieselben aus nächster Nähe ansehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daselbst den Kommandanten und dessen Sekretär zu verwahren, die sich zum Scheine hatten gefangen nehmen lassen. Die gefangenen und zum Tode bestimmten Republikaner waren in verschiedenen Abtheilungen in die Kasematten des Fort eingepferchť. „Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einschlagen und sofort vernahmen wir Rufe des Entsetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, so daß uns das Blut in den Adern erstarrte."

In der ersten Kasematte, welche sie erbrochen hatten, schlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene gewesen sein, dieses beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düsteren Wölbung der Kasematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheste Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für sein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marseille geeilt war, um seinen gefangenen Vater zu besuchen, und sich nun zu dieser Unglücksstunde gerade bei diesem befand. Die Mörder erschlugen den Greis erst, nachdem sie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthschaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monsieur Kadroy, der Repräsentant des thermidorischen „Regiments der Menschlichkeit?“ Er ging harmlos und friedsam in den Straßen von Marseille spazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarsch schlagen und eine Kompagnie Grenadire zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufschicken wollte, beides untersagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätschen durch die Thoröffnung eines der Gefängnisse zu feuern. Auch warfen und schoben sie, wie der Herzog von Montpensier meldet, Packete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kasematten, um die unglücklichen Insassen zu ersticken.

Endlich, um 8½ Uhr, erschien Kadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelassen hatte, mit seinen beiden soeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Isnard im Fort, d. h. zunächst vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als sie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadiren und Husaren gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelassen werden sollte, und der Ruf: „Da sind die Volksrepräsentanten!“ erscholl, schrie einer der Sonnenburschen: „Ich kümmere mich den Teufel um sie! Kommt, Kameraden, an's Geschäft! Wir werden bald damit zu Rande sein.“

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelassen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordstätte. Dem Berichte von Montpensier zufolge hätten sie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Gesetzes, laßt ab von dieser gräßlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehässigen Rachegefühle hinzugeben!“ Allein es ist mit Betonung anzumerken, daß der Prinz diesen Umstand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, sondern nur vom Hörensagen meldet. Da-

gegen ist durch aktenmäßig festgestellte Zeugenaussagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Kadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidorische Konventskommissär den inneren Hof des Fort betrat, wo die Kantine sich befand und das Würgegeschäft noch immer fortging, rief er den Mördern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuschlos thun? Hört auf, zu schießen! Das verursacht Aufsehen und bringt die Stadt in Alarm.“ Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es sein muß, mit euch sterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es ist genug.“ Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteste hervorschreiend. Da sagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!“ Gerade so hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Kommune“ vordem zu den Septembermördern von 1792 gesprochen.

Selbstverständlich sind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbelästigt und unbestraft geblieben. Der mit den Konventskommissären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß seine Grenadire, empört über das Gräßliche, was sie mitansehen mußten, verschiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Kadroy dieselben sofort eigenhändig befreite. Am Schlusse der Blutorgie wurden dann freilich 14 Jehuiten gefangengenommen, aber schon zwei Tage darauf wieder freigelassen. Das am 6. Juni aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Gesammtzahl derselben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei sagte ein Jehuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Dose. Willst du es sehen?“

So der Blick von den massenhaften Metzeleien entsetzt sich

abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderische Einzelfälle, die unsern Schauder ins Unerträgliche steigern. Um so mehr, da mit der schnödesten Unmenschlichkeit eine wahrhaft englisch-anglikanische Heuchelei sich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überflossen von Gerechtigkeit und Milde; alle modischen Damen trugen nach dem Vorgange von Talliens Maitresse, Therese Kabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice") und Menschlichkeitshauben („bonnets à l'humanité"): aber derweil machte der thermidorische Rückschritt sich einen Spaß daraus, seine Opfer nicht selten mit einem satanischen Raffinement der Grausamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängnissen Scenen vor, wie sie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Sisteron marterten die Jehuiten den Bürger Bryssand eine ganze Nacht hindurch, bevor sie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greise der Schädel mittels Kieselsteinen langsam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne schlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. - Den Bürger Brasseau begruben sie lebendig .... Die Gesammtsumme der vom thermidorischen Rückschritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, ist keine Möglichkeit vorhanden. In der Provene allein belief sie sich in die Tausende.

Also hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel", wißt ihr? und für Kirche und König ist alles nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Zwar hat ein von seiten der bekannten frommen und loyalen „Respektabilität" seines Heimatlandes vervehmter Dichterlord in dem genialsten seiner Strafgedichte den Zornschrei ausgestoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign;
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain" . . .

allein was kümmert sich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik“, für welche es nur noch eine „Logik der Thatsachen“ gibt, um derartige oder um Poesie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann sie doch mit voller Wahrheit sagen: Die Menschen verstehen nicht gerecht zu sein und die Völker wollen nicht frei sein; darum wird, wie die Welt durch das Gesetz der Schwere, die Gesellschaft nur durch das Gesetz der Gewalt zusammengehalten. Phantasten, Pharisäer und Philistäer sind über das berühmte „Macht geht vor Recht!“ in lärmendes Entsetzen ausgebrochen und doch war dieses Wort das ehrlichste, welches seit Jahrhunderten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, so ist es überall, so wird es allzeit sein. Mag die gute alte Amme Phantasia mit der rosenrothen Brille auf der Nase immerhin das ganze Register einer Zukunftspoesie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitischen Thatsache zu singen und zu sagen weiß, die Geschichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen“, wir „närrischen Principienreiter“ verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge“. Diese Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir sie sehen, fühlen, schmecken und greifen können und müssen. Und dennoch, oh, all' ihr guten, besseren und besten

„Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne!“

sind wir der Meinung, daß ein anstößigstes Wort unserer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüssig geworden sei, weil dasselbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker“ vollständig ersetzt werde. Ja, dennoch!

Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Principienreiter“ zu werden. Wissen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um desto schneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr seid geschwinde Leute, ihr! Ihr steht Morgens mit der Konstitution auf und geht Abends mit der Despotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr schwärmtet vorgestern für die „breiteste demokratische Basis“, ihr entzücktet euch gestern über die Nationalschützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht“ des Augustenburgers und ihr küßt morgen die Kürassirstiefeln Bismarcks; denn „die Politik — sagt ihr — ist die Wissenschaft des Möglichen“, zu Deutsch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, diese Wissenschaft zu pflegen; es ist euer Beruf. Der unsrige ist, die Fahne der armen Idealpolitik vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen“ gestampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit spekulirend, der urtheilslosen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreisungen des Cäsarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwischenzufahren, daß das Sterben eines Kato und Vercingetorix trotz alledem und alledem edler gewesen als das Leben Cäsars.

Doch warum und wofür sich ereifern? spottkichert Hagia Eironeia, welche in unseren Tagen, gerade wie sie es in Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Fersen tritt und über die Schultern guckt. Wofür sich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles“ von Volk, für den unzuverlässigen, wandelbaren, gedankenlosen großen Haufen, welcher sich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem kecken Cäsar tyrannisiren läßt? Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum sich ereifern, weil — wie das ja immer so war, ist und sein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr anderen, Mitglieder der fast unsichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröstliche

Gabe, an meiner Hand hoch über diesen Stalldunstkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab gesehen das Gekrappel und Gezappel des Ameisenhaufens Menschheit in bunthumoristischen Farben spielt.

Und so sei es, holde Trösterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu schwimmen versucht! Warum war der Vercingetorix so lächerlich halsstarrig, mit dem Eroberer seines Landes nicht bei Zeiten ein Abkommen zu treffen? Er hätte dann, statt in der Tiefe des kapitolinischen Felsens erdrosselt zu werden, als römischer Pensionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „steifleinenen Pedanten“ Kato betrifft, bah, warum hat er sich in Utika todtgestochen, statt sich vom großmüthigen Cäsar zum geheimen oder geheimsten Hofrath machen zu lassen? Vivant die Cäsaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeschritten? Wissen wir nicht alles oder doch beinahe alles? Sind wir, Dank unseren Naturwissenschaften und unserer Technik, nicht auf einer solchen sublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderischere Mordwaffen zu erfinden vermögen? Ist unsere Volkswirthschaftslehre nicht so wundervoll wissenschaftlich entwickelt, daß sie demnächst mit Leichtigkeit das sociale Problem lösen, d. h. ganz Europa in e i n e Kaserne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleischen lassen wird? Wie diese Aussicht unsere Jugend begeistern muß! Aber was da „begeistern“? Zeitwidriges, unpraktisches, geradezu strafbares Wort! Alsogleich streicht es aus dem Wörterbuch der Realpolitik! Dadrinnen stehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktischere Dinge. Wie hat der gute Giusti in seinem Meisterkanto vom Realpolitiker („gingillino“) gesungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habsucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch so allerlei
Lehrschwestern, als da sind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienst des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß sie zu Zaum und Zügel sich bequemen“. . .

Ja, die genannten lieben Lehrschwestern sie wissen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verstehen den Begeisterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart sproßt, praktisch und realpolitisch, so praktisch und realpolitisch wie jenen verständigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldensage geht, er habe Anno 1847, als seine Kommilitonen sich zu der Idealpolitik verstiegen, eine Freischar bilden und gegen die Jesuiten und Jesuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, diesen Antrag vom Standpunkte der Realpolitik aus bekämpft und beseitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geschossen; da wäre es also immerhin eine Möglichkeit, daß der eine oder andere von ihnen todtgeschossen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf seine Ausbildung verwandte Kapital sammt Zinsen in die Brüche ginge. Solche Mutii Skävolä müssen wir haben; die stehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodischen Rumpelkammerstücke Poesie, Enthusiasmus, Gesinnungstreue, Charakterfestigkeit, Konsequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß ist:

„Spann' ins Geschirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!“

Fichte.

Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.
Uhland.

1.

„Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Widersacher nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann noch einige Worte zu sagen“ ... So eine deutsche Zeitung im September von 1822, als jene riesige Giftspinne, im Neste der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centraluntersuchungskommission“, das Andenken des großen Todten in die Maschen ihres schmutztriefenden Netzes zu verstricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es sich damals, zu einer Zeit stupid-boshafter Brutalität von oben und knechtisch-feiger Erschlaffung von unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein solcher, sondern auch ein Mann gewesen war, ein Charakter vom edelsten Metall, in jeder Beziehung einer der besten

Männer deutscher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „besten“ Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterlosigkeit als anerkanntes Zubehör „praktischer“ Lebensweisheit sich breitmacht und Flitterphrasen den Mangel an Gesinnungstreue und Muth bemänteln müssen, dürfte es wieder der Mühe sich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anschauen solcher vom Hauche des Ideals „umwitterter“ Gestalten etwas die moralische Atmosphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes . . .

Jedermann weiß, daß die Geschlechtsregister der großen Menschen nicht im „Almanac de Gotha“ zu suchen sind. Es ist Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den sogenannten „Höhen der Gesellschaft“ ein tüchtiger, geschweige ein um eines Hauptes Länge über seine Zeitgenossen wegragender Mann aufwächst. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatsache Jean Paul in seiner Art geistvoll bezeugt hat, indem er sagte: „In die Nester der höheren Stände steige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen.“ Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den Mann schmiedet. Die Kinder des Glückes und nun gar vollends die „im Purpur geborenen“ erfahren nur selten oder nie jenen schmerzlichen, aber heilsamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele stählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meisterin“, die Noth, sie ist es, welche den kategorischen Imperativ der Pflicht lehrt und willensstarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu sein, um Herders Ausspruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterschied zwischen Volk und Proletariat, welchen nur Thoren leugnen können, ist hierbei scharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Proletariat ist noch kein Prophet aufgestanden, aus dem Volke gingen sie alle hervor, vom

Zimmermann von Nazareth an bis herab auf Rousseau und Schiller.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlausitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Christian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem stillen, träumerischen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben besondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weise zu den „Wunderkindern" gehörte, aus welchen gewöhnlich nur sehr ordinäre Menschen werden. Man sagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch ist, daß in dem weichen, gern einsam durch Flur und Wald schweifenden, die Blicke träumerisch-sehnsüchtig in die Ferne wendenden Jungen niemand den Mann von unbeugsamem Willen, den tapfersten der Philosophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet sich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerstiebt.

Es war keine Aussicht vorhanden, daß der junge Johann Gottlieb dermaleinst in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webstühle, die unter dem Dache seines Vaterhauses klapperten, und möglich, wahrscheinlich sogar ist es, daß er an diesem Platze das, was die Menschen so „Glück" nennen, besser gefunden hätte, als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit." Allein schattengleich-flüchtig und namenlos über die Erde hinzustreichen und in einem stillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, ist solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen." Zwar ist er, wie gesagt, kein Wunderkind gewesen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenschlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, sondern lenkte auch die Aufmerksamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denselben. Die Güte

dieses Gönners erschloß unserem Johann Gottlieb die wissenschaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn Fürsorge machte es möglich, daß sein junger Schützling die Stadtschule zu Meißen, dann das Gymnasium zu Schulpforta und zu Michaelis 1780 die Universität Jena beziehen konnte, zunächst in der Absicht, Theologie zu studiren. Da jedoch unser der Gottesgelahrtheit Beflissener mit der schon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wissen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er sagte, sich eine „haltbare Dogmatik“ zu schaffen, so ging es mit seinem Theologismus erst langsam, dann rasch und rascher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!“ Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der absoluten Gedankenlosigkeit?

Auf diesem Boden sich anzusiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksschwenkung von der Theologie zur Philosophie bereits vollzogen, während er noch von dem idyllischen Glück eines dorfpastorlichen Daseins träumte. Träumen war sonst zu dieser Zeit, wo der Jüngling sein philosophisches Talent in die strenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr seine Sache. Aber seine Lage in der Gegenwart war so, daß man begreift, wie er zu seinem Trost ein Zukunftsidyll der erwähnten Art sich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängnissen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwischen Glauben und Zweifel den Kern seiner nachmaligen Philosophie, die freie Selbstbestimmung, in seiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwischen gestorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre sein Brot und zwar häufig im herbsten Wortsinne das trockene Brot dem Leben abkämpfen müssen. Das Ergebniß dieses Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte so sehr zu bewundern und leider an so vielen Gelehrten so sehr zu vermissen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutschland eine Menge von armen und bitterarmen

Studenten- und Kandidatenexistenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit solcher Kraft, mit solchem Stolze sogar getragen worden sein, wie Fichte die seinige trug.

2.

Zu den geplagtesten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zustande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als später. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem solchen Magisterdasein den Unterschied von Ideal und Wirklichkeit in seiner bittersten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verschiedenen sächsischen Familien Hauslehrerdienste. Er machte aber auf dieser Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodoxie", d. h. Nichtorthodoxie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher wie Thümmels Magister Sebaldus vorkommenden Falles dazu sich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heiraten. Im Jahre 1788 finden wir unsern angehenden Philosophen in einem elenden Dachkämmerchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Aussicht, am Hungertuche nagend. In dieser Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund", eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen und im August desselben Jahres machte sich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gasthofe „Zum Schwert", damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erste Zürichs, hat Fichte die Kinder des Besitzers Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch

die Mutter seiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftstellerei füllten die kärglich zugemessenen Mußestunden des Hauslehrers, der sich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie sehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münster eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an sonstigen Orten des Kantons hat er etlichemale gepredigt und es wurden seinen Kanzelreden die Hauptmerkmale seiner späteren akademischen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geselliges Behagen. Zürich hat vor den meisten übrigen Schweizerstädten allzeit durch ein lebhafteres Interesse für geistige Regung und Bewegung sich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert ist die Stadt sogar, wie männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendsten Mittelpunkte deutscher Kulturentwickelung gewesen. Einige bedeutsame, selbst an's Pikante streifende Kapitel unserer Literaturgeschichte spielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirschengraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenössischen Polytechnikums gekrönt wird, stand und steht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopstock als heißersehnter und hochwillkommener Gast eintrat. Aus den Fenstern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wässerigen Literaturpatriarchen genoß der Messiassänger des ersten entzückenden Ausblickes auf die „Traubengestade" des See's und auf den firnschneeschimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" statt, welche, von Klopstock in einer seiner schönsten Oden („Der Zürichsee") verewigt, unbedingt eine der anmuthigsten Episoden der Sittengeschichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre später war auch Wieland Bodmers Gast und das lebhafte gesellige Getriebe, in welches er während seines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutschen Ariost und Lukian von der seraphischen Schwindel- und Schwarm-

geisterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode“ zog Lavater, der es bekanntlich liebte, seine christliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichst zu verquicken, mittels der außerordentlichen Anziehungskraft seiner Persönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach seiner Vaterstadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pseudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr bißchen Kraft und Jugendfeuer in allerhand burschikosen Auslassungen vertollten, hatte Sankt Lavatus seine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli“, wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechisch-bakchantischer Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „züribieterisch“ Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Most seraphischer sowohl als kraftgenialischer Ueberschwänglichkeit daselbst bereits nicht so fast zu Wein als vielmehr zu Essig geworden. Indessen hatte sich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend sein mußte. Geradezu geschickbestimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeisters“ Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopstocks Schwester Johanna geheiratet und von dieser i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden sollte — eine jener Gelehrten-Frauen, nicht gelehrten Frauen, wie sie zum Glück in den Lebensgeschichten deutscher Geisteshelden nicht selten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte erfuhren die ganze Segensfülle solcher Hausfräulichkeit, während ein gut Theil der geistigen und sittlichen Verlotterung, um nicht zu sagen Verluderung der Romantiker sicherlich ihrem sehr zweideutigen oder

vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu setzen ist. Man weiß ja sattsam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht absichtlich statt des Wortes Frauen gewählt ist — sich stellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichem in Göthe's späterem Leben Christiane Vulpius ... Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Resultat heftiger Erregung. „Beide — so erzählt Fichte's Sohn — schon in einem Alter, wo leidenschaftliche Verblendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde."

Zu Ostern 1790 lös'te Fichte seine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich überdrüssig geworden, gerieth aber auf den bei seiner ganzen Charakteranlage höchst sonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleser bei Hofe zu suchen. Daß sein wahrer Beruf der eines akademischen Lehrers sei, scheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch persönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreise den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menschenkinder oder Kindermenschen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in sein Heimatland Sachsen zurückgegangen, schrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß seine vorhin erwähnten Pläne keine Aussicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit schriftstellerischen Arbeiten sich

durchzubringen werde versuchen müssen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine eigentlich produktive Natur niemals gewesen ist. Sein Talent war ein sprödes, brüchiges; er arbeitete sehr langsam und ruckweise, es wäre denn, daß, wie mitunter geschah, die mächtig in ihm schaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruche sich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er sich bei seiner Braut entschuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, sein ihr versprochenes Portrait machen zu lassen. Er mußte sich sein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantische Philosophie „eingepaukt“ und „dies war — schrieb er an seine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte.“ Dieses Studium Kants ist für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde also, wie alle die Guten und Besten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden“ zu heißen, als Germaniens Oberkonfusionsrath Hamann. An der Philosophie des Weisen von Königsberg bildete Fichte's eigene sich empor, die folgerichtigste Gestaltung des deutschen Idealismus, die kühnste Manifestation des germanischen Princips der freien Persönlichkeit, aber zugleich auch die strengste Zusammenfassung der Forderungen germanischer Sittlichkeit. Fichte's Philosophie war, um das gleich hier zu sagen, eine Ergänzung zu Schillers Poesie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutschen von freien Menschen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entschlossen, nach Zürich zurückzugehen, um sich mit seiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher so ziemlich alle seine Pläne, scheiterte auch dieser und zwar an dem Umstand, daß Johanna's Vater gerade damals sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankhauses verlor. Erst

später konnte ein Theil desselben gerettet oder wiedererlangt werden. So reis'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht südwärts, sondern ostwärts, um eine ihm angebotene Erzieherstelle im Hause des Grafen von P. in Warschau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Bischofswerda eine Zusammenkunft mit seinem Vater und es charakterisirt ihn vortrefflich und schön, wenn er in sein Reisetagebuch schrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen und rechtschaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Dieses Reisetagebuch ist übrigens sehr beachtenswerth, voll Anschaulichkeit und Leben. Es beweis't sehr hübsch, wie treu und frisch der Mann, welcher der kühnste aller Abstraktoren, der sicherste aller spekulativen Wolkenwandler gewesen ist, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufassen verstand.

Die Reise nach Warschau jedoch erwies sich als ein Fehlgang, sowie Fichte in den Palast des Grafen von P. getreten war und diesem Herrn und Madame sich vorgestellt hatte. Der gegenseitige Eindruck war ein „unvortheilhafter“. Der ernste, gediegene, aber dabei deutschviereckige Fichte und die französisch lackirte polnische Frivolität von damals, wie paßten d i e zusammen? Gar nicht. Für den polnischen Adel war zu jener Zeit der nächste beste französische Windbeutel der beste, d. h. der wahlverwandteste und willkommenste Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariser Frisierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polnischen wie in der russischen Hauptstadt als Erziehungskünstler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur sarmatischen Welt lös'te sich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warschau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants persönliche Bekanntschaft zu machen. In Königsberg angelangt, setzte er sich hin, um sich selber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu schreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen“, eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in

der philosophischen Welt sich ankündigte. Kant nahm diesen Empfehlungsbrief und dessen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte“ auf und auch außerdem gewann sich Fichte in Königsberg rasch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherstelle im Hause des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verschafften. Also abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigstens unter anständigen Bedingungen und in einer Familie, welche seinen Werth zu schätzen verstand.

Unterdessen wurde der „Versuch einer Kritik aller Offenbarungen“ bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise, welche damals durch die kantische Philosophie so hoch bewegt waren, lenkte sich auf die zuerst anonym erschienene Schrift. Man hielt Kant selber für den Verfasser, bis der große Denker mittels einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und diesen damit so zu sagen dem gelehrten Publikum vorstellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutscher Autorschaft und literarischer Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann sofort, wie das ganz folgerichtig immer geschieht, so oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unsern jetzt schon ehrenhaft genannten Philosophen abermals in Zürich, wo die Verhältnisse im Hause seiner Braut sich wieder so leidlich günstig gestaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren Flitterwochenausflug in die welsche Schweiz den Denkspruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder.“

Auf dieser Fahrt machte Fichte die Bekanntschaft und gewann die Freundschaft von Baggesen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die beiden den See hinauf nach Richterswyl

zu Pestalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beste und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf sein Lebenswerk beschäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernows „ein Mann zwischen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und in seinem Aeußeren wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und dabei voll trefflicher praktischer Philosophie."

4.

Zunächst in glücklicher Muße im Hause seines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantischen Philosophie weiterbauend, den Um- und Aufriß seines eigenen philosophischen Systems, wie dasselbe in der „Wissenschaftslehre" (1794) zuerst hervortrat, mehr und mehr in sich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entsprechend, denselben einen vollständigen Kursus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte schon damals als philosophischer Lehrer auf seine Zuhörer wirkte, bezeugen verschiedene enthusiastisch-dankbare schriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei gesagt, kaum im stande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfassen.

Neben diesen Arbeiten betheiligte sich unser Philosoph, dessen ganzes Wesen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menschlicher Kraft im Staatsleben gestellt war, unmittelbar an dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausschreitungen

der französischen Staatsumwälzung, seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" schrieb, sowie seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten". Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, sehr wenigen deutschen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfische und Schiller über die gemüthliche Anschauung dieser weltgeschichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen sind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieser Ruf später vielfach auf sein äußeres Glück wirken mußte, ist leicht zu ermessen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu sprechen, allen liberalen Simsenläufern und parlamentarischen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil dasselbe die Vorschrittsidee aus der Sphäre des bloßen Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld des Ernstmachens hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinste Ader weder von einem Hofrath noch von einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutschen Regierungen von damals muß gesagt werden, daß es wenigstens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademischer Lehrer das Vorhandensein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non statuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Professor „supernumerarius" der Philosophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Professor „numerarius" der Philosophie. Wie weltbekannt, sind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich sehr ordentliche, d. h. ordinäre Philosophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademische Brotneid, auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, das arg verschlissene

und nothdürftig zusammengeplätzte Mäntelchen orthodoxer Wissenschaftlichkeit umhängend, machte demnach unserem Fichte schon vor dessen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 seine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein sieghaftes. Seine Persönlichkeit eroberte sich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht so bald wieder hat in einem Manne die geistige Potenz auch äußerlich so mächtig sich dargestellt. Denn Fichte's leibliche Erscheinung ist an und für sich keineswegs eine ansehnliche gewesen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von untersetzter, muskuloser Gestalt. Aus dem scharfmarkirten, charaktervollen, adlernasigen Gesicht leuchtete unter buschigen Brauen hervor das intensive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Festigkeit und Entschiedenheit seines Wesens aus. Nicht minder verkündigte der stolze, gebieterische Klang und Ausdruck seiner Stimme und Sprechweise einen unbeugsamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im besten Sinne Cäsarisches in dem Manne, dessen Wirkung auf die akademische Jugend sofort sich bemerkbar machte.

Die Universität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieses Glanzes nicht wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutschlands geistige Hauptstadt, wohin nicht nur aus allen deutschen, sondern so ziemlich aus allen europäischen Ländern die Musenjünger strömten. Fichte behagte sich in seiner erfolgreichen Wirksamkeit um so mehr, als er in dem freundschaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung seines Talents und seines Eifers erkennen mußte. Ein scharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieses Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter

ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß aber gewöhnlich wenig von Delikatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor, sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er eben nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge ist strafend und sein Gang ist trotzig. Er ist wirklich gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit schärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Bestimmung des Menschen sei."

Ein Mann und Lehrer dieses Schlages war ganz dazu angethan, allem, was er für thöricht und schlecht ansah, rücksichtslos zu Leibe zu gehen. So stieß sich denn seine bis zum Rigorismus gehende sittliche Energie an dem damaligen studentischen Ordenswesen, in welchem er die Wurzel aller akademischen Uebel sah. Er wollte diese Wurzel durchschneiden und zwar zunächst mittels einer Reihe von Vorträgen über „die Bestimmung des Gelehrten", die er später nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an diesem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — schrecklich zu sagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus stand, schon lange auf den Dienst gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienstliche Verfassung untergraben wolle" — und damit begann die Hatz, welche unsern Philosophen richtig aus Jena weghetzte.

Es ist eine trübsälige Geschichte. Die Dunkelmänner schlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen sächsischen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenschaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht seines Wortes so groß gewesen, daß beim Beginne dieser Wirrsale die Mitglieder der drei zu Jena bestehenden Orden dem verehrten

Lehrer feierlich hatten erklären lassen, sie seien ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulösen. Nun kam noch zu alledem ein weiterer Umstand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'" — zu benützen sich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in seinem gemeinschaftlich mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal seinen Aufsatz: „Ueber die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" — und hierauf basirten seine Feinde eine Anklage auf Atheismus, so geschickt agirend, daß der dresdener Hof, obskur im Superlativ, wie er war, diese Anklage zu seiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle diese unsauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum" ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden aussprach, daß nicht sein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage sei, sondern vielmehr sein „Demokratismus", der Geist der Freiheit und Selbstständigkeit, zu welchem seine Philosophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieser rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obskurantismus, der Knechtschaffenheit und Verfolgungssucht so recht zur vollen Wuth aufgereizt, wodurch sich indessen die weimarer Regierung nicht von dem Versuch abbringen ließ, den Handel in einer Weise beizulegen, welche, wie sie glaubte, für Fichte so schonend als möglich wäre. Er sollte sich nur einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit" gefallen lassen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geistes- und Lehrfreiheit mit Entschiedenheit durchfechtend, war nicht so einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von seinem Recht überzeugt ist. Er drang auf eine ehrenvolle Freisprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf seinen Abschied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barscher Weise.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, unbedenklich zugestehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikatesse und Feinheit" sehr sich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz un-

zweifelhaft in seinem Recht und darum ist es schmerzlich, sagen zu müssen, daß Göthe und Schiller in dieser Angelegenheit keineswegs sich benommen haben, wie sie gesollt hätten. Göthe's vornehmer Quietismus macht freilich das lässig-bedauernde Achselzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zusah. Die Verehrer Schillers aber müssen lebhaft wünschen, daß derselbe den, mildestens gesagt, sehr unschillerischen Brief, worin er sich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit" und „inkorrigible Schiefheiten" ausließ, nicht geschrieben haben möchte. Hier geziemte sich fürwahr nicht nörgelnde, fast schadenfrohe Wiederholung feindseligen Klatsches, sondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweisung aus Jena bedroht und vom Fürsten von Rudolstadt, in dessen „Staaten" er eine Zuflucht suchen wollte, abschlägig beschieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als seinem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und seine Existenz daselbst mehr sich befestigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie später geschah, in Leuten wie Kamptz, Schmalz und Tzschoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Bischoffswerder-Wöllnerei, sondern im Geiste seines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeschwärzten Denker den Aufenthalt in seiner Hauptstadt gestattete und zwar mit den Worten: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen

ist, so mag das der liebe Gott selber mit ihm ausmachen. Mir thut das nichts."

Fichte's Sohn hat in der Biographie seines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Uebersiedelung desselben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abschnitt" im Leben des Mannes bezeichnete. Die Richtung seines Philosophirens auf praktische Ziele blieb dieselbe, ja sie erhöhte sich sogar noch, wie wir sehen werden; allein sein System erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demselben, wie früher die sittliche, jetzt die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen suchte. Daß übrigens die Religiosität Fichte's eine lichte und helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zuhörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel" und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's", einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewußtsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewißheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach Charkow in Rußland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit

der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westphälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Berlin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet hatte, daß Müller im Handumdrehen sich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor so heftig deklamirt hatte, und von dem Empereur zu Gnaden angenommen worden sei, die Worte schrieb: „Müller beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zutheil geworden wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen" . . . Er schiffte sich dann, da bei der trostlosen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit kein Raum zu gewünschter Wirksamkeit für ihn sich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo seiner jedoch nur Enttäuschungen warteten. Um sich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, studirte er in jenen trüben Tagen eifrigst das Erziehungssystem Pestalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutschen Volkes erwuchs, dem Fichte bald so beredsamen Ausdruck geben sollte.

Denn gegen das Ende des August von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhmvoll-schwere Werk der Wiederschaffung des preußischen Staats an die Hand genommen wurde,

ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorst zu nennen braucht. Sogar dem stumpfsten Verstande hatte das Unglück die Einsicht aufgedrungen, daß mittels der Junkerei, mittels jener Junkerei, welche vor dem französischen Gesandtschaftshotel in Berlin säbelwetzend bramarbasirt, bei Auerstädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. s. w. kapitulirt hatte, Preußen aus seiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten sei. Man mußte sich schon bequemen, es ging schlechterdings nicht anders, man mußte „den Geist anrufen in der Noth“. Der Geist ist aber ein gutmüthiger Gesell: er hilft auch solchen aus der Patsche, von welchen er sehr wohl weiß, daß sie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

6.

Noch im Laufe des unseligen Jahres 1807 faßten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochschule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Universitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademischen Chinesenthums beiseite warf. Allein dieser Plan ist selber beiseite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Mißbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußische Staatsreform überhaupt ihren energischen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Universität wurde dann ganz in der hergebrachten Weise gestaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an sie berufen wurden, so hat sie wenigstens in der ersten Zeit ihres Bestehens im reformistisch-patriotischen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochschule eröffnet war, hatte Fichte, seinem innersten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beste seines Lebens gewesen ist. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation".

Die preußische Hauptstadt war damals von den Franzosen besetzt. Alles lag chaotisch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Bestimmungen des Friedens von Tilsit auf dem niedergetretenen und ausgesogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüsterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerschmetterten Geister wieder aufzurichten und einem durch die Schuld seiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten" hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum schmachvoll besiegten Volke[1]) die Zukunftsbahn zu weisen. Die alte Zeit ist todt; laßt uns eilen, sie zu bestatten. Die neue ist geboren, sie lebt; aber sie muß erzogen werden. Wodurch wird sie es? Durch eine völlige Um-

1) Die Königin Luise von Preußen schrieb bekanntlich im Frühjahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten und deßhalb überflügelte sie uns" . . . . . . Es ist auch bekannt oder könnte und sollte es wenigstens sein, daß Friedrichs des Großen nach dem siebenjährigen Kriege unternommene Reformversuche an der bornirten Selbstsucht des Junkerthums, dessen Anmaßlichkeit der König freilich selber mitgroßgezogen hatte, kläglich gescheitert sind. Insbesondere die auf Hebung der Landwirthschaft und der Bauerschaft gerichteten Versuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorschritt lahmgelegt. Wie konnte sich denn ein Staat gesund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenschaft fortbestand? Bis zu seinem schmachvollen Bankerott von 1806 ist Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt.

schaffung unserer Gesinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksstimmung durch alle Stände hindurch. Und wie diese Umschaffung, diese Erneuerung zuwegebringen? Mittels einer umfassenden Nationalerziehung, welche mit der spannkräftigsten sittlichen Energie durchzuführen ist.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in seinen berühmten Reden aufstellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben sie wenigstens auf den besseren Theil derselben gewirkt. Unbeirrt und ungeschreckt durch das Schlagen französischer Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeisterte Redner dem preußischen, dem deutschen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutschland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das muthvollste, daß Fichte angesichts der fremden Sieger so sprach, wie er gesprochen hat; sondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbestandes deutscher Nation zu glauben. Dieser Glaube ist durch Fichte's Reden so recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben ist und bleibt Fichte's bester Ruhm, eine Philosophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer gestanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich ist er zu preisen, daß es ihm beschieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelsten Enthusiasmus die schmerzlichsten Enttäuschungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen waren, entließ Fichte mit begeisternden Worten seine Zuhörer in den Kampf. Er selbst ist, so darf man wohl sagen, ein Opfer desselben geworden, wenn

er auch nicht auf der Walstatt gefallen. Wie damals so viele deutsche Frauen, hat sich nämlich auch die Gattin unseres Philosophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittels heldischer Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieser Pflicht wurde sie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmosphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat eine wohlthätige Krisis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieser, von Freude überwältigt, neigte sich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geschenkte zu begrüßen. Wahrscheinlich hat sie ihm schuldlos in diesem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und rasch wuchs das Uebel so, daß keine Aussicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botschaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenschein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotischer Begeisterung sich ergossen. Später sprach er wenig mehr und unter dem wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich genesen bin.“ Ob er damit die Genesung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 ist er dann gestorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geistes und auch des Körpers: sein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze seines Haares spielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe schön von Schiller sagte, als ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann ist er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabstein meißelten sie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar viele gelebt, deren Grab diese Inschrift so sehr verdiente wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Blücher.

Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal',
Und von dannen bis zum Rheine
Und von dannen bis zur Seine,
Marschall Vorwärts!
Marschall vorwärts allzumal.

Rückert.

1.

Zu den vielen und großen Merkmalen des 18. Jahrhunderts gehört auch dieses, daß im genauen Verhältnisse zum Vorschritt der Epoche die Menschen sich vergrößerten und der so beispiellos über jene Zeit ausgegossene Reichthum von Genie, Ursprünglichkeit und Thatkraft zunahm. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben in dieser Beziehung geradezu nicht ihres gleichen. Ein ganz umgekehrtes Verhältniß weist unser eigenes Jahrhundert auf. In die Anfänge desselben wirkte die herrliche Triebkraft des 18. noch herüber; aber je mehr es vorschreitet, desto auffallender wird der Mangel an großartig angelegten Geistern und Charakteren, desto breiter macht sich die liebe Mittelmäßigkeit, und es ist leider alle Aussicht vorhanden, daß ein ausgeprägtes intellektuelles und sittliches Lilliputerthum das Ende vom Säculum der Klopfgeisterei und des Millionenschwindels kennzeichnen werde.

Unter den denkwürdigen Gestalten nun, welche aus dem vorigen Jahrhundert in das jetzige herübergeschritten sind und stralenden Glanzes in die Unsterblichkeit der kommenden Jahrhunderte eintreten werden, ist ohne Frage eine der eigenartigsten der Gebhart Lebrecht Blücher. Nichtsweniger als ein Idealmensch — derartige „fehlerlose Ungeheuer“ gibt es überhaupt nur in der lyrischen Poesie, nicht in der Wirklichkeit — aber eine fest, wuchtig, unauslöschbar und unverschiebbar in der Weltgeschichte dastehende Figur, mit einem unverkennbaren olympischen Widerschein auf der schöngebildeten Stirne, mit echtem Seelenfeuer in den großen dunklen Augen, mit einem Zug um den festgeprägten Mund, welcher zu sagen scheint und sagen darf: Eine große Schuldigkeit war mir auferlegt und ich habe sie tüchtig gethan .... Was denn besseres, als Großes tüchtig gethan zu haben, könnte ein Mensch sich selbst und könnte die Nachwelt ihm nachsagen? Höfische Schönfärberei mag ihre Palette mit Rauschgold und Katzensilber bedecken, um damit Scheingrößen eine Kinder oder Unwissende blendende Wichtigkeit anzukünsteln; aber der einzige Maßstab, womit wirkliche Größen würdig gemessen werden, ist die Wahrhaftigkeit. Er soll in Nachstehendem gehandhabt werden.

Anziehend und bedeutend wird die Persönlichkeit Blüchers zuvörderst dadurch, daß er sicherlich der einzige Mann gewesen, welcher in der Epoche Friedrichs des Großen seine Laufbahn begonnen und in die Geschichte der Epoche Napoleons mit vollster Thatkraft eingegriffen hat. Nur ein aus Kernholz geschnittener Mensch vermochte sich so lange in Trieb und Saft zu erhalten und Urtheilsfähige werden in dem Manne, von welchem der Franzosenkaiser sich und anderen vorlügen wollte, daß er nur ein „besoffener Husar“, in dem Mann, in welchem ein weltschmerzelnder Byron nichts sehen wollte als „einen Stein, über welchen Napoleon gestolpert“, schon um des angedeuteten Umstandes willen die genialisch angelegte Natur erkennen.

Schade freilich, sehr schade, daß der junge Blücher inmitten so hinterwälderisch roher und dürftiger Verhältnisse aufwuchs, wie sie während seiner Knabenjahre in Mecklenburg und Pommern gewesen sind. Gedankenlose Romantiker zwar machen ein großes Geschrei von der „Naturwüchsigkeit“ Blüchers und preisen an ihm vor allem das, was sie das „Volksmäßige“ nennen. Ganz abgesehen von unserm Helden, ist aber das sogenannte Volksmäßige meist nichts als Unfreiheit, Aftergläubigkeit und Brutalität, und selbst einem Romantiker sollte so viel Denkvermögen zuzutrauen sein, daß er einsehen lernte, Naturwüchsigkeit im besten Sinne des Wortes leide durch Bildung und edle Sitte keineswegs Noth. Ich stehe nicht an, zu sagen, der leidige Umstand, daß Blüchers Erziehung eine so überaus mangelhafte und daß er genöthigt war, alles nur aus seiner allerdings stets reich und frisch quillenden Natur zu schöpfen, sei ein nationales Unglück gewesen. Der Beweis hierfür ist dieser: Preußen hat, das kann einem ernstlichen Zweifel gar nicht unterstellt werden, für die Befreiung Deutschlands und Europa's vom Napoleonismus nicht nur verhältnißmäßig, sondern unbedingt das meiste gelitten und das beste gethan. Der ihm zugefallene Siegespreis jedoch stand in gar keinem Verhältniß zu seinen Anstrengungen und Opfern. Die Sache Preußens war aber, was auch altbairische „Patrioten“ dazu sagen mögen, die Sache Deutschlands, welches dann auch, wie jedermann weiß, gleich Preußen um die Resultate der großen Kämpfe von 1813 — 1815 schmählich gebracht wurde. Nun wohl, hätte dies nicht verhindert werden können? Hätte der erste und hätte der zweite pariser Friedensschluß nicht ein wesentlich anderes Gesicht bekommen müssen, wenn gegenüber einem nach der Einnahme von Paris von talleyrand'schen Schlingen und krüdener'schen Gaukeleien umstrickten, eitelkeitstrunkenen Caren Alexander, gegenüber einem bornirten und kraß britisch-selbstsüchtigen Castlereagh, gegenüber einem durch und durch widerdeutschen Metternich, gegenüber einem ängstlichen

Erzhämorrhoidarius Knesebeck und einem schwachen, oberflächlichen Hardenberg der kerndeutsche Blücher nicht allein als ein gefeierter Marschall Vorwärts, sondern auch als durchgebildeter Welt- und Staatsmann dagestanden wäre? Was ein siegreicher General, welcher zugleich ein gebildeter, feiner und fester Politiker ist, in Zeiten, wie jene gewesen sind, alles vermag, das haben Wellingtons diplomatische Erfolge sattsam erwiesen. Daß auch Blücher, von den Umständen begünstigt, ein solcher Politiker hätte werden können, dafür zeugt sein scharfer und geschwinder Verstand und die außerordentlich große Dosis von Schlauheit, welche seinem Wesen beigemischt war. Aber während Wellington im Rathe der Monarchen und Diplomaten seinen Stand nahm und höchst erfolgreich behauptete, saß Blücher, so wie er nun einmal war, hemdärmelig im Palais Royal, pokulirend, hazardirend und husarisch auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchsern und Diplomatikern" scheltend und fluchend, mittels welcher hinterpommerschen „Naturwüchsigkeit" freilich nicht verhindert werden konnte, daß Deutschlands Interessen denen des Auslandes und einheimisch-dynastischen Egoismen gewissenlos geopfert wurden.

2.

Mit dem Gesagten ist schon auf die Schlacken in dem guten Metall hingedeutet, aus welchem der Blücher gemacht war. In Wahrheit, die ordinär-soldatische Dreifaltigkeit: Wein, Weiber und Würfel, ist allzu sehr sein Glaubensbekenntniß gewesen, wenn gleich betont werden muß, und zwar auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse, daß er den Lockungen zu leichtfertigem Lebensgenuß niemals auf Kosten seiner Pflichterfüllung sich überließ. Die Wachtstubenatmosphäre seiner derben und lärmenden Vergnügungen hat die

wahrhaft großen und edlen Züge in seinem Wesen nie zu ersticken oder auch nur momentan zu schwächen vermocht, und es ist bewunderungswürdig, daß dieser Mann, dessen beklagenswerth unzulängliche Bildung ihn sein Leben lang zur Wissenschaft, Poesie und Kunst keine rechte Beziehung gewinnen ließ, bis ins höchste Alter eine überraschende Fülle, Frische und Empfänglichkeit des Gefühls, eine geradezu poetische Seelenstimmung sich zu wahren gewußt hat. Das wird bei einem bloßen Vergnügling oder gar Wüstling niemals vorkommen und so wollen wir uns denn an den Schatten in dem Lichtbild des Helden weiter nicht stoßen. Wie in jeder bedeutenden Persönlichkeit, lagen eben auch in der blücher'schen die Gegensätze hart nebeneinander. Das unvermittelte, unausgeglichene derselben hat Arndt vortrefflich hervorgehoben, wenn er von Blüchers Gesicht sagte: „Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen wohnten Götter, um Kinn und Mund trieben gewöhnliche Sterbliche ihr Spiel."

Mit der unvergänglich-jugendlichen Gemüthsfrische verband sich in dem Marschall Vorwärts eine von frühauf gehärtete und geübte Verstandesschärfe, eine schnelle und untrügliche Beobachtungsgabe, ein lebhaftester Sinn für das wirkliche und thatsächliche, ein scharfer Einblick in das Spiel der menschlichen Interessen und Leidenschaften. Er hat, wie mit Grund zu vermuthen ist, vielleicht sein Leben lang nie ein Buch ganz durchgeblättert; aber er verstand frühzeitig und übte fortwährend die schwierigere Kunst, das Buch des Lebens zu lesen, welches für so viele Bücherweise stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes bleibt. Daher wußte er die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und auch sie zu fassen und zu packen verstand er. Wer kennt nicht die excessiv husarische Unorthographie des Alten? Aber seine in dieser absonderlichen Rechtschreibung verfaßten Briefe und Depeschen sind voll gesunden Gedankengehalts,

bravster Gesinnung, kernig und mannhaft ganz und gar. Im mündlichen Verkehr vollends, besonders mit dem „gemeinen Mann“, hatte er nicht seinesgleichen. Seine natürliche Redegabe war sehr groß. Berühmt ist vor allen seinen Reden jene tiefgefühlte Improvisation geworden, welche er beim Siegesmahl von Wartenburg zum Ehrengedächtnisse Scharnhorsts losließ. Ohrenzeugen haben versichert, der „unwillkürliche Erguß dieser Rede sei ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung“ gewesen. Ja, er war ein schneller und kühner Degen auch mit dem Wort. Es ist etwas wie das Blitzen einer blanken Klinge in allem seinem sprechen und der Alte besann sich auch nie lange, seine derb mecklenburgisch-pommersche Quart zu schlagen. Macht ihm da z. B. Anno 1814, nach der ersten Einnahme von Paris, der Marschall Berthier seine Aufwartung und sagt: „Es ist mir sehr angenehm, Ihnen, Herr Feldmarschall, meine Hochachtung bezeugen zu können, obschon ich wünschte, daß dies nicht hier in Paris geschehen müßte.“ Worauf der Blücher trocken erwiderte: „Hm, mir ist das ganz recht.“ Und wie über gute Damascenerklingen krausverschlungene Arabesken anmuthig sich hinschlängeln, so springt und lacht aus unseres Helden ernster Rede bei jeder Gelegenheit der Humor drollig und keck hervor. Mitunter hannswurstig derb genug. Bei Haynau — erzählt Müffling — war dem Brigadekommandeur des rechten Flügels gemeldet, daß eine feindliche Kolonne um seinen rechten Flügel herumgegangen sei und sich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig im Rücken der Preußen befinde. Der Brigadekommandeur sendet seinen Adjutanten ins Centrum zum kommandirenden General und der Sendbote stattet seine Meldung in tragischem Ton ab. Blücher fragt: „In wessen Rücken? In dem Ihres Kommandeurs oder in dem meinigen?“ — Der Adjutant bedauernd: „In Ew. Excellenz Rücken.“ — „Wohl, so sagen Sie Ihrem Kommandeur, daß ich mich über diese Nachricht ungemein freue, denn dann ist ja der Kerl, der Bonaparte, auf dem rechten Wege, mir — eine ganz besondere

Ehre zu erweisen, wozu er nur von hinten kommen kann." — Feiner führte der Alte in seiner letzen Lebenszeit den Bischof Eylert ab, welcher im Staatsrathe gegenüber von Blücher, Gneisenau und Grolmann die Nichtverpflichtung der Mennoniten zum Kriegsdienst mit christlichen Gründen eifrig verfocht, bis dem Eifernden der Feldmarschall in die Flanke fiel mit dem biblischen Spruch: „Niemand hat größere Liebe denn der, so sein Leben läßt für die Brüder." Man sieht, Blüchers Humor und schlagfertiger Witz tummelte sich keineswegs ausschließlich in der Region des wachtstüblichen Grobianismus, aus welcher Region bekanntlich auch Napoleon mit Vorliebe seine Bilder und Schlagworte geholt hat. Aber zur Charakteristik des Marschalls Vorwärts gehört ein Zug von Kynismus ebenso unumgänglich wie der Schnauzbart zur Zeichnung seiner Physiognomie ...

Wenn Blücher schon als Mensch, wie das jeder scharf ausgeprägten und eigenartig auf sich selbst gestellten Persönlichkeit widerfährt, den allerverschiedensten Urtheilen unterstellt wurde, so geschah ihm dies noch mehr in seiner Eigenschaft als Heerführer. Die noch jetzt vorwiegende, durch die französische Geschichtemacherei wie durch gedankenlose deutsche Anekdotenstoppelei weitverbreitete Meinung ist, daß husarische Haudegenschaft das hervorragendste Merkmal von Blüchers Feldherrnrolle gewesen sei. Wahr ist daran, daß ein klirrendes Reitertreffen ihm allzeit die schönste und liebste Erscheinung im Kriegsleben gewesen ist und daß es dem Alten noch während des Feldzugs von 1814 in Frankreich oft unwiderstehlich in der Husarenfaust zuckte, den „Schwerenötherfranzosen" mit dem eigenen Säbel „eins abzugeben". Aber keineswegs ist Blücher ein bloßer Haudegen gewesen, und was ihm vollen Anspruch gibt, ein Heerführer ersten Ranges zu heißen, ist namentlich sein Verhalten im Feldzuge von 1813. Da war er es, welcher den Grundgedanken des trachenberger Feldzugsplans mit schärfstem Verständniß, mit unbeirrbarer Besonnenheit und zugleich mit Ausschlag

gebender Energie aus- und durchführte. Daß hiervon und nur hiervon das Gelingen des Unternehmens und damit das Schicksal Europa's abhing, weiß jedermann. Blücher war kein wissenschaftlich gebildeter Kriegstheoretiker und noch weniger ein tiftelnder Kriegswissenschaftsmystiker; aber dafür besaß er unendlich viel werthvolleres, den wahren Feldherrninstinkt und jene Macht des Gemüthes, jene Schnellkraft des Willens, mittels welcher wie auf den Walstätten des Geistes so auch auf denen des Schwertes die wahrhaft großen Siege erstritten werden. Er war kaum im stande, eine weitausholende strategische Disposition im Detail zu entwerfen, und ein künstlich ausgetiftelter Schlachtplan vollends widerte ihn an. Aber er hatte ein Ohr für die entscheidenden Stunden, ein Auge für die entscheidenden Punkte und endlich das rechte Herz, jene zu nützen und diese zu gewinnen.

3.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die ungeheuere Mehrzahl der Menschen überhaupt und der Deutschen insbesondere stets von Herzen bereit ist, über den Schwarm emporragenden Mitmenschen und Landsleuten „eins anzuhängen“. Das liegt so sehr in der Natur des ungebildeten und des gebildeten Pöbels, daß man sich weiter nicht dabei und darüber aufzuhalten braucht. Aber wahrhaft empörend ist es doch, daß die Kleingeisterei gerade eine schönste Tugend Blüchers zur Verkleinerung seines Ruhms benutzt hat, seine so seltene Tugend der Neidlosigkeit und der Bereitwilligkeit, die Verdienste anderer anzuerkennen. Weil er im sorglosen Bewußtsein des eigenen Werthes einmal gesagt hat: „Ohne den Scharnhorst kann ich nichts machen“ — und weil er einmal den Gneisenau seinen „Kopf“ genannt hat, soll der heldische Greis

gar keines selbstständigen Plans und Entschlusses fähig, soll all sein Thun nur ein marionettenhaftes, durch andere bestimmtes und geleitetes gewesen sein. In den Augen von Wissenden ist die Ansicht freilich zu absurd, als daß sie einer Widerlegung bedürfte. Was aber Nichtwissende betrifft — solche nämlich, welche überhaupt belehrbar sind — so genügt es vielleicht, sie zur Betrachtung jener Scene zu vermögen, wo Blücher (im November 1814) zu Frankfurt a. M. dem hämorrhoidalischen Knesebeck und anderen Stillstandswimmerern und Friedenswinselern gegenüber die große und tapfere Idee vertrat, welche die wirklichen Patrioten beseelte, die große und tapfere Idee, welche die verbündeten Waffen von den Ufern der Katzbach, der Spree und der Elbe siegreich an die des Rheins geführt hatte und sie siegreich weiter führen sollte bis nach Paris.

Niemand wird ungestraft sich einfallen lassen, aus den wohlerworbenen Ehrenkränzen eines Scharnhorst und Gneisenau, wie eines York und Grolmann auch nur ein Blättchen herauszubrechen. Kein gerechter Mann wird ferner, wenn von der Kriegsgeschichte jener Zeit die Rede geht, unterlassen, in der Reihe der tüchtigsten und bravsten Führer einen Prinzen Eugen von Wirtemberg zu nennen, noch auch anzuerkennen, daß der Generalissimus Schwarzenberg unter unsäglich schwierigen und peinlichen Verhältnissen höchst ehrenhaft alles gethan hat, was zu thun seine Gaben ihn befähigten. Aber fest steht: keiner der Genannten hätte den Blücher zu ersetzen vermocht. Keiner außer ihm hatte das Zeug zu einem Marschall Vorwärts und gerade eines *solchen* bedurfte es, um den Napoleon und den Napoleonismus zu fällen. Der Car Alexander und der alte Blücher haben es vorzugsweise mitsammen vollbracht. Jener war der bewegende Wille, dieser die drängende, treibende Kraft des beispiellosen Kampfes. Ja, ein rechter Kraftmann war der Held mit der Jünglingsglut unter der 70jährigen Schädeldecke, der adlernasige, dunkeläugige, dem jenes dämonische

innewohnte, welches alle wirklich großen Menschen kennzeichnet. Dieses zaubermächtige trat in seiner Stellung und in seinem Verhalten zu den Soldaten ganz auffallend zu Tage. „Man glaubt allgemein“ — berichtet ein urtheilsfähiger Augenzeuge — „da Blücher einen so gewaltigen Einfluß auf die Soldaten übte, daß er sich viel mit ihnen beschäftigt, sie gemustert, exercirt und in allen Stücken für sie gesorgt habe. Nichtsweniger als das. Sie bekamen ihn vielmehr kaum anders zu sehen als im Gefecht. Was war es denn aber, was die Leute so mächtig an ihn kettete? Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmäßiges Wesen, seine grauen Haare, seine Stimme, wenn er im vorbeireiten einige Scherzreden von sich gab, die Gewißheit, daß er in dem Augenblick da sein würde, wenn es noththäte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze.“ Das war's! Blücher gehörte zu jenen bevorzugten Naturen, welche schon durch ihr bloßes Sein gelten und wirken und das unerklärliche, aber unbestreitbare Privilegium haben, das von vornherein zu besitzen, was andere erst mühsam sich erwerben müssen: Macht über Menschen.

Im ganzen Auftreten und Gebaren solcher Männer offenbart sich etwas providentielles. Der Instinkt ihrer Mission verleiht ihnen eine so unbeirrbare Zukunftsahnung, daß ihre Ueberzeugungen Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht selten wie fixe Ideen vorkommen. So ist uns wohlbezeugt, daß Blücher seinen Freunden mitunter geradezu als wahnsinnig erschien, wenn er während der Glückshöhezeit des Napoleonismus dort hinten im Pommerland unter berserkerwüthigem schelten und fluchen aufschrie: „Der Bonaparte muß herunter und ich werd' ihn helfen herunterbringen!“ Dieses Ziel stand fest vor seinem vorschauenden Auge, dabei blieb er und daran hielt er. Lange bevor Gneisenau am 19. Oktober auf dem Marktplatze von Leipzig im Kreise der triumphirend einziehenden Heeresfürsten und Generale zuerst es laut aussprach, daß der Krieg den völligen Sturz Napoleons

zum Ziele haben müßte, lebte und webte der Gebhart Lebrecht in diesem Gedanken, welchen so entschieden und unerbittlich nicht einmal der Freiherr vom Stein erfaßt hatte. Schon im Februar 1813 gab der Alte zu Breslau dieser seiner Ueberzeugung Ausdruck, freilich nach seiner Art in einer Weise, welche einem Wittgenstein und anderen um Friedrich Wilhelm herumschwänzelnden Kamarillakreaturen die Haare zu Berge sträubte.

Wie er sein Werk glorreich hinausführte, wie er in den Feldzügen von 1813 und 1814 das schwierigste und entscheidendste vollbrachte, wie er endlich zu einer Stunde, wo das Schicksal Europa's an einem Haare hing, bei Waterloo, dem Napoleonismus den Garaus machte, das alles ist, wenigstens im ganzen und großen, allgemein bekannt und beweist herrlich, was auf ein großes Ziel unerschütterlich gerichtete Beharrlichkeit vermag. Weit weniger bekannt und beachtet dagegen ist gerade der Zug in Blüchers Wesen, welcher als der eigenthümlichste und bedeutendste bezeichnet zu werden verdient: seine Deutschheit, seine glühende, nicht kleinpreußische, sondern im höchsten und besten Sinne großdeutsche Vaterlandsliebe. Es ist geradezu wundersam, daß ein Soldat Friedrichs des Großen, welcher König doch alles menschenmögliche gethan hat, um seine Soldaten und seine Preußen überhaupt vergessen zu machen, daß sie Deutsche — ja, es ist wundersam, daß dieser mecklenburgische Junker und friedrich'sche Soldat in seinen Greisenjahren ein deutsch-patriotisches Feuer in der Seele trug, wie ein solches erst wieder aus Schillers Tell in die Herzen der deutschen Jugend hineingesprüht war — eine vaterländische Stimmung und Gesinnung, welche sich die jüngere Generation auf dem Wege dichterischer Anregung und wissenschaftlicher Reflexion aneignen mußte, während sie in dem heldischen Greise mit der ganzen Ursprünglichkeit und Frische der Inspiration waltete. Und keineswegs etwa erst zur Zeit des großen Aufschwungs von 1813. Man sehe dessen zum Zeugniß die prächtigen Briefe, worin er schon

im Jahre 1809 den König Friedrich Wilhelm und andere beschwor, den Kampf gegen Napoleon zur gemeinsamen deutschen Sache zu machen und „die ganze deutsche Nation zu den Waffen zu rufen“ [1]). Der Alte war auch einer der ersten, welche klar erkannten, wie schnöde das deutsche Volk mittels des ersten und zweiten pariser Friedens, wie mittels des wiener Kongresses, um die gehofften Früchte seiner Leiden und Anstrengungen betrogen wurde, und er hat bekanntlich in den ingrimmigsten Zornworten über alle diese „Machenschaften“ sich ausgelassen. Charakteristisch ist hierbei, daß ihm, dem preußischen Feldmarschall, der Vortheil Preußens und Deutschlands stets identisch erschien. Es liegt ein noch unveröffentlichtes Schreiben Blüchers vor mir, datirt vom 20. November 1815, worin er im Tone herber Enttäuschung seine Ansicht über die Zeitlage dem König Friedrich Wilhelm darlegt, das „elende Machwerk“ der Minister der verbündeten Höfe verdammt und mit den Worten schließt: „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen vor der ganzen Welt immer wieder als das betrogene da . . .“

Fürwahr, wenn wir uns, alles zusammengenommen, recht vergegenwärtigen, wie der Gebhart Lebrecht leibte und lebte, als Mann, als Feldherr und Patriot, so fühlen wir uns unwillkürlich getrieben, zu sagen: Wie thäte ein solcher Vorwärtsgänger und Vorwärtstreiber unserer eigenen Zeit noth und wohl!

---

1) S. mein Buch „Blücher; seine Zeit und sein Leben“, 2. Aufl. II, 308 fg.

Karoline von England.

Charles to his people, Henry to his wife,
In him the double tyrant starts to life.
Byron, „Windsor poetics".

1.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici."

Das wurde eines Tages, so um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gesagt. Der es sagte, war ein lustiger Franzos, irgend einer jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laster von Paris an den deutschen Höfen theoretisch und praktisch lehrten und an welche die deutschen Fürsten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verschwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, sind der einzige Fremde unter uns." Der sich das sagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eine der trübsäligsten Figuren deutscher Unglücksgeschichte. In der That, er war in seinem eigenen Schlosse, an seiner eigenen Tafel der einzige „Fremde", d. h. der einzige Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein so ganz in der Franzoserei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte sich von seiten eines französischen Schmarotzers eine so namenlose Frechheit bieten lassen. Die ganze Erniedrigung der

deutschen Aristokratie im Dienste der französischen Mode ist in der angeführten Phrase ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunschweig erscheint überall als ein vollkommener Adept der französischen Bildung, wie sie zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit der Pompadour und Dubarry durch den Marschall Richelieu typisch repräsentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tik, welcher ja in der Epoche des „erleuchteten" Despotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum sich erhebenden Dynasten fehlen durfte. Eben im Sinne dieses erleuchteten Despotismus hat er manches die materielle und geistige Kultur seines Ländchens förderndе gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Hessen in Deutschland der zweitgrößte Händler mit Menschenfleisch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunschweiger Seelen [1]). Aus dem siebenjährigen

1) Am schwunghaftesten wurde, wie jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutsche Fürsten während des amerikanisch-englischen Krieges betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben gestützt, im 6. Band seiner „Statsanzeigen" die Rechnung gestellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verschacherte Landeskinder in die Beutel deutscher Fürsten fielen. Nämlich an:

Hessen-Kassel	2,600,000	Pfd. Sterl.
Braunschweig	780,000	„ „
Hannover	448,000	„ „
Hanau	335,150	„ „
Anspach	305,400	„ „
Waldeck	122,670	„ „
Verschiedene	535,400	„ „
	5,126,620	Pfd. St. oder 34,177,466 Thlr.

Kuriositätshalber will ich anmerken, daß dieser über alle maßen gräuliche und schmachvolle Menschenhandel in dem charakterlosen Rhetor Johannes von Müller einen Beschöniger gefunden hat. Als derselbe 1781 Professor in Kassel geworden war, apostrophirte er in seiner Antrittsrede die Zuhörer

Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über seine wirkliche Befähigung ging und zum größten Theil in der persönlichen Vorliebe wurzelte, welche sein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Lösung einer großen militärischen Aufgabe berufen war, zeigte sich sofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußisch-östreichische Heer übernommen hatte. Er sah diesen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militärischen Spaziergang“ an, glaubte überhaupt die französische Revolution mit den kleinen „Finessen“ des preußischen Gamaschenknopf- und altfritzigen Zopfthums besiegen zu können und gelangte denn auch zu den bekannten schmählichen Resultaten, wie sie seiner Plan- und Energielosigkeit vollkommen entsprachen. Trotz dieser herben Erfahrung ließ man dem in seinen altfritzigen Einbildungen versteinerten Herzog auch 1806 die preußische Oberbefehlshaberschaft gegen Napoleon. Als dieser heranzog, war der alte Mann bekanntlich so rathlos, daß die Schlacht von Auerstädt und Jena verloren gewesen ist, bevor sie recht begonnen hatte. Eine der ersten von französischer Seite bei Auerstädt abgefeuerten Flintenkugeln schlug dem Herzoge beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf dänisches Gebiet starb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottensee im Wahnsinn, im Elend[1]).

---

also: „Wenn ihr gierig forschet, wie die Hessen . . . jenseits des Weltmeers bald glorreich gefallen bald ruhmvoll gesiegt — dann stammst du von den alten Katten; deine Adelsprobe ist, daß du ihnen gleichsiehst.“ Mit vollem Rechte rief der Verfasser der 1797 als eine der Entgegnungen auf die göthe-schiller'schen Xenien erschienenen „Dornenstücke“ empört aus:

„Wer kann es seh'n und hören, wie noch stets
Der Dienst- und Menschenhandel bei uns gilt
Und selbst ein Schweizer diese Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken sucht?“

1) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten seines Generalstabs und ohne sich irgendwie in feindlichem Gedränge

Ueberwiegend sinnlicher Natur, hatte der Fürst von frühauf bis zuletzt dem französischen Evangelium der Frivolität und Genußsucht nachgelebt. Kein Wunder daher, daß der zügellose Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutschen Fürstinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunschweig guter Ton war. Herzog Karl hatte sich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguste, der Schwester König Georgs des Dritten von England, vermählt. Die Prinzessin war nicht sehr hübsch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber sie brachte ihrem Gemahl einen Brautschatz von 80,000 Pfund und ein englisch-hanover'sches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geschlecht! Der älteste Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödsinnig und nur der jüngste, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruhm des welfischen Hauses mittels seiner glorreichen i. J. 1809 von Sachsen bis zur Nordsee mitten durch französische Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittels seines noch glorreicheren Heldentodes bei Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguste und Karoline. Die Geschicke der letzteren werden wir erzählen; von der ersteren sagen wir nur, daß sie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen ersten König von Wirtemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schlosse Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, dessen Einzelnheiten noch nicht historisch festgestellt sind. Die Sage raunt, die Prinzessin habe denselben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robsart in Scotts „Kenilworth“.

Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth ward geboren am 17. Mai

---

zu befinden, von einem feindlichen Schützen so schrecklich verwundet wurde, erschien so ungewöhnlich und seltsam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgestellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleons hatte, habe verrätherischer Weise den räthselhaften Schuß veranlaßt.

1768. Ihre Erziehung war so, wie sie bei der Geistesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Gespött ihrer Kinder gewesen ist, sein konnte. Herzog Karl glaubte seiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er seine Tochter Karoline, wie ihre Geschwister, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im übrigen kümmerte er sich nicht um sie. Karoline war lebhaften Geistes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, sondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte sich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilsames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derselben wurde die Kleine zu nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufsetzte, eine um so eigenrichtigere, phantastischere Richtung nahmen diese Anlagen. So wurde sie, wie ihr gerechtester und mildester Beurtheiler treffend gesagt hat, eine „wilde Hummel". Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß sie nicht allein zu einem Stück von einem „enfant terrible" aufwuchs, plauder- und zerstreuungssüchtig, fabulir- und lachlustig, sondern daß auch ihre Phantasie schon in Backfischjahren mit Anschauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichster Art gewesen sein mögen.

Denn es hatte unsere prinzessliche wilde Hummel ein paar Augen im Kopfe, die sehr schön, sehr groß, sehr kornblumenblau waren, aber auch sehr neugierig, sehr! und sich keineswegs immer sittsam gesenkt und abgewandt haben, wo sie es gesollt hätten. Diesen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrschende Hohlheit, Zerrüttung und Unsittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es ist wahr, das Maitressenwesen war ein förmlich und officiell anerkannter

Bestandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß diese Schmach nicht nur auf die fürstlichen Männer, sondern auch auf die fürstlichen Frauen und Töchter jener Zeit in sehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorstellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürstlichen Ehe mußte sich die junge Karoline bilden, wenn sie auf das Gebaren dessen blickte, welcher für sie ein Muster und Beispiel hätte sein sollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reise als Favorit-Odaliske die reizende Contessa Branconi mitgebracht, mit welcher später der anschmiegerliche Sankt Lavatus in seraphischen Schwärmereien sich erging. Die Nachfolgerin dieser italischen Kebse war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im braunschweiger Schlosse residirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin selbst so zu sagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ sich von seinem intrikanten Adjutanten, dem Franzosen Montjoy, eine französische Komödiantin als Konkubine aufhängen und der einundsiebzigjährige Greis entblödete sich nicht, diese Buhldirne gemeinster Sorte im Feldzuge von 1806 mitzuschleppen. Ein glaubwürdiger Zeuge[1]) hat ausgesagt, es sei die allgemeine Ueberzeugung gewesen, daß die französische Beischläferin des Herzogs die Pläne und Entschließungen, d. h. die Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem sein mag, soviel ist gewiß, daß Karoline von Braunschweig in einem Hause aufwuchs, welches, wie mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen alle fürstlichen Häuser von damals, von der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber diesem Miasma zu bedeuten haben,

---

1) Graf Henckel von Donnersmark, „Erinnerungen aus meinem Leben" (1846), S. 42 fg.

daß man die Prinzessin mit einem Kreise von reifrocksteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenusses in die der Gottseligkeit sich hinüber gespielt hatten oder geschoben worden waren? Gar nichts oder nur schlimmes. Denn die mürrische Zionswächterei, womit diese Duennen die junge Prinzessin langweilten und ärgerten, stachelte in ihr einen Widerspruchsgeist auf, der sich mitunter muthwillig genug äußerte. Mißmuthig über den Zwiespalt, welcher zwischen den Eingebungen ihrer geschäftigen Phantasie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel sich Karoline darin, sich schlimmer darzustellen, als sie war, und ihrem natürlichen Hange zur Eulenspiegelei nachgebend setzte sie der engbrüstigen Konvenienz eine mehr absichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die sich der höfischen Anstandslehre zum Trotz etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todsünde in dieser Welt des Scheins und der Lüge ..... Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei so bestellter Denk- und Aeußerungsweise drüben in England ergehen, in diesem Urlande der Scheinheiligkeit und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, sehr schlimm!

Um so schlimmer, da Karoline ein Herz besaß, welches gesprochen hatte, bevor die Staatsraison es befahl. Bekanntlich sollen Prinzessinnen, wenn überhaupt, nur in *diesem* Falle lieben. Aber so ein kategorischer Imperativ der Unnatur hält eben nicht stand gegen die heißen Pulsschläge eines erwachten Mädchenherzens. Wissen wir nicht von einer sehr nahen Verwandten unserer Karoline, von einer deutschen Prinzessin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Korridore des Palastes lief, aufschreiend: „Meinen Trompeter laß' ich nicht!?“ Ein hübscher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblasen, was beweis't, das Kupido's Bogen unter andern Gestalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um aber in dem mythologischen Rokokobild zu bleiben, sagen wir, daß die junge

Karoline besagten Bogen ebenfalls schwirren gehört und daß der von der Sehne geschnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es stets von Fremden wimmelte und diese, wie wir gesehen, dem Herzog ins Gesicht den Anspruch, die Einheimischen zu sein, erheben durften, lebte ein irischer Gentleman, der unter dem Fürsten im Felde gedient und sich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende persönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umständen leuchtender oder schmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerksamkeit pflegt aber dem Manne, welchem sie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwischen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinsel und der Prinzessin Karoline Geständnisse der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauscht worden seien. Ein Urkundenbuch zu diesem historischen Roman, dessen Entwickelung die Staatsraison mit rauher Hand abschnitt, ist freilich meines Wissens nicht vorhanden; doch thut das seiner Glaubwürdigkeit im ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tausende von mehr oder weniger zarten wie von mehr oder weniger brutalen Thatsachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

2.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schlosse zu Braunschweig spielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalast König Georg der Dritte einen verhängnißvollen Einfall. Ein braver Herr, dieser dritte Georg, ein treuer Gatte und hausbackener Hausvater, daneben fürchterlich beschränkt an Geist, lang=

sam von Begriffen, gegen alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindselig gesinnt [1]), von dem Bewußtsein seines „droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie jedermann weiß, ist er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufsagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetische Lesart zu setzen: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt“ — da legte man ihm das Königshandwerk für immer und machte seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Diesen ging der Einfall an, welchen sein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, ist sehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. August 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor sich vermählt hatte — ist in einer sittenlosen Atmosphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachsen. Die zuchtlose Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden ersten George gekennzeichnet hatte, war wenigstens da und dort noch durch Episoden von ritterlicher, hochromantischer oder hochtragischer Natur unterbrochen worden [2]).

---

1) „He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent.
Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.“
Byron.

2) Die rührendste dieser Episoden ist meines Erachtens folgende. Nach

Unter dem dritten Georg dagegen, dessen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig sich darstellten, als daß sie die englische Gesellschaft hätten beeinflussen können, verband sich mit der althergebrachten Ausschweifung der britischen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie sie in der Epoche Ludwigs des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreise Europa's sich verbreitet hatte. Inbetreff der Kolossalität der Verschwendung, Schwelgerei und Schamlosigkeit ließ sogar London die Hauptstadt Frankreichs noch hinter sich. Der Luxus und die Verachtung aller sittlichen Gesetze ging in den englischen Modekreisen bis zur Raserei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten londoner Kaffeehaus „Zum Kakaobaum" war es etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterl. verloren. Eines Abends standen daselbst 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffskadett ein so eben von seinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in bronzestirniger Hintansetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahre 1778 der Bischof von Llandaff im Oberhaus eine Zusatzbill zu den Ehegesetzen einbrachte, unterstützte er seinen Antrag mittels der statistischen Thatsache, daß seit der siebzehnjährigen

---

Besiegung des großen jakobitischen Aufstands von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawson processirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge schöne Braut, die Tochter einer angesehenen Familie. Die Braut bestand auf dem verzweifelten Entschlusse, die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzusehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete sie, wie Dawson, in Vollstreckung des barbarischen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeschnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und scheinbar ruhig sah sie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawson's ins Feuer warf, lehnte sie sich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verschied.

Regierung Georgs des Dritten mehr Ehescheidungen vorgekommen seien als während der ganzen übrigen Dauer der englischen Geschichte. Um die Ehestandschronik der Peers und Peeressen Englands von damals zu charakterisiren, braucht man nur an den skandalösen Bigamie-Proceß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Elisabeth Chudleigh verschiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingstron weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendsten Nebenbuhlerinnen dieser „Duchess of Scandal“ war Mylady Worseley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Officier durchging. Als Sir Worseley einen Entschädigungsproceß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um diesen aus der Patsche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche aussagen sollten, daß sie alle mit ihr zu thun gehabt hätten. Siebenundzwanzig erschienen wirklich vor Gericht. Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derselben ausgesagt hatte, Sir Worseley hätte ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägerische Ehemann erhielt bei so bewandten Umständen als Entschädigung einen — Schilling zugesprochen. An demselben Tage fand im Parlament eine wichtige Abstimmung statt, und als Sir Worseley, welcher zur ministeriellen Seite des Hauses gehörte, nicht auf seinem Platze erschien, rief der Premier Lord North, welchem man die Ursache dieses Nichterscheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit.“

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen

Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgiltigkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life“ werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin“ wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde Traum und Schaum waren. Die äffische Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reichs“, um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erste Prinz aus der hannover'schen Dynastie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz seiner bodenlosen Nichtsnutzigkeit mittels der leutseligen Munterkeit seines Geistes und der Anmuth seines Gebarens seine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgestattet, als es jener populäre Ausschweifling gewesen. Schön, wenn auch mehr weibisch als männisch schön von Antlitz, stattlich und wohlgeformt von Gestalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geschickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman“, besaß er viel natürlichen Verstand, einen feingebildeten Geschmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn fast unwiderstehlich machte, wenn er es sein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die strenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein skandalfroher Prinz und aus diesem ein skandalbehafteter König.

Es war so zu sagen Hausgesetz der hannover'schen Dynastie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfnisse lebten. Nun wohl, in Uebung dieser herkömmlichen Praxis schloß sich der Prinz von Wales der Opposition an und trat mit den genialisch begabten Wortführern derselben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genossenschaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakterisiren, welcher damals in dem Kreise herrschte, welchem Gentleman George vorsaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiastischem Gelärme. Aber während das Wesen des Prinzen in der geistreichen Witzschwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieser Vergnügungen aufging, waren dieselben für solche seiner damaligen Genossen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bakchanalien, aus deren trüben Dünsten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhmes sich aufraffte, welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt, als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprichwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buche, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Diner", das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen

gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewußt und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung." Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley" in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abende gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley zu leeren."

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen des Prinzen. Und noch bei weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu barer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die öffentliche Meinung sich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu schlecht zu finden, wo es galt, seiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der ersten Blüthezeit seiner Gentlemanschaft, im Jahre 1783, war ihm beschieden, daß er sich in ein Netz verstrickte, welches ihm die bittersten Verlegenheiten bereitete. Er war einer irischen Dame begegnet, deren Anblick zum erstenmal eine Leidenschaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verschwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Mistreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und schon zum zweitenmal Wittwe. Aber sie war nicht nur sehr schön, sondern auch keusch und spröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den stachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erschöpfung der gewöhnlichen Mittel, die tugendhafte Schöne zu besiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern seine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es scheint, hat dasselbe der damals zu London weilende Duc d'Orleans vorgeschlagen, ein Theilnehmer der

Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelspiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Scene gesetzt und erfüllte seinen Zweck. Mistreß Fitzherbert ergab sich dem Prinzen von Wales, mit welchem sie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu sein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernst genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ernste Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieser Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Konstatirung eines solchen Verhältnisses konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage stellen. Von seinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede gestellt, verleugnete der Prinz, falsch bis ins Mark, seine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhause ableugnen. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen als eine Wahrheit. Man thut unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätscheler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche thierische Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl der Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon mißliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im

Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig, auserwählt. Gentleman George sträubte sich zwar heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

3.

Die Prinzessin war zu dieser Zeit siebenundzwanzigjährig, also durchaus kein Backfischchen mehr, sondern, wie die Schweizer sagen würden, eine „Jumpfer von bestandenem Alter". Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Gesicht zwar fand er hübsch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike". Sie ihrerseits fand die englischen Herren der Heiratsgesandtschaft ebenfalls nicht nach ihrem Geschmack, und als eines Tages einer derselben, der Almosenier des Prinzen von Wales, sich erdreistete, die Prinzessin zu tadeln, weil sie statt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies sie diese pfäffische Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entschieden abgeneigt und das spricht sicher nicht zu ihren Ungunsten. So,

wie Gentleman George war, mußte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfische Klatsch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzessin ein großes Fragezeichen gesetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels der That gegen die ihr angesonnene Heirat protestirt. Sie habe den abenteuerlichen Entschluß gefaßt und ausgeführt, sich von dem obenerwähnten irischen Gentleman entführen zu lassen, sei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man sie bedeutete, nur um diesen Preis vermöge sie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweisen Inhalts dieser Novelle ist meines Wissens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weßwegen sie nur auf mythische Geltung Anspruch machen kann. Genug, die Prinzessin gab ihr Jawort, die Ehepakten wurden aufgesetzt und unterzeichnet und ein stattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunschweig herüber.

Die erste Figur in diesem Brautgefolge machte Mylady Jersey, welche zur ersten Hofdame der künftigen Prinzessin von Wales ausersehen worden war. Eine unglückselige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft kynische Taktlosigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin" des Prinzen und es ist wohl einzig in seiner Art, daß der Bräutigam seine Maitresse zur Heimholung seiner Braut abschickte. Natürlich sah Mylady in der armen Karoline vom ersten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und in Folge hiervon ergaben sich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Bischofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt" eingeführt, galt sie bald für das schönste Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte sie doch noch als mit Embonpoint behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für un-

gemein schön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Gestalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenspiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Bischofstochter umringten, wählte sie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem sie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber nicht allein eine sehr schöne, sondern auch eine sehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Skepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von rechts-, d. h. von schönheits- und klugheitswegen ihr gebührte, zögerte sie nicht, desselben sich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolge, namentlich seitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter stand. Was sollte im „hochsittlichen", auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchopfer verbrennenden England einer schönen und gescheiden Lady unmöglich sein, welche die „Freundin" des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl ist? Ihre Ladyship wußte wie alle Welt, „Männlein und Weiblein", so auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für sich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der exclusiven und exclusivsten Gesellschaft zu mehren und zu festigen. Wie hätte unsere arme wilde Hummel von Braunschweig gegen so eine Ladyschaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin" von Gentleman George so vortrefflich mit den Pflichten der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wußte, der Pflichten der Gräfin von Jersey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzessin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jersey hatte es zu passendem Gebrauch ad notam genommen, daß sich die Prinzessin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Captain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erste Todsünde gegen das steifleinene englische Dekorum! Zugegeben,

daß die arme Karoline, nachdem sie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieses Dekorum, so wie es einmal war, zu berücksichtigen, so muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen gewesen wäre. Denn es kann, alles in allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzessin einen Fuß auf britischen Boden setzte, ein Komplott existirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der sie daselbst berufen war, unmöglich zu machen. In Wahrheit, diese unselige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor sie vollzogen wurde. Schon die erste Zusammenkunft des Brautpaars stellte das außer Frage. Mit frostiger Galanterie nahte sich der Prinz seiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anstand, welcher dem Gentleman George zu Gebote stand, die Knieende auf, drehte sich auf dem Absatze herum und ging eilends weg, der Beschämten jedenfalls kein günstigeres Bild von sich zurücklassend, als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Scene muß anwesende Kenner der englischen Geschichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstage des Jahres 1540 gespielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rochester seine Braut Anna von Kleve. Er konnte es kaum über sich bringen, die ihm beim ersten Anblick schon Mißfällige anständig zu begrüßen, und schnell hinausgegangen runzelte und fluchte er seine Höflinge an, schreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandrische Stute gebracht?“ Möglich, sehr möglich, daß sich Gentleman George nach der ersten Zusammenkunft mit seiner Verlobten nicht viel zarter ausgelassen hat als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Historisch sicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, ist, daß der Prinz, nachdem er sich von seiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmanne sagte: „Mir ist übel; schaffen Sie mir ein Glas Branntwein.“ Die Prinzessin, verblüfft durch sein Benehmen, sagte ihrer-

seits unkluger Weise: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? Ich finde ihn sehr dick und keineswegs so schön wie sein Porträt."

Aber das Unheil war einmal im Gang und mußte seinen Verlauf haben. Drei Tage später wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Prostitution verkehren. Der Prinz gab sich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geschäft," zu welchem er sich hatte nöthigen lassen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längst gewohnt, unter allen Umständen Inspiration und Trost in der Flasche zu suchen, hielt er sich auch an diesem Tage fleißig an dieselbe und es ist Thatsache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimnisse der Brautnacht ist viel geklatscht worden. Es hieß, der Prinz sei nur unter heftigstem Sträuben der Prinzessin zur Ausübung seiner ehemännischen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geständniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Wassers auf den Berauschten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage der Hochzeit sei von feindseliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig erhitzendes Mittel beigebracht worden, dessen Wirkung so heftig gewesen, daß der Prinz, als er das Ehebett bestiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren seiner Gattin entsetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß ist, daß kaum jemals eine fürstliche Ehe unter unglückseligeren Konstellationen vollzogen ward.

4.

„An den Höfen ist beständig ein heimlicher Krieg im Gange," hat eine eingeweihte Kennerin höfischer Zustände gesagt, Madame

de Campan. Am englischen Hofe war dieser mit den Waffen der Intrike geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und seinem Anhang schon in den ersten Tagen seiner Ehe scham- und scheulos gegen seine Gattin geführt. Er ließ die Prinzessin bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich merken, daß er Mylady Jersey für seine eigentliche Frau ansähe. Auch die nie ganz gelös'te Verbindung mit Mistreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzessin lebte ziemlich einsam und verlassen in Carltonhouse. Zwar die Volksstimme war seit ihrer Ankunft in England ganz entschieden für sie, aber wann hat an Höfen die Volksstimme etwas gegolten? Nur der König blieb ein standhafter Beschützer seiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum bessern zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, geradeheraus, unschmiegsam und taktlos, mußte Karoline in dem bald ganz ärgerlich entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem Gemahle, daß er die Gräfin entließe; auch beschwerte sie sich bei dem König. Dieser suchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigte ein Brief, welchen Karoline im December 1795 nach Deutschland schrieb und worin sie äußerte: „Elende und böse Gesinnungen

umgeben mich und all mein Beginnen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das übrige errathen."

Indessen schien eine günstige Wendung im Geschicke der Prinzessin sich vollziehen zu wollen, als sie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte sich seiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerksamkeit. Allein die Verstimmung war doch schon auf beiden Seiten zu groß, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Das Mißbehagen, welches die Gatten bei ihren Zusammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete sich denn schon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ seine Frau durch Lord Cholmondeley darüber sondiren. Die Prinzessin stellte zwei Bedingungen, erstens müßte ihr Gemahl das Verlangen der Trennung schriftlich gegen sie aussprechen, zweitens müßte diese Trennung eine unwiderrufliche sein. „Denn — sagte sie — ich will mich nicht zum zweitenmal der Staatsraison zum Opfer bringen lassen." Darauf schrieb der Prinz am 30. April zu Windsor an seine Frau einen Brief, welchen sie als Scheidungsbrief von Tisch und Bett betrachten konnte und auch wirklich so betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derselben machte sich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo sie sagte: „Ich hätte es nicht für nöthig erachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derselbe nicht in Ausdrücken verfaßt, die es zweifelhaft lassen könnten, ob dieses Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obschon Sie sehr gut wissen, daß das Verdienst desselben Ihnen allein zukommt." Edelsinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzessin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich

hingeben kann, was meinem Herzen stets theuer war. Darin, sowie in dem Bestreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzusetzen, will ich fürder meinen Beruf finden."

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder seinen Lieblingssitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daselbst sein altes Lasterleben von neuem. Rasende Verschwendung, wildes Zechen, Spiel und Wollust füllten seine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anstrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die französische Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens schwebte. Das Skandal der Lebensweise des Gentleman George war so arg, daß die Presse sein Brighton mit dem Kapri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhause das Gebaren des Thronerben den strengsten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, dessen Herz von Mühlsteinhärte und dessen Stirne von Metall, half sich mit etlichen schlechten Witzen und lautem Lachen über diese öffentlichen Censuren hinweg. Er wußte, daß er trotz alledem in den Augen der englischen Aristokratie der feinste Gentleman der drei Königreiche bliebe, namentlich seitdem er aus den liberalen Kreisen der Fox und Sheridan mit Geräusch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ende der napoleon'schen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwasser hatten.

Die Prinzessin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erst 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouse zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater besucht. Männer, die zu den vorragendsten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castle-

reagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscaptain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lektüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmacke ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und anderes zu sehen, als wirklich zu sehen war, oder wenigstens dem daselbst gesehenen die schlimmste Deutung zu geben. Wahr ist freilich, das Benehmen Karoline's übersprang oft mit gleichen Füßen die Schranken englischer Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie stockenglische Ladies das Gebaren der Prinzessin ansahen, beweisen die Aeußerungen der bekannten Lady Esther Stanhope, einer Nichte Pitts, in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten. Mylady skandalisirt sich hier darüber, daß die Prinzessin, bei welcher sie häufig zu Gaste gewesen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin“ und daß sie in einem ihrer Zimmer einen „chinesischen Automaten hatte, welcher die überraschendsten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner sagt Mylady: „Die Prinzessin war so niedrig und gemein, daß sie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann spricht sie von Liebesbriefen, welche die Prinzessin an den Captain Manby geschrieben, wenn dessen Schiff an der Küste vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben sehr nach englischer „Delicacy“ schmeckende Verdikt ab: „Die Prinzessin war

eine gemeine, schamlose Person, ein verworfenes Geschöpf, geradezu eine Vettel (slut)" ...

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, sich mit solchen zu umgeben. Hierdurch ließ sie sich zu einem großen Mißgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Austin. Wenn sie dabei, wie sie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, so erreichte sie das vielleicht. Aber sicher ist, daß die Adoption des Knaben, wennschon kaum zu bezweifeln, daß derselbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von seiner Mutter der Prinzessin überlassen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbsten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten sie aufmerksam, daß ihre Gegner sie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete sie halb trotzig halb scherzhaft — laßt sie das beweisen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen," — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von seiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man stellte nun der Prinzessin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für sie leicht die Anklage auf ein Kapitalverbrechen nach sich ziehen könnte. Darauf sagte sie ernst und bitter: „Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Mistreß Fitzherbert."

Das war ein Witzhieb, welcher sogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blutrünstige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm seine Frau nur gleichgiltig oder höchstens widerwärtig gewesen, jetzt begann er sie zu hassen mit dem zähesten, unerbittlichsten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig versumpften Gemüthes in sich koncentrirenden Haß. Er, der ausgeschämte, verworfene Ausschweifling, der intime Zechbruder des Wüstlings der Wüstlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der sich rühmte, „mehr Jungfernschaften zerstört zu haben als er Haare

auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteste Besorgniß um die Tugend und den Ruf seiner verstoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Kapri, von der Balletspringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigst diese prinzliche Stimmung. Die taktlose Zuneigung, welche die Prinzessin dem Knaben Billy Austin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen durfte. Erst zischelte, dann flüsterte, dann schallte durch die londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrathe der Prinzessin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecherischer Umarmung erzeugten Kindes, als dessen Vater von den einen der Admiral Smith, von andern der Captain Manby, von dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Bestimmtheit auftrat, und die Angeberin fand sich.

Zu Blackheath in der Nachbarschaft von Montaguehouse wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzessin hatte mit seiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntschaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo sie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und seine Frau waren sehr häufige Gäste in Montaguehouse und es scheint, die Prinzessin habe sich mit gewohnter Unbesonnenheit in eine vertraute Freundschaft mit der Lady eingelassen. Ebenso unbesonnen brach sie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derselben mittels eines Billets den Zutritt in Montaguehouse. Die Generalin, welche mit Lady Jersey in Verbindung getreten war, nahm ihre Rache: sie wurde das Hauptrad in der Anklagemaschine, welche die Feinde der Prinzessin konstruirten und in Gang setzten. Die ärgerlichsten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzessin wurden Tag für Tag ausgeposaunt und das Geschrei wurde so arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatssache bekam. Der Prinz von Wales wollte sich den Anschein geben, als würde er gedrängt, eine Untersuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzoge von

Sussex und von Kent, thaten ihm diesen Gefallen. Nun wandte sich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Untersuchung befehlen mußte (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieser „delicate investigation“. Die Kommission etablirte sich in Downingstreet und dort erschien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Deposition der Angeberin konnte nicht deutlicher und bestimmter sein, als sie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieses Protokoll bildete eines der Hauptstücke jener gegen die Prinzessin bis i. J. 1820 nach und nach zusammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack“ oder der „grüne Beutel“ berüchtigt geworden ist. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, so konnte an der Schuld der Prinzessin allerdings kein Zweifel sein. Die Frau Generalin gab nämlich unter anderem folgendes zum Portokoll: — „Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzessin eines Tages ganz allein zu mir und sagte, ich solle einmal rathen, was ihr begegnet sei. Ich nannte verschiedenes, worauf sie mir endlich eröffnete, sie sei in interessanten Umständen und fühle das Kind sich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demselben Tag oder einige Tage vorher war, daß sie mir sagte, die Milch sei ihr, während sie bei Lady Willoughby frühstückte, in die Brüste getreten, so daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes sei, hat sie mir nicht gesagt, wohl aber, daß sie, falls die Sache entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derselbe habe in diesem Jahre in Carltonhouse zwei Nächte bei ihr zugebracht.“

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage zu verstärken, indem sie weiter sich verlauten ließ: — „Die Prinzessin hat mir gesagt, daß sie so oft als möglich einen

Bettkameraden habe, was der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ihr Schlafzimmer sei dazu sehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt sagte sie zu mir: „„Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit Sir John begnügen.““ Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geschlafen habe und daß sie glaube, alle Männer schliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder andere.“

Man muß gestehen, es war dies eine Anklage der Prinzessin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in bester Form. Es fehlte nur die Erweisung derselben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Gesinde der Prinzessin, allein wenngleich stark zu vermuthen ist, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belastenden Aussagen bereit waren, so konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittels eines Spiegels gesehen, wie die Prinzessin den Captain Manby küßte; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith sehr vertraut neben der Prinzessin auf dem Sopha sitzen gesehen habe. Allein sämmtliche übrigen Diener und Dienerinnen der Prinzessin traten ganz entschieden als Entlastungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugnisse ward festgestellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Austin und seiner Frau Sophie sei.

Der ganze Anschlag fiel demnach ins Wasser. Die Prinzessin hatte den nachmaligen Minister Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche beide in späterer Zeit ihre frühere Klientin schmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiständen gewählt und in der von diesen Herren entworfenen Vertheidigungsschrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzessin über die Verhandlungen ein Buch verfaßt, in welchem das ganze Verhältniß der Angeschuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt

war; allein da er Minister werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er sich, um dem Hof gefällig zu sein, bestimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlassen. Die vier Lords Untersuchungskommissäre erklärten sich von der Unschuld der Prinzessin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdikt, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzessinnen Staatsbesuche in Montaguehouse abstatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber diese Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen sie hegten, nur noch intensiver. Während der peinlichen Untersuchung, welcher sie unterworfen worden, hatte sie auch den schrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle diese Erlebnisse sie stürzten, ward es ihr zu einem Troste, daß ihre verwitwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Trost konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem englischen Volk in Ungunst und Verachtung sank, die Volkssympathie für ihre Person sich erhöhte. Aber freilich, sie sollte nicht sterben, ohne erfahren zu haben, wie schwankend und veränderlich die Stimmung der urtheilslosen Menge ist.

Im übrigen drängt sich jedem die Frage auf: War die Aussage der Lady Douglas wirklich durchaus falsch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zusammengehalten, sind wir der Ansicht, die Prinzessin könne sich gar wohl gegen Mylady mit Unbesonnenheiten und Phantastereien herausgelassen haben, welche dann die Frau Generalin als bare Münze in Umlauf setzte. Es gibt einen allerdings sehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie uns scheint, das Wesen der Prinzessin zur Blindekuhspielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider ist derselbe unschreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

5.

Der erste Sturm war also abgeschlagen. Aber derartige Stürme hinterlassen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenspuren. Es war doch etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an seiner Schwiegertochter, aber sonst war und blieb sie bei Hofe verfemt, und was man mittels eines Keulenschlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt mittels Nadelstichen zu erreichen. Die Prinzessin konnte das schon etliche Monate nach dem Schlusse der Untersuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstages die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber niemand erschien und Karoline befand sich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieser ihr Beschützer i. J. 1810 völligem Wahnsinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten sich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzessin in jeder Weise und ihre Stellung ward um so bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politischen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon schnöde verlassen, hatte sich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß sich auch diese Herren um die Person der Prinzessin wenig kümmerten, sondern sie nur als einen Hebel ihrer Politik schätzten, ist sicher; jedoch muß zugestanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache sein ganzes Genie als Politiker, Schriftsteller und Redner aufgeboten hat. Bekanntlich begründete er eben hierdurch seinen Ruf und seine staatsmännische Geltung.

Die Nadelstiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht selten tief in die Seele der Prinzessin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man suchte ihr Zusammenkommen mit derselben immer entschiedener zu erschweren und zuletzt ganz zu hindern.

Das war mehr als Fleisch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte sich in einem würdig gehaltenen und meisterhaft geschriebenen, wahrscheinlich von Brougham verfaßten oder wenigstens eingegebenen Schreiben beschwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf sich warten ließ, veröffentlichte die Prinzessin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Besuche der Prinzessin bei ihrer Tochter müßten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden seitens der Regierung die Untersuchungsakten von 1806 ins Publikum gebracht. Auf diese Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzessin dadurch, daß sie das oben erwähnte famöse „Buch" von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häusern des Parlaments ward über die Sache hin- und hergestritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwischen dem Regenten von Großbritannien und seiner Frau war demnach im schönsten Zuge.

Es sieht halb einem Wunder gleich und spricht doch wieder sehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachsene Tochter Charlotte durch keinerlei Künste der Mutter sich abspenstig machen ließ. Das junge Mädchen, dessen Verstandes- und Charakterstärke die frohe Hoffnung erweckte, sie werde dereinst als Königin von England eine zweite Elisabeth sein, bezeigte den Feinden seiner Mutter offenste Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzessin, wie sie sagte, „zuwider wie Schöpsenfleisch". Was sie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umstand, daß sie Bedenken trug, seinen Einladungen nach Brighton zu entsprechen, weil der Aufenthalt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig sein könnte". Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunschweig, zu Blackheath gestorben war, ertrotzte die Prinzessin Charlotte die Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbesuch machen zu dür-

sen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die Prinzessin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröstend sich äußerte, ihrer unsäglichen Verbitterung Luft machte, indem sie, ein Glas Wein über das Tafeltuch hinschüttend, sagte: „Eher wird dieser ausgegossene Wein wieder in die Flasche zurückfließen als ich meine Gesinnung gegen die ändere, welche mich so schimpflich und niederträchtig verleumdet haben.“

Die Königin-Witwe und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten pariser Frieden der Besuch des Cars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin-Witwe Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette“ zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei diesem Anlaß der Prinzessin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon sie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr von seiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein sehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte aber das Gefäß zum überschäumen. Die Prinzessin hatte sich schon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Festlande zu reisen. Jetzt, nachdem man sie angesichts von ganz England und der frem-

den Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verstoßene behandelt hatte, wollte sie nicht länger in einem Lande leben, dessen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. August 1814 schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivsohn Billy Austin, an Bord der Fregatte Jason zu Worthing ein, um über Hamburg zunächst nach Braunschweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte sich für immer von der verhassten Gattin erlös't und befreit. Aber er täuschte sich und sollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechische Tragiker gesprochen, als er sagte: „Das Unbezähmbarste ist das Weib." Zwei Jahre nach der Abreise der Prinzessin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überschäumenden Gefässe gesprochen und zwar nicht ohne Absicht. Denn, die Wahrheit zu sagen, die arme Karoline glich, sowie sie England verlassen hatte, nur allzu sehr einem Gefäß, welches lange am Feuer gestanden und dessen siedender Inhalt überwallt, sobald man den niederpressenden Deckel entfernt. Seltsam, diese Frau war jetzt sechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo sonst naturgemäßer Weise der Hochsommer der Leidenschaft bereits in den Herbst matronenhafter Resignation übergegangen ist. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzessin schien jetzt erst recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die sie erfahren hatte, sich entschädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthaltes in Deutschland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurst eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klösterlichen Pension entronnen, plötzlich völlig sich selbst überlassen ist und die Mittel besitzt, allen seinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzessin bedachte nicht, daß auch in der

Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es ist verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erste sperrte seine Gemahlin in ein hannover'sches Schloß ein und weßhalb sollte ich nicht das gleiche thun?" Er dachte auch schon damals alles Ernstes an eine förmliche Scheidung von seiner Frau und war eifrigst bemüht, Beweise zu sammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gäbe. Zu diesem Zwecke ward, namentlich unter Vermittlung des bekannten hocharistokratischen hannover'schen Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster, welcher als dirigirender Minister des neugeschaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organisirt, welche die reisende Prinzessin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundschaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäschemysterien obenanstand.

Karoline war am 18. August 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunschweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beschieden sein sollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantastische An- und Aufzug der Prinzessin und ihr tolllustiges Benehmen fielen den guten Braunschweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher sah ihr englisches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die englischen Herren und Damen in ihrem Dienste, die beiden Ladies Lindsay und Forbes, sowie alle die Kammerherren und Stallmeister unter verschiedenen Vorwänden sich verloren. Am längsten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzessin aus, aber auch dieser verließ sie im folgenden Jahre. Ein mißliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf schon an und für sich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umstand, daß sie genöthigt war, sich mit lauter fremder Dienerschaft zu umgeben, in jeder Weise zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie selbst kümmerte

sich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, sie mag froh gewesen sein, von den „langen“ und „langweiligen“ englischen Gesichtern gänzlich sich befreit zu sehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnißvoller Ort für die Prinzessin, denn hier nahm sie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem östreichischen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienste. Die Gunst, in welche dieser Mensch binnen kurzer Zeit bei der Prinzessin kam, war in der That erstaunend. Sie machte ihn zu ihrem beständigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sicilischen Baronstitel. Seine Schwester, die als Contessa Oldi bezeichnet wird, ernannte sie zu ihrer Hofdame; auch belud sie sich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, sehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzessin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte sie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüstete Pfui! der englischen Fashion und Delicacy herauszufordern. Man muß gestehen, sie hätte kaum mehr thun können, um sich als die darzustellen, für welche ihr Gemahl sie angesehen wissen wollte. Der Schein war ganz gegen sie. Dies ist historische Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verschuldung ging, das dürfte wohl geschichtlich nie zu erweisen sein.

Im November 1814 befand sich die Prinzessin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte sie der König Murat, dessen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehässigen Abmahnung von seiten des englischen Gesandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Ostern 1815 war sie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, besuchte Venedig, bereis'te den Gotthard und die lombardischen Seen und kaufte am Comer See die Villa d'Este, wo sie sich einen luxuriös-phantastischen Haushalt

einrichtete. Im Spätherbste schiffte sie über Elba nach Sicilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konstantinopel, von wo sie nach Ephesus und Jerusalem ging. Im September 1816 kam sie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzessin eine Fahrt durch's Tirol nach Süddeutschland, wo sie den Hof von Karlsruhe besuchte.

Hier lebte damals als preußischer Geschäftsträger, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbstgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Ense, ein sauber gebürsteter, diplomatisch stilisirter und korrekt gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen in Liberalismus zu machen suchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweise einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen sah den Signor Bartolomeo, dessen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und schrieb in seine Memorabilien: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tisch ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel und auf seinem Säbel die Porträts der murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird als solcher auch dafür geehrt." Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreise der Prinzessin von Karlsruhe der hannover'sche Gesandte daselbst, Freiherr von Reden, auf Graf Münsters Veranlassung in dem Gasthofe, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforschungen habe anstellen lassen.

Nach Italien zurückgegangen, lebte sie daselbst bis zum Jahre 1820 abwechselnd in Rom, Pesaro und auf den Villen d'Este und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbste 1817 das tiefe, mit schwerer Demüthigung versetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müssen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November gestorben sei. Man hatte absichtlich unterlassen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu lassen. Bestürmt von Kummer und Entrüstung, wollte sie sofort nach England zurück. Wie es scheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher sie das Jahr zuvor in der Villa d'Este besucht hatte, sie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georgs des Dritten aufzuschieben. Kaum war demnach der alte wahnsinnige König am 29. Januar 1820 zu Windsor verschieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeister der Prinzessin, John Sikkard, mit dieser Botschaft an sie abschickte. Sofort schrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von rechtswegen, daß sie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entschlossen, zu zeigen, daß er sie nie und nimmermehr als seine königliche Gemahlin anerkennen wolle, befahl König Georg der Vierte dem Erzbischof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebete zu streichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchsten Würdenträger der gemästetsten und servilsten aller christlichen Kirchen ganz gut anstand. Als Gegendemonstration ging ein ungeheures Brausen und Schreien zu Gunsten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!“ wurde das Stichwort und die Losung der Massen gegen den verhassten König, der ja schon als Prinz-Regent seit Jahren sich in den Straßen von London nicht hatte sehen lassen dürfen, ohne ausgezischt und angegrunzt zu werden und ohne zu riskiren, daß seine Wagenfenster mit Steinen und er selbst mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war stärker als seine Furcht. Auf Veranstaltung seiner Minister gingen Brougham und der Alder-

man Wood der Prinzessin entgegen, welche auf ihrer Reise nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte sich mit seinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, seinen Orden, seinem Kammerherrnschlüssel, seinem Säbel und seiner wohlgefüllten Börse klüglich seitwärts geschlagen, nicht „in die Büsche" zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er seine „Memoiren" aufsetzen, drucken und der Ausgabe derselben sein Porträt und ein Facsimile seiner Handschrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweise, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunst, sondern auch leidlich in der Schreibkunst beschlagen sei.

Inzwischen ließ das englische Ministerium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorschlagen. Sie sollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber dasselbe im Auslande verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und seine Minister hatten übersehen, daß sich eine muthvolle Frau nicht so leicht erkaufen läßt wie Parlamentsmitglieder. Zum äußersten entschlossen, verwarf Karoline den Vorschlag und erklärte, sie wollte Königin sein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete sie, mit Zurücklassung ihres ganzen italischen Gefolges, in Dover, dessen Kommandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach sie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

6.

An eben diesem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der seine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staate nach Westminister, um dem Parlament persönlich seine Zustimmung zu der ihm von demselben bewilligten Civilliste zu erkennen zu geben.

Ueberall auf seinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die seine Karrosse umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor persönlichen Beschimpfungen zu schützen. Die Flut der Volksstimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Minister hatten die bestimmtesten Verhaltungsbefehle und kamen denselben nach. Um die fünfte Abendstunde erschien Mylord Liverpool, der Premier, im Hause der Lords und brachte eine königliche Botschaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerksamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewisse, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Aktenstücke“ gesammelt seien.

In demselben Augenblicke, wo das Oberhaus diese Aktenstücke einer geheimen Kommission zur Prüfung zu überweisen beschloß, ertönten vom Westend her die Freudenschüsse und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daselbst bewillkommt wurde. Ein unermeßliches Hurrah stieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen statt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadressen an sie herein und zum Gegensatze wurden den beiden leitenden Ministern, Liverpool und Castlereagh, die Fenster eingeworfen und konnte Carltonhouse, die Stadtwohnung des Königs, nur mühsam vor einem Angriff des „Mob“ geschützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon so ungeheure Anstrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung und Erschöpfung naturgemäß hatten eintreten müssen. Der Steuerdruck war furchtbar, Industrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Massen hungerten. Der König und seine Minister, die Castlereagh und Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung von Seiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß

durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Procedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflat durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhasst war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigenschaftswort besitzt.“ Allein Georg der Vierte wußte wohl, daß es vom grunzen und schreien des Volks bis zu einer Revolution unermeßlich weit sei, und da ihm seine Minister zu Willen waren, so beschloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, seinem Hasse Genüge zu thun, selbst auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefsten Wunden zu schlagen, welche dasselbe jemals empfangen. Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie selten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verstehen, stets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecherische in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweisen ihrer Popularität den Muth schöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, sich in Brandenbourghouse einrichtete, drang Lord Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Untersuchung gegen sie durch eine geheime Kommission führen und abmachen zu lassen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Protest ein und bestand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß sich

der König doch scheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhause gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verlustig und ihre Ehe als aufgelös't zu erklären, „dieweil sie mit einem sicheren Bartolomeo Bergami in verbrecherischen Verhältnissen gelebt." Ihre Aufführung wurde in dem Vortrage von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, schändliche und lasterhafte" bezeichnet. Man hatte also das Parlament zum Richter der Königin bestellt und in Benützung eines im parlamentarischen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerst an das Haus der Lords gebracht, weil man in demselben einer Majorität sicher war. War die Bill erst von den Lords genehmigt, so hoffte man sie, gestützt auf dieses Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an schmählich und gewaltsam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen englischen Recht begründete „Rekrimination", man versagte ihr die Mittheilung der Liste von Zeugen, welche gegen sie auftreten sollten, und ebenso die Angabe der Orte, wo sie die Handlungen, der man sie beschuldigte, begangen haben sollte. Zum letztenmal wandte sie sich an die Person ihres Gemahls mittels eines Schreibens, in welchem man den Meisterstil Broughams unschwer erkennt. Der Brief schloß mit den Worten: „Die Giftschale und der Dolch des Meuchelmörders sind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und bestochene Gerichte; sie sind weniger grausam, denn sie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte sichern können, ich würde ihn nicht gescheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab stürzen wollen, so werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widersetzen, die

mir Gott verleihen wird.“ Diese edle Beschwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli bestellte Kommission erklärt hatte, eine Untersuchung sei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moralische Gefühl des Landes“, — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieses Gefühl zu fördern!)[1]) — so setzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erste Lesung der Strafbill schon auf den 17. August anberaumt wurde, als hätte man es der Königin schlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlastungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belastungszeugen dagegen hatte man umsichtig gesorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entschluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieser Zeugen zusammengebracht, reichlich beköstigt und besoldet, sowie sorgsam instruirt worden.

Das Haus der Lords bot an dem Tage, wo die Königin vor ihren Richtern erscheinen sollte, einen imposanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die spanische Armada darstellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnstuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauses der Ministertisch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel“. Der Lordkanzler Eldon führte auf seinem mit Scharlach überzogenen Wollsack den Vorsitz. Zunächst um ihn die „Rechtslords“ in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demselben Kostüm an der Bar die Anwälte

1) Es charakterisirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Kommission nicht weniger als 4 Mitglieder des Kabinetts waren. Der grüne Beutel wurde also theilweise von denselben Leuten untersucht, die ihn angefüllt hatten.

des Königs, der Attorney-General Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundsechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachsitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke sah man die Mitglieder des Unterhauses sich drängen. Die ministeriellen Lords hatten durch die Westminster umwogenden Volksmassen gleichsam Spießruthen laufen müssen. Ihre Kutscher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!" zu rufen. Die Ankunft der Minister hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraschung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeschrei durchbraus'te Pall Mall, als die Königin in ihrem sechsspännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton[1]). Auf

---

1) Nicht etwa zu verwechseln mit einer andern, sehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitresse Nelsons den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daselbst zu den bekannten, seinen Ruhm so sehr bemakelnden Abscheulichkeiten verführte. „Diese Frau — erzählt Colletta in seiner klassischen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyson, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein sich selbst überlassen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechszehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere stellten sie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach

ihrem ganzen Wege winkten und wehten ihr die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen umdrängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!“ Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritte der Königin, setzten sich dann wieder und stülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häusern des englischen Parlaments gentlemanlike war und ist.

Was für Gefühle die arme Karoline bestürmt haben mögen, als sie so vor dem stolzesten Senate der Erde dasaß? Dasaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolstern, aber doch immer auf einer Anklagebank, sie, die Matrone mit schon er-

---

Neapel, um seinen Oheim, den dortigen englischen Gesandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterstützen und ihm zu erlauben, sie zu heiraten. Der alte Oheim, voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wußte sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolz einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr.“ — Nach dem Tode Nelsons, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Calais.

grautem Haar, angeschuldigt eines Gebarens, welches nur heißblutige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob sie sich zu dieser Stunde eingestand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angestanden, wie eine wilde Hummel durchs Leben zu surren? Wie aber Beschämung, Reue und Entrüstung wechselnd in ihrer Brust wogen und stürmen mochten, ein Trost war ihr sicher: sie wußte, daß der Segen der Oeffentlichkeit sie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und seine Minister das schlimmste an ihr thun, sie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinettsjustiz gegen sie zu fällen, wie Georg der Erste gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheschnauben eines Königs bei weitem nicht aus, seine Frau im geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu lassen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geschehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuschließen. Dort saßen sie, seitwärts von der Barre, schnellfingerig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in standzusetzen, in diesem Proceß mit zu Gerichte zu sitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage schritt, sprachen nach einander die Lords Leicester, Carnarvon und Grey von verschiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem ersten Anwalt der Königin zugestanden, seine Einwendungen gegen die Rechtsgrundsätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe seiner in dieser Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigestirn englischer Beredsamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zusammengesetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es sich hier darum handelte, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegen-

heitsgesetz zu machen. Dies widerstreite allen englischen Rechtsprincipien und es sei folglich das ganze Verfahren ungesetzlich und unrechtmäßig. Mit schneidender Kühnheit fragte der Redner unter anderem die Minister: „Wie, ihr sagt, die Würde der Krone und die Ehre der Nation seien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine Frau aus der königlichen Familie sich eine ehebrecherische Aufführung zu schulden kommen ließ? Aber warum trat denn diese Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derselben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewiesenen und eingestandenen Ehebruch beging?“ Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in seiner Eigenschaft als Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher niemand gemeint war als er. Oder doch noch jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zuhörern hinter dem skandalhaften Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalhafteren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin, Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Scene einer allbekannten Komödie, wo jeder und jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht[1].“ Auf die Aufführung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach

---

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie „The school for scandal“ (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsinnig („flirting“) sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möchte als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool und die Lords beschlossen auf seinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Procedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieser und der nächsten Sitzung vom 21. August folgende Anklageakte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor euch die Gründe und Thatsachen auseinander zu setzen, auf welche die Anklage gegen die Königin sich stützt. Leider vermag ich hierbei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müssen; aber die Zeit des schweigens ist vorbei und ich werde, wenn schon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majestät enthaltend, das hier darlegen, was durch die bestimmtesten Aussagen der Zeugen zu beweisen ich mich im stande fühle.

„Wie bekannt, reiste die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober desselben Jahres kam sie in Mailand an, wo sie als Kurier einen gewissen Bartolomeo Bergami in ihre Dienste nahm, der damals gerade dienstlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino gewesen war. Es war in den ersten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als sie den Bergami in ihre Dienste nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an und folglich war damals Bergami höchstens drei Wochen im Dienste von Ihro Majestät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer so kurzen

Zeit sich schon ein vertrautes Verhältniß zwischen einer Person von so hohem Range und einem Domestiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es sich durch Zeugen beweisen, daß der ehebrecherische Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. Novembers seinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe, William Austin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer schlafen sollte. Am Abend des 9. November bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß diese bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinetts hatte sie ein anderes Kabinett, welches mit dem ihrigen in direkter Verbindung stand, einrichten und ein Bett hineinsetzen lassen. Man glaubte, dieses Gemach sei für William Austin bestimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihro Majestät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erstaunen abgewiesen, verwunderte sich aber noch mehr, als sie am andern Morgen sah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarste zeigte, daß es zwei Personen zum Lager gedient hatte.

„Dieser einzige Umstand würde schon vor einem Geschworenengericht den Ehebruch außer Zweifel stellen; allein es ist meine Pflicht, die weitern Umstände dieses unsittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu setzen. Obschon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienste eines Domestiken verrichtete und auf der Reise die eines Kuriers, so bemerkten doch die andern Dienstleute sehr wohl die unschickliche Vertraulichkeit, welche zwischen ihm und der Prinzessin herrschte. Er frühstückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette und man sah sie verschiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hause befindlichen Terrasse sich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Feste, welches die Königin dem Murat und den Großen von Neapel gab, erschien sie unter verschiedenen, für eine ehrbare Frau unschicklichen Verkleidungen,

und so oft sie diese wechselte, zog sie sich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden bestimmte Kabinett zurück. Lassen sich aber solche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Voraussetzung eines ehebrecherischen Lebens? —

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufstellen. Bergami wurde durch das Ausschlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während seiner Krankheit die Erlaubniß, zu seiner Verpflegung einen seiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieser Mensch schlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn schon alles zur Ruhe war, vorsichtig und leise über den Korridor nach Bergami's Stube hinschleichen. Er legte sein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami sich umarmten (Bei dieser Anführung ließ sich durch die ganze Versammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art sind, daß ich in Gefahr komme, mir euren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Eure Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergessen, daß es meine Pflicht ist, klar, obschon mit möglichster Decenz, die Sachen, wie sie sind, darzulegen.

„Ihro Majestät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und setzte während dieser ganzen Zeit ihren ehebrecherischen Umgang mit Bergami fort. Mehrere englische Damen aus ihrem Gefolge verließen sie, selbst ohne vielleicht einmal zu wissen, wie weit die Unsittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erschien sie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem so unanständigen Aufzuge, daß das Publikum sie beleidigte und sie sich gezwungen sah, sich wegzubegeben. Von Neapel reiste sie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Captain Peachell geführten Fregatte Klorinde stand Ber-

gami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm soweit, daß man dieselbe sogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami sie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, sich seinen häuslichen Diensten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Viktorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet sei. Durch Zeugen läßt sich beweisen, daß in Genua die Königin den Bergami stets in einem mit dem ihrigen in Verbindung stehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, so daß sie nur die Decke desselben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß sich in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wußten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schwester war. In Venedig, wohin sich die Königin begeben hatte, um ihre große Reise anzutreten, sah man sie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieser aber, noch immer nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von seinem Halse ab und hing sie der Prinzessin um, die sie hierauf ihm noch einmal um den Nacken schlang. Beweisen solche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In der Villa d'Ami bei Venedig schenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seide. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hierbei bemerken, daß die Entweihung der äußeren Seiten des Benehmens, welches die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung ist, schon sehr sichtbar im Betragen der

Königin wurde. So spielte sie z. B. öfters mit ihren Dienstleuten Karten; doch fing sie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sicilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit den zärtlichsten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund“ u. s. w. nannte.

„Als Captain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin sich am 6. Januar einschiffte), sich weigerte, den Bergami mit an seinen Tisch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Ursache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle stand.“ Weit entfernt, sich über diese Antwort zu entrüsten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin sich eine besondere Tafel besorgen, an welcher sie mit Bergami allein speiste. In Syrakus und in Catania sah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkissen tragend, auf welchem sie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verschaffte sie dem Bergami das Malteserkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin seine Aufmerksamkeit bezeigt hatte, wandte sich bald von ihr ab und ließ sie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab sich die Königin nach Augusta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als durch eine ehebrecherische Verbindung mit ihm kann man so ausgezeichnete Gunstbezeigungen sich erklären? Sie ließ

sich in türkischem Kostüm malen und schenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den sie in gleicher Tracht hatte porträtiren lassen. Nun miethete sie eine Polacre und begann ihre Seereisen. Auf dem Schiffe ließ sie ihr Schlafkabinett so einrichten, daß, wenn sie sich in ihrem Bette befand, sie Bergami in dem seinen sehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr sehr häufig in das Kabinett der Königin, noch ehe diese sich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendsten Beweise von der Fortsetzung ihre's ehebrecherischen Umganges mit Bergami gesammelt. Sie schlief daselbst niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Personen darin geschlafen hatten.

„Von Afrika begab sich Ihre Majestät nach Athen und hielt sich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam sie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwischen der Prinzessin und Bergami herrschte, und des letzteren wenigen Respekt vor Ihrer Majestät hinreichend darthut. Ein englischer Schiffscaptain kam Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzessin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niedersitzen, um sich mit ihm zu unterhalten. Bergami stand nach kurzer Zeit auf, um sich zu entfernen. Er ging, ohne sich von Ihrer Majestät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Officier ungemein auf, der mit Erstaunen sah, wie dieser Mensch Ihre Hoheit als seinesgleichen behandelte. Von Athen begab sich die Königin über Konstantinopel nach Ephesus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier speiste sie auch mit ihrem Kammerherrn und saß gewöhnlich auf einem kleinen Reisebette, Bergami aber neben demselben auf der Erde. Nach Tische blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von

Ephesus reiste Ihre Majestät nach Aume in Syrien. Hier ergaben sich noch mehrere Beweise für den strafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majestät und setzte ein Bett hinein. Auf diesem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, saß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jerusalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche sie bereits dem Bergami hatte zukommen lassen, ihm den Orden des heiligen Grabes verschaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jerusalem“ errichtete, den sie an mehrere ihrer Dienstleute verlieh und dessen Großmeister Bergami wurde. (Hier fing die ganze Versammlung an zu lachen.) So war er also Kammerherr, Malteserritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeister des Ordens der heiligen Karoline von Jerusalem und Baron della Franchini geworden! Von Jerusalem begab sich die Königin nach Jaffa. Da es sehr heiß war, so wollte Ihre Majestät nicht in dem Zimmer schlafen und ließ sich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwischenwand bei dem von Bergami stand. So schliefen sie beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um frische Luft einzulassen; aber zuweilen ließ sie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demselben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der sie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. August, als dem Namenstage Bergami's (sein Vorname ist bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Fest, so wie sie es schon das Jahr vorher an demselben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Gesundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieses läßt keinen Zweifel mehr über die ehebrecherische Verbindung der

Königin mit Bergami übrig. Als sich die Königin nach der Villa d'Este begab, ernannte sie Bergami's Bruder zum Aufseher ihres Palastes. Seine Mutter nahm von dieser Zeit den Namen „Madame Livris“ an. Während der Abwesenheit von Ihrer Majestät hatte man in Villa d'Este ein Theater erbaut. Auf demselben wurden späterhin Stücke aufgeführt, in welchen Ihre Majestät selbst einige Rollen übernahmen, so wie Bergami, der die Liebhaber spielte. Ihre Majestät machte zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geschah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand sandte. Dieser, der in der Nacht oder wenigstens so früh des Morgens wiederkehrte, daß noch niemand aufgestanden war, glaubte es seiner Pflicht gemäß, sich sogleich zu Bergami begeben zu müssen. Er fand ihn indessen nicht in seinem Zimmer, sah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzessin kam. Da dieser Mensch noch nicht lange in den Diensten Ihrer königlichen Hoheit stand, so hielt Bergami es für nöthig, sein Kommen aus dem Kabinette der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majestät schlief, habe geschrieen, und er sei deßwegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über diesen Vorfall zu sprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte sie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demselben den Namen „Villa Bergami“ oder „La Barona“. Hier wurden während des Karnevals 1817 die abscheulichsten Orgien gefeiert. Die lasterhaftesten Menschen des Ortes fanden sich hier ein und man konnte dieses Haus eher für ein Freudenmädchenhaus als für den Palast einer britischen Prinzessin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reise nach Tirol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geschäften nach Innspruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen

bei sich im Zimmer schlafen. Bergami kam aber und begab sich sogleich ins Kabinett Ihrer Majestät, die nun alsobald der Kammerfrau befahl, sich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte sie in einem Gasthause in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer mit einander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und sah mit Erstaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette saß und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen hatte. Indem die erwähnte Person Bergami's Bett machte, fand sie in demselben ein Kleidungsstück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war."

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen seine Gemahlin erheben ließ. Mit Ueberwindung unseres Ekels haben wir sie vollständig hergesetzt, weil sie erstens eines der wundersamsten Aktenstücke zur Sittengeschichte des Königthums bildet und weil sie zweitens unvergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der englischen Scheinzüchtigkeit sei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie", wie der Proceß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, sondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Procedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauses in Anspruch. Nach Verlesung der Anklageakte wurden die Belastungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italischer Lakaien, eine französische Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzessin gewesen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im Ganzen 24 Subjekte. Als der erste dieser Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen war, vortrat, um gegen seine Gebieterin auszusagen, entfuhr der Königin beim Anblicke des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraschung und Entrüstung und erschüttert zog sie sich in das neben der Halle für sie bereitete Kabinett zurück. Sie hatte diesen Menschen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür

hatte er sich dem Bruder Castlereaghs, Mylord Stewart, Gesandten in Wien, als Zeuge gegen seine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle schwamm, von den Menschen überhaupt nur noch als von „schlechten und niederträchtigen Kreaturen“ sprach.

Die Verhöre der Belastungszeugen, in den schmutzigsten Details stundenlang umherklaubend, wühlten erst recht die Grundsuppe des Aergernisses auf. Vom 17. August bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieser Zeugen. Am gravirendsten für die Königin lauteten die Aussagen des Majochi und der Waadtländerin Louise Dumont. Deßhalb bot Brougham seinen ganzen Scharfsinn auf, um gerade diese beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange seiner Kreuzfragen zu fassen. Sie wanden und krümmten sich zum Erbarmen, und wenn nun der italische Schuft sein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo“ und die welsche Schelmin das entsprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorstotterte, widerhallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis“, welchen gerade diese beiden Personen erbringen sollten. Es wurde bald klar, daß ein solcher Beweis überhaupt nicht erbracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Lesung der Bill statthatte, hielt Brougham, von seinem Kollegen trefflich sekundirt, seine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er sich im Nothfalle Namens seiner Klientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichsten von allen, die jemals gehalten worden sind. Sie ward von solchen Hörern, welche sich der berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Processe des Warren Hastings gehalten hatte, unmittelbar neben diese gestellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords selbst, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civilisirten Welt. Aber noch hielten die Minister und ihre Anhänger aus. Als die Frage:

Soll die Bill zum zweitenmal gelesen werden? gestellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber diese Mehrheit war so gering, daß selbst der Lordkanzler Eldon, im Herrendienst sonst nie skrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigstens die Scheidung aus der Bill fallen zu lassen, um das übrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhause drang auf Aufrechthaltung gerade dieser Bestimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieser Klippe scheitern. Was den Premier betrifft, so hatte diesen die von Brougham ausgesprochene Drohung der Königin, sobald die Sache an das Unterhaus gelange, eine Gegenklage gegen den König anzustellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Castlereagh trieben ihn, auszuharren, und so ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwischen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlastungszeugen vor. Schon die Erscheinung derselben mußte günstig wirken, denn es war eine Anzahl unzweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen sich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Aussagen lauteten des bestimmtesten zu Gunsten der Angeklagten und besonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeisters Karoline's, des greisen Johann Jakob Sikkard, eines Deutschen von Geburt.

In den Debatten des Hauses kamen viele charakteristische Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. sagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbischof von Canterbury gewesen, so hätte ich dem Könige lieber das Prayer-Book ins Gesicht geworfen als die Königin aus demselben gestrichen.“ Unter den gegen die Königin stimmenden Peers thaten sich die Herzoge von Newcastle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit der andere durch den Blödsinn seines Votums hervor: jener äußerte, er gebe seine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht

gehört habe;" dieser sprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauses" — (die Tugend Georgs des Vierten und seiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Lastern und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieser Tugend stimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notorischer Schafskopf gewesen. Der Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberspion, dessen sich Graf Münster gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeschlichen wäre, aus dem Rufe derselben geworden sein?" Der Nestor des Hauses, der hochbetagte Lord Erskine, besiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte sagte er: „Der Proceß hat angehoben mit Bestechung, wurde fortgesetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren sollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein."

Bei der dritten Lesung der Bill, am 10. November, kam die Entscheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck des englischen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es" die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade so viel als das Ministerium Mitglieder zählte. Jetzt versagte den Ministern das Herz. Es war so gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ ist, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen sein würde. Lord Liverpool stand auf und beantragte aschgrauen Gesichtes und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate," zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Proceß fallen lasse. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen" Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittels der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blinde-

kuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinette, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Klientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein unbändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

7.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung mußte es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein solcher sei, welcher vieles, ja alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbestritten Königin, aber daß sie es nicht war, sollte sie bald genug innewerden. Während der Dauer des Processes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche sie an den Tag legte, ihre wesentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung gesteigert. Wenn aber die Gefühle der Massen einmal zu solcher Exaltation gediehen sind, so folgt ein Rückschlag so sicher wie der Flut die Ebbe. So geschah es auch jetzt. Es war doch etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenschaften und des Parteikampfes, wie er

während des Processes getobt, sich gelegt hatte, mußten sich selbst die entschiedensten Freunde Karoline's gestehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewissenhaften Kritik nicht bestehen konnte. Die Konsequenzen hiervon machten sich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürstin, wie der Proceß ihre Gesundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel“ von ehemals, sie war nur noch eine unglückliche, stets in Thränen schwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte sie sich auf zu energischem, wenn auch nicht sehr taktvollem Thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 sollte die Krönung des Königs stattfinden. Georg der Vierte strengte alle seine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geschmackes an, um diese Ceremonie zur prächtigsten zu machen, welche England jemals gesehen, und das gelang ihm vollständig. Von der Königin war bei den Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Ministern erklären, daß sie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derselben ebenfalls gekrönt sein wollte. Man nahm von dieser Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorstehende Prachtentfaltung würde dem Volke keine Zeit lassen, mit der davon ausgeschlossenen Königin sich zu beschäftigen. Und so geschah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Festhalle von Westminster statt. Auch Karoline kam angefahren und versuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies sie zurück, weil sie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte sich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tausende und Hunderttausende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, sie waren auch heute wieder da, aber sie gafften stumm und theilnahmelos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli

erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!“ Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begraben sollte. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenkondukt, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! Die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen sonstigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um „den Tag über zu leben“. Am 26. August 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geschichte hat ihm sein Urtheil gesprochen, welches nicht anders als streng und verdammend lauten konnte. Milder hat sie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt sein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menschlicher Größe so bitterlich erfahren mußte. Ihre Verirrungen sind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben sie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer der Poesie. Eindringlich offenbart ihr Geschick das Unbeständige und Trügerische der öffentlichen Meinung. Fürstengunst, hat man mit Fug gesagt, sei ein zweischneidig Messer. Aber Volksgunst ist das bekannte lichtenberg'sche Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Ein deutscher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eselsohren ihn zusammen?
Herzog von Gothland, A. 3, Sc. 1.

1.

In der ersten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eisenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleusen sah man in der Haupt- und Residenzstadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, sowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düsseldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Kallot-Hoffmann entsprungen zu sein schien. Man hätte sie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches" halten können. Fragte man aber einen ehrsamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort ist nur im griechischen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer ist der Mann? so erhielt man in einem aus Respekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemischten Tone die Antwort: „Das ist unser Genie!" — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt ist, weil er Komödienbücher trauriger und lustiger Sorte verfertigt hat."

Der fragende Fremde mochte dann wohl sagen: Das ist der Dichter des Gothland, der Hohenstaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabschwankenden Erscheinung nachschauen.

Absonderlich genug war sie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geschnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Gestalt eine so schlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke sich versucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae“.

Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpfe mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie“ einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Mißverhältnisse zum schwächlichen Leibe stand, so war er auch so zu sagen mit sich selbst uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine und das starkzurückweichende, wie in dem ersten Entwickelungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt sich in Kleidung und Gebaren sehr lässig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er schleifte seine Füße gleichsam hinter sich drein. Verdrüßlichkeit lag auf seinem Gesichte wie eingeätzt. Auf seinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windschief eine Mütze, deren ursprüngliche Farbe ebenso gut grün als blau oder braun gewesen sein konnte. Die Brille hatte er von der Nasenwurzel auf die Stirne hinaufgeschoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenschirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er sich zeitweise den rothen Backenbart abwischte. Im gehen brummte er häufig vor

sich hin und ein scharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Bestie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verstehen [1]).

Diese mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten sich mitunter zu absonderlichen Zwiegesprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinschlurfenden auf der Straße stellten oder in eine am Wege gelegene Wirthschaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätschoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Hast du gestern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine so schneidende Stimme, daß man sich damit rasiren könnte.“ — „Wirst du heute Abend das Koncert besuchen? Fräulein X. wird singen.“ — „Ach, die! Das letztemal sang sie so süß, daß ihre Töne vor Süßigkeit stanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polnischen Insurrektionskrieg schon gelesen?“ — „Nein, doch ließ ich mir sagen, bei der Erstürmung Warschau's durch die Russen seien auf beiden Seiten mitsammen zehn Millionen gefallen, die Läuse und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Gamaschen anhat?“ — „Grabbe, was sagst du denn zu den neuesten Debatten in der französischen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus

1) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Porträt sind hauptsächlich der verdienstlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter“ von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler ist auch für die biographischen Angaben im vorliegenden Aufsatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht“ (1838) vorgesetzt hat, ist vielfach ungenau und nur da ganz zuverlässig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalte des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben sich insbesondere Karl Gödeke („Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung“, III, 508 fg.), Rudolf Gottschall (Einleitung zu der von ihm besorgten Gesammtausgabe der grabbe'schen Werke, 2 Bde. Leipzig 1870) und Oskar Blumenthal („Die Gegenwart“, 1873, Nr. 1 fg.) verdient gemacht. Blumenthal lieferte auch die erste vollständige Ausgabe von Grabbe's Werken und Nachlaß, 4 Bde. 1874.

ihrem Herrgott einen patriarchalisch-absoluten Herrscher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müßte er sich sicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen lassen. Uebrigens, wie steht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, soviel ist gewiß."

2.

Ein Mann, welcher so war und sprach, ist nicht dazu gemacht gewesen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber sind es, deren mehr oder weniger schöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel bestimmender herumwirthschaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit sind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, sondern nur die Leserinnen. Diese machen vorzugsweise den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten. Die Frauen bringen einen Schriftsteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenso verhängen sie Acht und Bann über solche Autoren, welche verschmähen, mit süßer Kastratenstimme um ihre Gönnerinnenschaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckst und kräht daher allezeit so, daß sein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben ist.

Die Wirksamkeit der Damenpropaganda zu Gunsten oder Ungunsten von Autoren hat jedoch eine scharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erst da an, wo die Region der Geister ersten Ranges aufhört. Jene Unsterblichen, von welchen Johann Georg Fischer schön gesagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit" —

sie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Postamente gestellt. Sie stellen sich selbst hinauf kraft ihrer Souveränität von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden; wie alles übrige gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechsellosen Scheine“. Man sieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geisterkönige niederlegen; aber darauf beschränkt sich so ziemlich der Verkehr der Damen mit denselben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakspeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? Kein Dutzend. Geht mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geschaffen sind, Mädchenwangen erglühen und Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leserinnen. Wie viele deutsche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichsten Liebestragödie, welche seit Shakspeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero“? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber wenige) — eine ausgesprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht so fast deßhalb, weil sie demselben sich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beschützen, zu begünstigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es sich einmal herabläßt, solche Bemutterung ebenfalls sich gefallen zu lassen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein

dummer Streich ist z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeersyrupsüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter ersten, sondern nur zweiten Ranges, war seinem ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder als Mensch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeitgenossen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer Harmonie sich zusammengefaßt hat? Aber die Wahrheit ist, daß sie nicht deßhalb nichts von ihm wissen wollten — haben sie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkosungen überschüttet — sondern vielmehr deßwegen, weil er es stolz verschmähte, sie anzusüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesammtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeschichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er ist ja längst hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein thun und denken sind nur Rauch
Im Winde.
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!“

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympischen Naturen, wie sie in Göthe und Schiller zur typischen Erscheinung gekommen sind. Göthe, durch die Gunst der Verhältnisse von Kindheit auf den Höhen des Daseins angenähert, hat von diesen herab seiner Nation und der Menschheit die Huld- und Gnadenfülle seines Genius ganz so gespendet wie „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet". Schiller seinerseits, von Kindheit auf mitten in den schweren Kampf um das Dasein hineingestellt, sein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlös't und bis zu seiner Todesstunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, ist dennoch als der echte Olympier, der er war, über den Erdenschmutz hingeschritten ohne sich auch nur die Schuhsohlen zu verunreinigen, und so hat er ebensosehr durch seinen Wandel als durch seine Werke herrlich heldisch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Mensch den Alp des Lebens zu tragen wisse [1]).

Das lippe-detmolder „Genie" Dietrich Christian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, sondern am 11. December von 1801 im detmolder Zuchthause, welchem sein Vater als „Zuchtmeister" vorstand. In späterer Zeit, als es mit dem Dichter schon scharf bergab ging, hat er einen schaudernden Rückblick auf die Stätte seiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann gesagt: „Ach, was sollte aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spaziren geführt zu haben." Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand

---

1) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und seine Zeit", Quartausgabe S. 203 fg.

glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildunglos und geradaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Wittwe verübter Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges Kind war, von frühauf zu nachsichtig behandelten und so ziemlich verhätschelten. Der Junge war die Freude und der Trost ihres Daseins. Als seine Fähigkeiten sich zu entwickeln begannen, schwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle sollte ein studirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamsterten ein kleines Vermögen zusammen, um dem Sohne das studiren zu ermöglichen.

Das studiren begann am detmolder Gymnasium und zwar unter guten Aussichten. Der Gymnasiast Grabbe faßte nicht nur rasch und leicht, sondern war auch sehr fleißig. Schon aber kündigte sich seine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, seinen Fleiß ängstlich zu verbergen, um sich den Anschein zu geben, als flöge ihm alles nur so an. Auch absonderlichste Einfälle, richtige Grabbeismen sprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenschaftlich auf ihn hineinsprechenden Mitschüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächstens

einen Ball abhalten.“ Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu setzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieses Modell vorschlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Esels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt.“

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächst in der Form von deutschen Stilübungen, in welchen schon, wie in Grabbe's späterer Poesie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen stand. Als einmal in der Klasse als Aufsatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe seine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es ist ja, als läse man etwas von Kalderon oder Shakspeare“. Ein andermal benahm sich Grabbe einem seiner Lehrer gegenüber wirklich so zu sagen kalderonisch oder shakspeareisch, nämlich wie der Hauptmann Persius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Pistol im vierten und fünften Heinrich. In den oberen Klassen des detmolder Gymnasiums hatte sich damals neben den Klassikern der Saufteufel eingenistet und unser Dietrich Christian that sich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnasiasten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geschehen. Eines Tages befand sich Grabbe mit mehreren seiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnasialprofessoren hereintrat. Zunächst allgemeine Verdatterung der unliebsam überraschten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann springt unser Dietrich Christian aus schuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteske Renommisterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieselben — hast nicht gesehen? — alle nacheinander vor den Augen des stupificirten Lehrers hinunterstürzt.

Das Hinunterstürzen von Spirituosen ist von da an leider eine grabbe'sche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben

wie vor Zeiten beim Johann Christian Günther und wie in unseren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven" und des „Maëlstrom". Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu seinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es wäre das Hauptkennzeichen eines „Genie's", daß es Abends betrunken in der Gosse läge. Aber andere Zeiten, andere Musen. Nachdem die deutsche Literatur durch Klopstock reinlich und keusch, durch Wieland weltmännisch fein und durch Lessing vornehm im Hochsinne des Worte's gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Gosse auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rhumflasche und der Ruhmpokal seien ein und dasselbe Ding oder der richtige kastalische Quell sprudle aus dem Spundloch eines Arrakfasses . . .

Ein wunderlicher Mischmasch von einem angehenden Poeten unser Dietrich Christian, als er mit der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studiren, zu Ostern von 1820 nach Leipzig abreis'te, wohin er den Embryo seines Trauerspielungeheuers „Herzog von Gothland" mitnahm. Linkisch und hochfahrend, schüchtern und aufbrausend, verschlossen und überschäumend, weich und starrsinnig, phlegmatisch und quecksilbern: so stand er ein Sonderling schon in den Jünglingsschuhen; ein Pessimist, ohne zu wissen warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder so ganz unfertig, so unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachlässig und sogar unsauber. Sein Wesen war Maßlosigkeit. Es hatte da doch von frühauf eine ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr seien als Worte, auf welche ein „Genie" nicht zu achten brauche.

Eine solche Hand hatte sich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgestreckt. Da war der detmolder Archivrath Klostermeier, welcher die Frage: „Wo schlug Hermann den Varus?" mittels eines patriotisch-alterthümelnden Buches zu lösen suchte.

Ein sehr unterrichteter Mann, angesehen, wohlwollend, dienstbereit. Auf unsern Dietrich Christian aufmerksam geworden, hatte er sich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civilisiren, so daß selbiger sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen dürfte. Aber der junge Bär hatte diese Gönnerhand brummend zurückgewiesen und hatte sich durchaus nicht bewegen lassen, das archiväthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieser Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeschreckt haben, daß ihn dort sein Schicksal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte ja leicht bemerken können, daß seine Ungeschlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er sei ein Genie, nur bestärkten. Hierdurch fühlte seine Eitelkeit sich so angenehm gekitzelt, daß er sich wohl hütete, an seinem Bärenfell herumlecken zu lassen. Einem „Genie“ stand es ja gar nicht an, sich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu halten und zu gebaren. Es mußte seine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn seine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildnisse und über schwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüsten Sumpf geführt haben.

Mit der Juristerei befaßte sich Grabbe im ersten Semester seines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernst. Dann aber nahm er es mit seinem Brotstudium nur noch sehr obenhin. Und so nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geschichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er stand übrigens ganz außerhalb der studentischen Kreise. Die Burschen-Romantik kam ihm läppisch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des

„Komment“ wollte er nichts wissen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, so zu sagen, nur für und vor sich selbst, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Gesundheit und guten Ruf losstürmte. Darüber verekelte er sich folgerichtig mehr und mehr an allem wissenschaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeschmackte Schrulle, zum Schauspieler geboren zu sein, was ihm der Professor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Diesem theilte Grabbe auch seinen ruck- und stoßweise dem Abschlusse entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Kathederling und Hofrath wären ob diesem tragischen Ungethüm alle Haare zu Berge gestanden, so er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Ostern von 1822 ging Grabbe weiterstudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni sein dichterischer Erstling den letzten Federhieb erhielt. Es ist ein kolossales Ding, dieser Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine kolossale Fratze. Alle ersinnlichen Grassheiten sind hier mittels des Hohlspiegels einer kranken Phantasie ins Ungeheuerliche aufgereckt. Schillers Räuber erscheinen im Vergleich mit dieser Gräuelfastnacht als ein harmloses Idyll. Im Gothland latscht und platscht der Weltschmerz wie ein Besoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr ist es, dann und wann zuckt über diese Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erschallt ein vernichtungsfroher Donnerschlag mit solcher Gewalt, als müßte er „diese Klippe im Ocean der Welten“, wie Grabbe unsere Erde nennt, zerbersten machen. So ein schütterndes Gewitter, bis zur höchsten Pracht und Wuth gesteigert, ist der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in seiner Art geleistet, was Schiller in der seinigen leistete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben später diese Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im übrigen ist der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel ist aberwitzig, die

Motivirung kindisch, die Handlung ein Opiumrauschtraum, der Held nur ein tragischer Kasperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Missgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Bestimmungen der dramatischen Kunst mißachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rücksicht nahm. Nicht als ob sich die eine oder andere derselben, falls sie von einem einsichtigen Regisseur geschickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darstellung bringen ließe; aber das schlimme war, daß der Dichter, indem er sich in der Anlage seiner Stücke einer über alle realen Verhältnisse des Theaters hinausstürmenden Maßlosigkeit überließ, überhaupt nie lernte, sich zu beschränken, zu zügeln, mit seinen poetischen Mitteln hauszuhalten und den meist in wilder Trübheit hervorstürzenden Strom seiner Einbildungskraft künstlerisch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts sind als lauter dialogisirte Monologe und zwar lauter grabbe'sche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle seine Helden sich nur als Masken darstellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden.“ Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“ Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebenlang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streb-

linge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von dramatischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgestoßen und erschreckt.“ Das begreift sich. Aber, die Wahrheit zu sagen, ist in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatischen Gestalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poesie als in den Tragantbpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiser Oktavianus herumdämmern. Das literarisch-polemische Lustspiel freilich, welches Grabbe während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Berlin schrieb und später unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, ist nicht weniger anspruchsvoll als die literarischen Komödien Tiecks und ebenso unbedeutend wie diese. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß sie wähnen, ein paar schnurrige Einfälle reichten hin, ein Lustspiel daraus zu machen. Diese Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzsaft glücklich herausgepresst ist. Die also entsaftete Polemik wird zuletzt unbeschreiblich fad und flau und ist auch, wie die literarischen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche sie gerichtet war, längst gründlich verschollen. Tieck hatte übrigens in diesen Verschollenheiten vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu sein, und als solchem ist ihm wenigstens da und dort eine Humoreske gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von seinen ehemännischen Mißgeschicken im „Däumchen“, Feinschmeckern von Lesern stets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsstücken oder auch mit leeren Weinflaschen um sich und ist mehr lärmend als lustig. Seine Ironie hat Bärentatzen und seine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyrische, Luftige dem Genius Grabbe's zu Gesichte stand, zeigt so recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatische Märchen „Aschenbrödel“. Diese grabbe'schen Feen

und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckischem. Es sind plumpe Dinger, welche frostige Witze machen und falsch singen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo sich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifestirt er sich als entschiedener Nichtlyriker [1]). Ein Lied ist ihm in seinem ganzen Leben

---

1) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechselgesänge heraus: —

Erste Fee. Fühlst du den Widerhall?
Was singt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Brust.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preis't der Liebe Schmerz und Lust."
Erste. Was will der Duft der Rose?
Zweite. Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erwecktest du!
Oh, Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Busen schamerröthend."
Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier poussiren
Und werde reussiren.
Die da! welch eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden,
Oh, wär' auch ich so leicht und so geschwind!

nur einmal gelungen: der Schlachtgesang der schottischen Hochländer im 5. Akt des „Napoleon", in welcher Dichtung sich ja auch die besten Auslassungen des grabbe'schen Humors finden. Dieser vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuschleudern, an welchem Gullivers Riesen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeschlacht, zu grotesk, um schönes im Zusammenhange, um ein humoristisches Kunstwerk zu schaffen. Der erträglichste humoristische Versuch Grabbe's ist noch der tolle Operntext „Der Cid", natürlich nicht ernst gemeint, sondern eine gigantesk-spaßhafte Verhöhnung der Operntextbücher[1]).

Einen dichterischen Wurf hat unser Dietrich Christian in Berlin gethan, der, so er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt sein bedeutendster gewesen wäre: den tragischen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwischen Absicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meist ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu seinen Werken verhielten sich zu diesen selbst wie des Dichters majestätische Stirne zu seinem verkümmerten Kinn oder zu seinem unschönen Mund sich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man spürt in den grabbe'schen Dramen, wenigstens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten sogar, der die großartigsten Anläufe zur Lösung höchster Probleme der tragischen Dichtung nicht nur unternimmt, sondern auch durchführen zu können scheint; aber überall vermißt man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungestümen Sonnenrosse der Phantasie maßvoll zügelnden Künstlerverstand. Grabbe's Muse war eine stolzgebaute Riesin, aber den Gürtel der Schönheit hat sie nie getragen.

---

1) Gottschall hätte den „Cid" in die Sammlung der grabbe'schen Werke aufnehmen sollen. Er irrte, wenn er annahm (Einleitung, S. 34) die Handschrift sei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieselbe im 1. Bande seines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken lassen. Die Blumenthal'sche Ausgabe bringt den „Cid" im 4. Bande.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla“ so ausgeführt und vollendet worden, wie sie angelegt ist, sie würde in der deutschen Literatur dastehen als ihr echtestes historisches Trauerspiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch shakspeare'schen Geistes. Vollendet, müßte diese Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten sein. Ja, es hätte dieselben, der vorliegenden Skizzirung des ganzen nach zu schließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geschlossenheit der Architektur sogar hinter sich gelassen. So, wie es ist, schließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterstral der Donner
Begrüßt das Volk sein Lächeln . . .“

Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Shakspeareomanie“, ein geistvolles Kuriosum, welches aber vor allem beweis't, daß er den englischen Dichter denn doch viel besser studirt hatte als hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem ersten der zweite, diesem der dritte u. s. w. bis zum hundertsten und tausendsten einer dem andern gedankenlos faul nachschwatzt. Neuerdings hat sich bekanntlich Rümelin das Verdienst erworben, mittels seiner „Shakspearestudien eines Realisten“ den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unseren impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller an-

gegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mitunterlaufe. Im übrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie“ kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität“.

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang“ der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy, Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat, kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben war, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels“ und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im übrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen“ kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet.

Wir sehen da nur eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hatte.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span" geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — mußte von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkinde aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoffnung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, mußte ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müßte. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte" Detmold herum, mußte aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, o Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören."

5.

In abgerissenen Kleidern und mit abgerissenerem Gemüthe kehrte Grabbe in seine Vaterstadt zurück. Wie der heimgekehrte gestimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Gesichte die stehende Antwort gab: „Ei sieh', ich meinte, du wärest schon längst gestorben.“ Im Sommer von 1824 bestand er das juristische Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigorosum gewesen sein mag, und begann als Advokat zu prakticiren, daß Gott erbarm'! Sonst hielt er sich möglichst abseits der Leute, sogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeisirte er freilich daselbst explosivisch genug. Machte sich z. B. eines Tages ein detmolder Magister des langen und breiten mit einer Schoppenstecherrede über Shakspeare mausig, als unser Dietrich Christian aus der Ecke, in welcher er gesessen, plötzlich lapidarisch hervorfuhr: „Sie und Shakspeare? Sie verstehen ja gar nichts vom Shakspeare!“ Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreisenden berliner Studenten, dessen Bewunderungsphrasen ihn langweilen mochten, in die Wange gebissen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung.“

Dem Dichten nicht nur, sondern auch der Theilnahme für literarische Dinge überhaupt schien er während der ersten Zeit nach seiner Heimkehr ganz entsagt zu haben. Langten Briefe von seinen berliner Kumpanen an, so warf er sie uneröffnet beiseite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe schon gänzlich ausvulkanisirt und nur eine todte Schlacke zurückgelassen. Dem war aber nicht so. Zwar hat er, nachdem es ihm mißlungen, eine Gehilfenstelle beim Archiv zu erhalten — sein alter Gönner Klostermeier hatte ihn dazu vorgeschlagen — in völliger Hoffnungslosigkeit wiederholt in sein Tagebuch geschrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber.“

Aus dieser trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändlerischer Einfall heraus. Einer seiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, seine fertigen Manuskripte, insbesondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf diese erste günstige Wendung seines Geschickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß sein Pessimismus zu dieser Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu schweigen; wollen sich der Menge zeigen.“ Im Jahre 1827 erschienen dann die „Dramatischen Dichtungen von Grabbe“, 2 Bände, welche den Gothland, den Torso Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, sowie den Aufsatz über den Shakspearewahnsinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen schrieen sogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland sei der deutschen Literatur ein „Meteor“ von byron'scher Größe aufgegangen.

Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie“ und der Ruf desselben drang sogar bis zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genie's“ seine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons ernannt und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erklecklich

lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden [1]).

Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten. Sie können es nicht, weil das höchste wirkliche Glück, das dem Menschen beschieden, jener höchste Grad von Resignation ist, welcher schon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchstens noch eines traurigen Lächelns gränzenloser Verachtung würdigt. Diese Resignation ist es auch allein, welche jenen durch nichts zu erschütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Sisyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem absonderlichsten aller Auditeurs begann auch die Dichterader wieder zu pulsiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Faust" geschaffen, ein kühner und der Hauptsache nach auch gelungener Versuch, das Klagewort von Göthe's Faust: „Zwei Seele wohnen, ach, in meiner Brust!" originell zu glossiren. Grabbe verkörperte diese zwei Seelen in den Gestalten seines Don Juan und seines Faust. Jener ist der resolute südliche Genußmensch, dieser der dem warum des warum nachgrübelnde nordische Träumer und so vertreten die beiden die zwei Seiten des Weltschmerzes: den rastlos vorwärts stürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblase. Als den genialsten Zug in dieser Dichtung hat man mit Recht den hervorgehoben, daß Donna Anna sich unverkennbar weit mehr zu

---

1) Man lese z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Officieren den Diensteid abnahm.

dem lüderlichen Realisten Don Juan als zu dem erhabenen Idealisten Faust hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünschungen der Donna gegen den Wüstling das „Küsse mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es sind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieselbe zwar nicht entfernt dem göthe'schen Faust, aber doch dem byron'schen Manfred zur Seite stellen. Als Drama theilt es jedoch die schon berührten Grundgebrechen der grabbe'schen Dramatik. Es ist sogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß schließlich Don Juan und Faust von einem und demselben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erscheinungsweise und ihre Sprechart decken sich nicht. Alle Charaktere des Stückes sind, scharf angesehen, nur Marionetten. Man sieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den soufflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblicke dieses Don Juan, dieses Faust, dieses als schwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man unwillkürlich an jene alten trockenen Holzschnittebilder denken, welchen Papierstreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem Munde hängen. Derselbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbst unter den Dichtern höchsten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künstlerisch zu bewältigen und die Träger metaphysischer Probleme zu plastischen, fest und voll zur sinnlichen Erscheinung kommenden Gestalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeschylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakspeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Faust und Mickiewicz im Todtenfest („Dziady“). Die vollendetsten aller dieser Schöpfungen sind zweifelsohne der spanische Hidalgo und der deutsche Mephisto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an seinem beabsichtigten Tragödiencyklus „Die Hohen-

staufen", mit welchem Stoffe sich gleichzeitig auch andere deutsche Dichter, insgesammt dazu angeregt durch Raumers Geschichtewerk, beschäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'schen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius zustürmte, den er vorahnend in dem schönsten seiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat freilich nur zwei Stauferdramen fertiggebracht: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste"; aber die sind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der vielen Spreu in Raupachs Hohenstaufen. Unser Dietrich Christian verhält sich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpressetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandson. Scenen wie die zwischen Heinrich dem Löwen und Mathildis im Barbarossa (A. 5, Sc. 2) und die zwischen Kaiser Heinrich und dem sterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechsten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echtdämonischer Sehergabe denken und darstellen. Hier entspricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch ist Grabbe so sehr Dramatiker wie in diesen beiden Stücken. Dieselben gehören unzertrennlich zusammen, sind eigentlich nur eins: im Barbarossa knotet sich die tragische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne. Der Schöpfer dieser beiden Dichtungen, in welchen sich ein edler Vaterlandsstolz hoch aufrichtet, sollte in Deutschland nie vergessen werden [1]).

---

1) Ein echtgermanischer Zug, die gemüthliche Fürsorge für die Thiere, wie die romanischen Nationen sie gar nicht kennen, springt uns aus nachstehendem Gespräche zwischen den beiden sächsischen Landsknechten Landolf und Wilhelm (im Barbarossa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Lise aufgetrieben und sie knuspert darin, daß sich das Herz umkehrt vor Vergnügen.

Einer der eigenartigsten Vorzüge Grabbe's ist sein Vermögen, Massen dichterisch wirksam in Bewegung zu setzen. Von deutschen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher diese Kunst nach kleinerem Maßstab in der Bankettscene im Wallenstein, nach größtem in der Landsgemeindescene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in seiner zunächst vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit so recht im Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechsten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage" zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künstlerischen Vor-

— W. Ja, es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen ist leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Aber die Lise thut sich doch einmal gütlich!" — — Von echtdichterischem Instinkte zeugt es, daß Grabbe einmal den stahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiser Heinrich unversehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutsches Herz!" Im Don Juan und Faust ist eine der schönsten Stellen die, wo der letztere vom deutschen Heimweh angefaßt wird —

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
Oh, Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn wie Deutschlands Ströme!"

schritt, im Vergleich mit dem zweiten Stauferdrama sogar einen entschiedenen Rückschritt. Es zerfährt und zerfasert sich zu einer dialogisirten historischen Novelle. Wie man dieses „Drama in 5 Aufzügen“ aufführen sollte, ist rein undenkbar. Die Form ist demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anspruch der „Hundert Tage“, ein Drama vorstellen zu wollen, Abstand, so haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenspielen und Lager- und Schlachtscenen vor uns, welche zu den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werthe darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Landsknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist mißbrauchend, um poetische Mißgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorificirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den 30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinst einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!“ — der Hugo,

welcher es vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend" —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd . . . .

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon" später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal" und die „Hermannsschlacht". Von beiden Dichtungen läßt sich dasselbe sagen, was von jener gesagt worden ist. Große historische Blicke, gewaltige poetische Würfe, markig-wuchtige psychologische Züge überall; aber kein Verstehen, kein Verstehenwollen der dramatisch-künstlerischen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben sind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thusnelda im Hermann: von sämmtlichen grabbe'schen Frauengestalten sind diese beiden am besten „herausgekommen". Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidarisch zu charakterisiren und seine Personen so zu sagen nur noch Granit sprechen zu lassen, auch diesen beiden Gestalten etwas steinernes. Beide sind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Ariosto's unliebsam erinnern. Nie war der arme Dietrich Christian im Stande, eine Frauengestalt zu schaffen, in welcher sich anmuthig-bescheidene Zartheit mit dem kräftigen Aufschwung idealer Gesinnung verbunden hätte, eine Frauengestalt, wie sie Wordsworth sich eine gedacht hat, als er die schöne Strophe schrieb:

„A violet by a mossy stone,
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky."

Der Verlockung zum fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittagessens

in Hermanns Hof oder die Beschreibung, wie die karthagischen Oligarchen ihre Häuser zu Mäusefallen für ihre Gegner einrichten, beweisen können. Auch im kynischen ließ der Dichter immer zwangloser seinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsschlacht, wo „die Klopp“ ihre Vaterschaftsklage gegen den „Katermeier“ bei dem römischen Prätor anbringt, sieht auf's Haar einer schadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuschheit der deutschen Mädchen preis't. In der ursprünglichen Handschrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hannswurstkomödie bräuchlich waren. Die karthagischen Generale wollen Kriegsrath halten und während sie hochweise berathen, geht Hannibal beiseite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erst mein Wasser abschlagen.“ Bevor er dann Italien verläßt, verrichtet er noch unbeschreibliches und sagt: „Das ist mein Denkmal, welches ich hier hinterlasse“ . . . Trotzdem hielt der Dichter als solcher stets an dem Axiom fest: „Groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen“ — und trug sich zur Zeit, wo er im Vollsaft seines Wollens und Könnens stand, mit den großartigsten tragischen Entwürfen. So beabsichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jesus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der Mann gewesen, solchen Problemen gerecht zu werden[1]). Dazu

1) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für seine Art, zu arbeiten, seine Werke auf Papierschnitzel zu schreiben, wie solche ihm gerade zur Hand oder wie er sie aus Aktenfascikeln oder Dienstbüchern herausriß. Auf einem solchen Schnitzel hat sich das folgende kleine Bruchstück von der beabsichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!

würde aber erforderlich gewesen sein, daß des Dichters Leben nicht selber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Mischmasch von tragischen Motiven und barocken Vorkommnissen, welches Wirrsal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuschwankte.

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unser Dietrich Christian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollste seine Heirat. Menschen von seinem Schlage gelingt sehr selten oder nie der „große Wurf". Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie sie eben auch sehr selten vorkommen. Wenn es besonders gutgeht, eine auf zehntausend. Lucie Klostermeier, welche zu heiraten Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntausenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß gewesen ist, mit dem Dietrich Christian zurechtzukommen. Eine gute Ehe ist Gleichmaß, ein fortwährendes gegenseitiges Zugestehen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem so sein müßte, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blasseste Vorstellung. Beide waren jähe, maßlose Naturen und zur Steigerung der

---

Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel . . .
Alexander. Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du bist ein Schimmer
Von seiner glühenden Wange.

Unerquicklichkeit ihres Verhältnisses war das Weib die stärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waschlappen.

Grabbe war erst nach dem Tode des Archivraths Klostermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlassenen Tochter desselben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war sie eine hübsche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unsäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerseits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blaustrumpf war, fühlte sich geschmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar diese Hofmacherei meist in grabbe'sch-grotesken Formen vor sich ging. Die erste förmliche Werbung Grabbe's mißlang jedoch. Das bureaukratische Blut der Frau Archiväthin empörte sich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden sollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu sein, so erhielt dieser in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu schaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte gewesen. Jetzt aber verschoß er sich leidenschaftlich in ein sehr schönes Bürgermädchen, dem er von seiner Leidenschaft so lange und so heiß vorzuphantasiren wußte, daß die arme Henriette sich zuletzt einbildete, auch sie sei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 stattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in seinen Wandel und Frieden in sein Gemüth bringen. Diese Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette mußte bald innewerden, daß weder Grabbe für sie, noch sie für Grabbe paßte. Ihr solid bürgerlicher Sinn fühlte sich abgestoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher seinerseits mitunter dem, was er die Philisterei seiner Braut nannte, so recht

mit Absicht vor den Kopf stieß. Was sollte z. B. ein schlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu sagen, wenn eines Tages, als sie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haseliren anfing und die Frage an sie that: „Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich jetzt ins Wasser spränge? Soll ich mal hineinspringen?“ Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willst; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu springen. Und sie hütete sich wirklich. Sie gab dem Dichter sein Wort zurück, verließ ihre Vaterstadt und ließ sich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu schenken.

Nun geschah das dümmste, tollste: unser abermals bekorbter Dietrich Christian kehrte zur Lucie Klostermeier zurück und diese nahm den von der gescheiden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann seine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier sich nicht einstellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade sich angealtjungfert fühlte und in das Alter eingetreten war, wo man schlechterdings einen Mann erwischen muß, so man nicht sitzen bleiben will. Sie wollte nicht sitzen bleiben und im März von 1833 trat sie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatsache klar, daß der Bräutigam beim herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!“

In Wahrheit, sie hatten es, er und sie. Diese Ehe war in der Hölle geschlossen und wurde binnen kurzem, binnen sehr kurzem eine Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte schwer zu entscheiden sein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf besessen, als sie besaß, so müßte sie unbedingt als der weniger schuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verstanden, ihren Gatten davon abzuhalten, seine meiste Zeit in der Kneipe zu

versitzen und sich nach und nach um den gesunden Menschenverstand, um die Arbeitskraft und Arbeitslust, sowie um die Achtung seiner Mitbürger zu trinken.

In der schönen polnischen Ballade vom Hexenmeister Twardowski springt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unversehends aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Christian schließlich physisch und moralisch, so zu sagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaschen und Rhumgläsern, ohne welche der beklagenswerthe Mann schon Vormittags nicht mehr sein konnte.

Wie es mit seiner Ehe bestellt war, beleuchtet scharf und häßlich genug, was sein Lebensbeschreiber Ziegler bei einem Besuch im grabbe'schen Hause sah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hof eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichsten Grabbeismen verübte und welche er allen Besuchern zeigte. Auch Ziegler mußte sie sehen. Grabbe stopfte zuerst der Eule ein übermäßig großes Stück Fleisch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und stieß sie zu der Eule in den Käfig, um, wie er sagte, die beiden Biester miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und schrie der Ente zu: „Sag' ja!“ Die geängstigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörst du? Das ist ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Bestie!“ Und er schlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreischte bei diesem Anblick Grabbe seinem Besuche zu: „Gehen Sie geschwind zum Herrn Pastor! Er soll hier eine Kopulation vornehmen. Es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!“ Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit schadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — sagte dieser — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben.“ Sie zierte sich: „Ach, laß doch, Grabbe!“

konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — schrie er — du hast es ja doch gern!“ Ziegler machte sich mit möglichst guter Manier davon. Von den zügellosen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in seiner Wohnung veranstaltete, in Gegenwart seiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beispiel zu geben. Er sagt nur: „Ja, es waren wunderbare Gesellschaften, die kaum in denen der emancipirten Frauen von der ausgelassensten Art ihr Gegenstück finden möchten.“ Natürlich wechselten diese Rauschstimmungen mit katzenjämmerlichen und in solchen warf dann der Dichter auf den nächsten besten Papierfetzen Versebriefchen an seine Frau, in welchen sich der Säuferwahnsinn anzumelden schien [1]).

Bald kam es zwischen Mann und Frau zu den widerwärtigsten Auftritten, insbesondere auch veranlaßt durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rücksichtslos geübte und kundgegebene Fürsorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinsichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgsten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging sodann der seiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenlose Unordnung war allmälig in der Führung seiner Geschäfte eingerissen oder vielmehr war diese Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung sehr nachsichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unwesen

---

1) Zum Beispiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es süße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen;
Durch dich verdirbt das Essen.“

zusah, so lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es schlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlassung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat sich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet: so wunderlich mischten sich in diesem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen braunte. Gab ihm doch seine Frau deutlich genug zu verstehen, daß sie den wirklichen, nicht den abgesetzten Auditeur Grabbe geheiratet hätte und daß es eine grobe Täuschung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entschloß sich, dem „undankbaren" lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts bessere Sterne zu suchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er sie nicht in der eigenen Brust trug. Am 4. Oktober von 1834 setzte er sich in den Postwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'sch platzte er in die respektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Postwagen gestiegen, eilte er nach der Wohnung eines ihm bekannten Professors, welcher gerade zahlreiche Gesellschaft bei sich sah. Ohne auf diese die geringste Rücksicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und sagte laut und lachend: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen. Ich habe Detmold verlassen. Mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin."

Wer sich so in Frankfurt einführte, konnte sich in dieser Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufsperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeister von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinschleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Gesellen mochten es auch „ungeheuer genial“ finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er sich eingemiethet hatte, ängstigte, indem er, wann sie auf sein Zimmer kam, um dasselbe aufzuräumen, die Thüre abschloß, zwei Pistolen auf den Tisch legte und die Erschrockene zwang, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und „mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf.“

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu spielen in der Weise von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unser Dietrich Christian auch als Poet ein potenzirtes Gemische gewesen ist: — Titanismus und Barockheit, weltschmerztragisches Pathos und Kneipgeniestreichemacherei.

Eine gutmüthige Oesterreicherseele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix“ herausgab, nahm sich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum arbeiten und suchte ihn nach Kräften aus der Atmosphäre von Weindunst, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht stark genug und überhaupt war niemand mehr stark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß seine Gastrolle in der Mainstadt ausgespielt sei. Die Schoppenstecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, sowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung seiner Hoffnung, eins oder das andere seiner Stücke die frankfurter Bühne beschreiten zu sehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu be-

rathende Dichter auf den Einfall, sich nach Düsseldorf an Karl Immermann zu wenden, dessen persönliche Bekanntschaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieser Einfall dadurch sein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigst arbeitete, das düsseldorfer zu einer Musterbühne zu machen. Grabbe bildete sich ein, Immermann würde sich bestimmen lassen, unter anderen manchen theatralischen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'scher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düsseldorf abgehen und Immermann beantwortete denselben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegesuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menschen nicht zu und für einander paßten, so waren es der preußisch-stramme, steifnackige, ordentliche, wohlgebürstete und wohlrasirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachsenfingisch-zerfahrene, schwabbelige, so zu sagen aus allen Nähten gegangene, schmierärmelige und stoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine Möglichkeit vorhanden, daß sich zwischen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herstellen und behaupten lassen. Freundschaften wie die zwischen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den seltensten Erscheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günstigsten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben andern Grillen auch die pädagogische unter der Schädeldecke, wie sich denn in mehr als einem seiner Werke ein gewisser Schulmeisterton unangenehm macht. Auf der andern Seite freilich haben wir gerade diesem pädagogischen Tik des Schöpfers vom Merlin und vom Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur noch koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte doch nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel zu alt, sich noch erziehen zu lassen. Es war zu spät, viel zu spät.

Die ersten Verstimmungen zwischen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann schlechterdings keine Anstalten machte,

grabbe'sche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Versuchen hätte er das schon können, da er ja mit seinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Gesellschaftskreise seines Mentors. Hatte er sich doch in dieser Theeatmosphäre von Anfang an entsetzlich gelangweilt und sich Zwang anthun müssen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl dem Dietrich Christian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen lassen, um ihn als Lobposaune der Schnurrpfeiferei des immermann'schen Theaterregiments zu gebrauchen und zu mißbrauchen. So etwas brauchte man einem Menschen, welcher allfort zwischen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herschwankte, nicht zweimal zu sagen. Er bethätigte seine Entrüstung zunächst dadurch, daß er seine Besuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einstellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinspelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, grotesk-witzige Schnurren über das immermann'sche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das so übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieser Drohung kam es zwar nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch seinen letzten Halt, und sobald sich ihm dieser versagte, ging das sinken und versinken unaufhaltsam weiter.

Noch trug sich der verlorene Mann, über welchen sich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichterischen Absichten. Er wollte eine Komödie „Eulenspiegel" schaffen — („mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier," schrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte sich, die Person und Mission Jesu mit dem

Nimbus höchster tragischer Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er seine Kneipgesellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Gespräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jesus war doch auch nur ein Judenjunge“. Natürlich blieb es, da die Versunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Asche und Schlacken zurückgelassen.

In Wahrheit, dieses Bild ist ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unserem Dietrich Christian. Lavaströme von Poesie waren aus seiner Seele in rothflammendem Flusse hervorgebrochen, aber nur, um sofort zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erstarren. Nie hat Grabbe es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Durchgängig fehlt in seinen Werken das „Ewig-Weibliche“. Darum steigert sich in der grabbe'schen Dichtung die Freude zu bakchantischem Rasen, darum spitzt sich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft sich der Gedanke zu schroffepigrammatischer Kürze und Knappheit zusammen, darum verzerrt sich der Witz zu infernalischem Kynismus. Die Grazien sind ferngeblieben . . .

Zuletzt hatte der Dichter in Düsseldorf nur noch ein verkommenes Musikgenie, Norbert Burgmüller, zum Gesellschafter. In der Weinstube zum Drachenfels verdämmerten und verduselten die beiden gleichverstimmten Seelen ihre Tage, stundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenübersitzend. Als dann im Mai von 1836 der Musikus plötzlich starb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düsseldorf aushalten. Ein detmolder Freund schickte ihm auf sein Begehren Reisegeld. „Ich habe — schrieb der mit sich und der Welt Zerfallene — erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann.“ Daheim angelangt, ging er nicht in das Haus seiner Frau, sondern nahm im Gasthause zur

Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erscheinung muß ganz jammersälig gewesen sein. Als ihn sein Biograph zum erstenmal wieder erblickte, mußte derselbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo ist dein Stolz?"

8.

Gerade der Stolz regte sich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es ist schmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenstand und Zielpunkt des detmolder Kneipenwitzes war, und wunderliche Blasen trieb dieser Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter seinen Bekannten in der Gaststube zur Stadt Frankfurt und hörte, stumm in sich zusammengesunken, einem Gespräche über Literatur zu. Einer sagte: „Seitdem der Göthe gestorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen." — „Was Tieck!" zischte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich steige mit jedem Tage und er sinkt. Was ist denn Tieck?" Man lachte. Das Gespräch wandte sich auf Tiecks Tochter und von dieser auf Grabbe's Frau. „Du bist nur nicht energisch genug gegen sie aufgetreten, Grabbe", hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich schon als Mann zeigen." Worauf der Witzbold des Kreises: „Das ist's ja gerade, was sie verlangt" — und allgemeines Lachen erscholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Gesellschaft in der Gaststube und unter all dem Gläserklingen, Würfelbecherschwingen und Liedersingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke saß, zum Vorlesen seiner noch ungedruckten Hermanns-

schlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ sich verleiten, die Handschrift aus seinem Zimmer zu holen und die Vorlesung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauschter Menschen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, schrie einer der Zecher über den Tisch herüber: „Ach was! Laßt uns lieber trinken und hört auf mit Vorlesen! 's ist ja doch nur dummes Zeug.“ Ganz niedergedonnert steckte Grabbe sein Manuskript in die Brusttasche und saß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeschreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberstickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollt', ich wäre todt!“

Er sollte es bald sein. Der zuverlässigste Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie besessen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflösung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, mußte sich Grabbe entschließen, seine Frau aufzusuchen, um sich im Hause derselben einen Platz zum sterben zu erbitten.

Das sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böse Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Christian und der zänkische Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anstand soweit zu wahren trachtete, daß sie den sterbenden Mann nicht aus dem Hause weisen wollte. Eine häßlichste Falte in dieses Weibes Seele legt der Umstand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder selbst verpflegen noch leiden mochte, daß seine Mutter ihn pflegte. Diese mußte ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter seinerseits anerkannte den Trost, welchen ihm die Anwesenheit seiner Mutter ge-

währte, dadurch, daß er ihr in seiner grotesken Weise zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um so länger du die reinen,
Menschlichen Gefühle niederringst,
Um so gewalt'ger richten sie hernach,
Wann ihre Stunde schlägt, sich wieder auf.“

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags starb er. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutschen Liebkosungswort: „Muin leuve, leuve Christian!“ verhauchte er seinen letzten Athem, sie schloß ihm die Augen und badete die majestätische Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber saß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beschäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — sagt sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend zu einem anwesenden Nachbar — topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!“ Am Tage darauf spielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröstliche Wittwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie schmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein standhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreste des Dichters der Hohenstaufen und der Hermannsschlacht zu ihrer Ruhestätte . . . .

Alles zusammengenommen, dürfte das Richtige getroffen sein, wenn man sagt, daß in starkem Maße die Vaterlandslosigkeit das Verderben Grabbe's mitverschuldet habe. Merkt man doch sogar den Thaten der herrlichsten Helden des deutschen Geistes, den Schöpfungen von Lessing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß diese Helden nicht auf dem starken und gesunden Boden eines Nationalstaats, sondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel-

und Kleinstaaterei erwachsen sind und gestanden haben. Wie ganz anders noch müßte der germanische Genius durch diese seine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt sein, so es ihnen gegönnt gewesen, ein großartiges Nationaldasein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Gefühl des ungeheuren Mißverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze damalige deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen läßt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler.

Eine Stereoskopie aus der innersten Mission.

> The devil can cite scripture for his purpose.
> An evil soul, producing holy witness,
> Is like a villain with a smiling cheek;
> A goodly apple rotten at the heart;
> O, what a goodly outside falsehood hath!
>
> Merchant of Venice, I, 3.

1.

Im anmuthigsten seiner lyrischen Gedichte hat der ruhelose Tasso, einen Poeten der griechischen Anthologie nachahmend, den Wunsch ausgesprochen, der gestirnte Himmel zu sein, damit er mit allen den tausend und wieder tausend Sternenaugen niederblicken könnte auf die Schönheit seiner Geliebten, welche aber, gelegentlich bemerkt, nicht die ältliche, nachmals durch Göthe in Marmor verjüngte Prinzessin Eleonora von Este gewesen ist.

Nun wohl, Dichtern muß man dergleichen närrische Wünsche verzeihen, und vollends verliebten Dichtern! Wer aber weder ein Poet noch ein Verliebter ist, dürfte meiner Meinung sein, welche dahin geht, daß tausend und mehr Augen sehr überflüssige, wo nicht sehr unbequeme, ja geradezu unselige Dinge wären. Denn wer gelernt hat, hinter die Kulissen des unendlichen, alltäglich neu in Scene gehenden Spektakelstückes „Erdendasein" zu blicken, der

weiß, daß man mittels seiner zwei armen Augen schon genug und sehr viel mehr als genug Elend und Niedertracht wahrzunehmen vermag auf dieser „schönen, grünen“ Erde, die noch dazu, wenigstens in unserem Justemilieu-Klima, mindestens die Hälfte des Jahres über weder grün noch schön ist. Allsehend zu sein, müßte das schrecklichste Unglück sein, welches einem Menschen zustoßen kann, und wenn der gesunde Menschenverstand nicht so ein „verworfenes Naturding“ wäre, womit die „Frommen“ nichts zu schaffen haben, so müßte man sich billig verwundern, daß sie keinen Anstand nehmen, ihrem Gott in einem und demselben Athemzuge die Attribute Allsichtigkeit und Allseligkeit beizulegen.

Doch wir haben es heute — Dank den Göttern sämmtlicher Theologieen! — nicht mit Theologischem zu thun, sondern vielmehr mit einer Ecke hinter den Kulissen des Theaters, allwo die besagte traurige Komödie aufgeführt wird.

Die gemeinte Ecke hat zunächst die Form eines behäbigen Zimmers und sitzen darin an einem Tische sich gegenüber der alte Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler und sein einziger Sohn Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler[1]).

Ihr seht, schon die Namen von Vater und Sohn weisen auf eine „auserwählte“ Familie und, fürwahr, die Namen lügen nicht.

Der alte Mogler hatte was vor sich gebracht in dieser sündigen Welt: — 1) einen sehr großen Bauch, 2) ein hübsches Vermögen, 3) den Ruf eines geriebenen Geschäftsmannes, 4) den Geruch der Gottseligkeit, 5) drei Frauen, die er alle begraben und beerbt und

1) Die Materialien zu der „erwecklichen“ Geschichte — Geschichte, wohlverstanden! — welche ich hier erzähle, sind nicht aktenmäßig, d. h. nicht gerichtsaktenmäßig fixirt. Dieselben sind aber aus so ganz und gar zuverlässiger Hand mir zugelangt, daß ich ihre Thatsächlichkeit durchweg verbürgen kann. Erdichtet, d. h. verändert sind nur die Namen der handelnden Personen. Auf Verlangen stehen übrigens die wirklichen Namen zu Diensten.

deren letzte ihm seinen einzigen legitimen Sprößling gegeben hatte.

Vater und Sohn waren in tiefer Trauer, nämlich ihre Kleider. Sie kamen vom Begräbniß einer Schwägerin und Tante, nämlich der Schwester von des alten Moglers dritter Frau. Die selige hatte ihren Neffen, den jungen Mogler, zu ihrem Universalerben eingesetzt und zwar, wie es in ihrem Testamente hieß, weil besagter Neffe „eine starke Säule am Tempel" zu werden verspräche und den „leidigen Mammon" sicherlich nur „zur Mehrung des Reiches Gottes" gebrauchen würde.

Der alte Mogler goß sich aus der vor ihm stehenden Weinkanne ein frisches Glas voll, trank es bedächtig aus, faltete dann mit etwelcher Anstrengung seine fetten Hände über dem Bauchkoloß, wirbelte, wie er in „erweckter" Stimmung zu thun pflegte, langsam den Daumen seiner Rechten um den seiner Linken und sagte schläfrig: „Fürchtegott, die Hand des Herrn hat uns auch in dieser Sache wieder gnädiglich geführet. Die Kraft meines Gebetes hat sich auch hier wieder herrlich erprobet, wie überhaupt auf meinem ganzen Lebensgange. Ich schrie inbrünstig zum Herrn, daß er den Sinn deiner seligen Tante lenken möchte, uns zum Vortheil, und siehe, er hat selbigen also gelenket."

„Hm, die Kraft deines Gebetes in Ehren, Vater; aber ich denke, ich habe zur Verstärkung derselben nicht wenig beigetragen, zur Stunde, wo ich, ich der Todkranke, in allerlei fremden Zungen redete und weissagete, weißt du?"

Und wie er so sprach, schaute der halbwüchsige Bursch mit den bleifarbenen Zügen über das Glas hinweg, an welchem er mit den garstigen Wurstlippen seines weitgeschlitzten, langgezähnten Mundes nippte, aus kleinen Schweinsaugen den Vater unbeschreiblich pfiffig an. Dann leerte er das Glas in *einem* Zug, warf sich in seinen Stuhl zurück und brach in ein schmetterndes Lachen aus.

„Bscht, bscht, Junge! Wie oft muß ich dich noch mahnen, dir

dieses laute Lachen abzugewöhnen? Es will sich mit einem christlichen Lebenswandel durchaus nicht vertragen. Ueberhaupt, lieber Fürchtegott, vergiß nie, daß nur unermüdliche Vorsicht, Wachsamkeit und Selbstbeherrschung uns nicht straucheln lassen auf unserem rauhen Wege durch dieses Jammerthal. Was spricht der Herr? „Seid klug wie die Schlangen!“ spricht er. Du hast zur Lenkung des Sinnes deiner selig im Herrn entschlafenen Tante etwelches beigetragen, ich geb' es zu; allein wie nahe auch warst du daran, alles zu verderben durch den unbegreiflich unvorsichtigen Missgriff nach der Weinflasche“ . . .

„Der verdammte Doktor! Wer hieß ihn auch so schnell die Thüre des Nebenzimmers wieder aufmachen? Aber die Tante hatte nichts gemerkt und das war die Hauptsache. Die gute Seele! Nicht wahr, Papa, morgen heben wir die Erbschaft? Es ist, wie ich bestimmt weiß, eine hübsche Summe baren Geldes dabei. Die Tante hatte so eine Seelenfreude am geldzählen. Mir macht es auch Spaß, großen Spaß. Die blanken, runden Dinger, um welche man alles, aber auch gar alles kaufen kann in diesem Jammerthal, so durch die Finger laufen zu lassen und in wohlgeordnete Häufchen zu vertheilen . . . nein, ich sag', es gibt keinen schöneren Zeitvertreib!“ . . . .

Während sich der hoffnungsvolle Sprosse des alten Mogler im Vorgefühle des morgigen Geldzählens wiegt, wollen wir uns rasch die Scene vergegenwärtigen, auf welche in dem Gespräche zwischen Vater und Sohn angespielt worden. Sie war so zu sagen das Debüt, womit unser junger Mogler sein Gastspiel auf der Bühne dieses „Jammerthals“ eröffnete.

Die selig im Herrn entschlafene Tante Eulalia war eine hektische alte Jungfer gewesen, „fromm“ wie das ganze Haus Mogler und Komp., sehr fromm und demnach verliebter Natur, mehr als sich eigentlich für eine Jungfrau schicken will, insonderheit für eine alte. Es ging auch unter den Kindern dieser Welt

eine Sage um, der Jungferschaft Eulalia's sei in jüngeren Jahren etwas zugestoßen, und wollten besagte Kinder diesen Zufall aus früherer Zeit mit dem Umstand in Verbindung bringen, daß Fräulein Eulalia in der letzten Zeit ihres Lebens mit dem Gedanken umging, ihr Vermögen ganz oder wenigstens zum größern Theil einer jungen Person zu vermachen, die als Magd in der Stadt diente und über deren Herkommen eine Art heiligen Dunkels schwebte. Dieser Vorsatz kam jedoch nicht zur Ausführung.

Eines Tags — es war zur Zeit, wo das „Reich Gottes" durch tanzende Tische, klopfende Geister und brüllende Revivals ganz absonderlich hochbewegt war — wurde Jungfrau Eulalia eilends in das Haus ihres Schwagers beschieden, maßen der junge Fürchtegott Ehregott Liebegott, bereits bekannt als ein sehr gesegneter „Setzling im Weinberge des Herrn", abermalen „geistig angeweht" sei. Und wirklich, so war es. Die Tante traf den lieben Neffen auf seinem Bette liegend, angeweht, angewindet . . . bah, nicht nur das, sondern wahrhaft angestürmt, angeorkant vom „Geist". Rollte der Junge, populär zu reden, die Augen wie ein gestochener Bock, wand sich in Krämpfen, hatte etwas wie Schaum vor dem Munde, stöhnte und ächzte apokalyptisch, schrie wehe, dreimal wehe. Ein recht „erwecklicher" Anblick! War aber die Küchenmagd, welche ganz neu im Hause und von dessen Erwecklichkeiten noch nicht wußte, im ersten Schrecken fortgelaufen, einen Arzt zu holen. Als dieser kam, traf er den Patienten im vollen Zuge der Weissagung und Orakelung und war deren Strom auf das Gemüth der Tante Eulalia gerichtet. Diese sah sehr zerknirscht drein; aber der alte Mogler saß seitwärts an einem Tisch und hatte eine angebrochene Bordeauxflasche vor sich stehen, weil seiner Vaterangst eine Herzstärkung noththat.

Der Doktor hörte den „Angefaßten" nur noch schreien: „Wehe dem, durch den da Aergerniß kommt!" was für die fromme Tante eine ganz besondere Bedeutung haben mußte, denn sie schlug

die mageren Hände vor das Gesicht und seufzte höchst beweglich. Der Arzt untersuchte hierauf den Kranken, zog dabei die Mundwinkel herab, wie eben die Profanen und Publikanen, die Materialisten und Atheisten ihre Mundwinkel herabzuziehen pflegen, wenn sie einem von ihnen unverstandenen Mysterium des „höheren Daseins“ gegenüberstehen, und ging dann, begleitet von Herrn Mogler und Fräulein Eulalia, ins anstoßende Zimmer, um sein Recept zu schreiben. Dies gethan, stand er auf, ging mit den Worten: „Ich muß doch unsern Patienten noch einmal betrachten“ — rasch zur Thüre, öffnete diese und erblickte, was auch der alte Mogler erblickte, nämlich den „gesegneten Setzling im Weinberge des Herrn“, welcher von seinem Lager gesprungen war, die Bordeauxflasche ergriffen und an den Mund gesetzt hatte, um dieselbe auszutrinken, — „zur Ehre Gottes“, vermuth' ich.

Der Arzt — ein Mann von Welt, welcher wußte, daß es räthlicher, in zehntausend Hornissennester als in ein Nest der Gottseligkeit zu stechen — zog die Thüre sogleich wieder zu, lächelte noch materialistischer und atheistischer als vorher, sagte aber nichts und empfahl sich ..... Kurz darauf erlag die fromme Jungfrau Eulalia ihrer Schwindsucht und ging ohne Zweifel direkt in den Himmel ein. In ihrem Testament ist von der oben erwähnten Magd nicht mit einer Silbe die Rede gewesen: die Ermahnung des „angewehten“ Fürchtegott Ehregott Liebegott war also nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Er selbst war der einzige Erbe seiner Tante.

2.

Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler hatte auf seinem Geschäftswege durch dieses sündhafte Erdenjammerthal häufige Veranlassung gehabt, Processe zu führen, und hatten seinem heran-

wachsenden Sohne die Rechnungen der Advokaten gar oft gewaltiges Aergerniß erregt. Theils, um später die mogler'schen Processe selber führen zu können, theils, weil er sich die Ansicht bildete, daß die Juristerei ein lukratives Geschäft sein müßte, entschloß sich der junge Fürchtegott Ehregott Liebegott, ein Rechtsgelehrter zu werden.

Indem er aber nach der Universität abging, um sich tüchtig zu machen für den Kampf mit den Dingen dieser Welt, vernachlässigte er darob keineswegs „das, was droben ist". Gehörte er nicht mit zu den Stiftern des gottseligen Studentenvereins „Wingolf"? Ja wohl gehörte er dazu. Und nicht nur das; denn aus bester Quelle, nämlich von ihm selber wissen wir, daß die erste Anregung zur Wingolferei von ihm ausgegangen sei. Er war als Student auch ein sehr häufiger und willkommener Gast im „Tempel" der Universitätsstadt, d. h. in dem berühmten Konventikel, welchen der Winkeladvokat Klebrich in seinem Hause hielt. Dieser Klebrich besaß unter anderem eine schwarzäugige, zwar nicht mehr ganz junge, aber im alten Testament sehr beschlagene Tochter. Unser Wingolfinger verkehrte viel in dem erwecklichen Hause. Es hieß, er habe bei dem gottseligen Klebrich Privatstunden in der Wissenschaft der frommen Agitation und beim Fräulein Charitas Klebrich Lektionen in alttestamentlicher Exegese.

Ueber die letztere Auszweigung des der Juristerei und Wingolfingerei beflissenen jungen Moglers wurden in den heidnischen Korpskneipen viele unziemliche Witze gerissen, welche leider nicht einmal dann verstummten, als Fräulein Charitas das Unglück hatte, von der Wassersucht befallen zu werden. Nach etlicher Zeit schlug diese Wassersucht plötzlich in eine wunderbare Krisis um, nämlich in ein Wochenbett, was, da auch die Polizei ihre profane Hand in diese mirakulöse Geschichte hineinzustecken beliebte, eine völlige Umwälzung im „Tempel" zur Folge hatte. Unsere Quellen fließen jedoch an dieser Stelle so trübe, daß wir außer standes sind, unsere Leser über die Sache völlig ins Klare zu setzen. Was wir

mit Bestimmtheit melden können, ist nur zweierlei: — 1) daß der junge Mogler schleunigst eine andere Hochschule bezog, und 2) daß Herr Klebrich, der Vater Charitatis, eine Reise zum alten Mogler that, bei welcher Gelegenheit zwischen den beiden gottseligen Vätern sehr unliebsame Verhandlungen stattgefunden haben sollen.

Man hat nachher den alten Mogler sagen hören: „So viel Geld! Ein so unmenschliches Geld! Das gibt mir den Rest.“ ... Und siehe, es gab ihm wirklich den Rest. Er wurde von da an noch viel tiefsinniger und „frommer“, als er vorher gewesen, und sein geheimer Seelenkummer schlug sich in Gestalt einer immer intensiver werdenden Weinröthe auf seiner Nase nieder. Eines Abends arbeitete er rastlos und eifrig an der Vermehrung dieser Röthe und wurde demzufolge gerührt wie noch nie, d. h. vom Schlag.

Der untröstliche Sohn bestattete den Todten großartig und that das Gelübde, dem Andenken des Seligen zu Ehren sein Lebenlang eine ebenso erweckliche weiße Halsbinde zu tragen, wie jener sie getragen hatte.

3.

Erwecklich nämlich war die Halsbinde unseres Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler, den wir als wohlbestallten Rechtsanwalt wiederfinden, erwecklich im höchsten Grade. War sie nicht weiß wie die weißesten Bäffchen, welche jemals ein Bonze umgebunden? War sie nicht steif wie irgendein römisches oder lutherisches Dogma? Rechne, sie war es. Ueberdies hatte Herr Mogler eine ganz eigene Art, die Enden seiner weißen steifen Halsbinde mystisch zu verknoten, so daß er sich schon mittels dieser Schleife Wissenden als „Bruder im Herrn“ signalisirte.

Er aber war die Säule Boas am Tempel, er war auch die Säule Jachin. Er war der siebenarmige Leuchter im Heiligen und

er war auch der Cherub im Allerheiligsten, welcher mit den Fittigen seines Ansehens und Einflusses die Bundeslade deckte. Summa: ein höchst respektabler, angesehener, einflußreicher, großer und heiliger Mann!

Das wird man nicht so ohne weiteres und unser theurer Mogler hatte sich's die gehörige Mühe kosten lassen. Wahrhaftig, das hatte er. Freilich war ihm hierbei auch das Glück günstig gewesen, indem es ihm verschiedene schöne Veranlassungen bot, seine „frommen Gaben“ werkthätig spielen zu lassen . .... .

Es ist eine weltgeschichtliche Thatsache: — die Welt will betrogen sein. Will sie nicht? Kalkulire, sie will; d. h. Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler kalkulirte so und er that der Welt ihren Willen. War er doch ein viel zu guter Sohn, als daß er seines Vaters oft wiederholte Mahnung: „Seid klug wie die Schlangen!“ nicht zur Richtschnur seines Lebens gemacht hätte. War, wie gesagt, ein gemachter Mann, respektabel und „hochmögend“ wie die çi-devant Generalstaaten von Holland. Ging umher in seiner weißen, steifen, erwecklichen Halsbinde wie ein „Schlauch der Gottseligkeit“. Wo immer man selbigen anstach, quollen erbauliche Bibelsprüche und beschauliche Sentenzen heraus, daß es war ein Wohlgefallen und ein süßer Ruch vor dem Herrn.

Moglers Hauptstärke jedoch war die „Religionsgefahr“, will sagen die Aufspürung und Abwendung derselben. Niemals hat ein Hühnerhund eine wilde Ente soweithin gewittert, wie unser Mogler Religionsgefahren witterte. Ihm zufolge war die Religion ein aus dünnstem Glase verfertigtes Ding, welches man gar nicht genug vor Schaden hüten könne. Er wußte, obzwar von gottseligkeitswegen behauptend, daß alle „Profanskribenten“ ein „Gräuel vor dem Herrn“ seien, doch sehr gut, wie richtig der Schiller gesagt: „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen“ — und daß demnach die Verständigen, welche wüßten, daß die Religion als das Eigenste und Innerste des Menschen weder gestohlen noch geraubt

werden könne, in verschwindend kleiner Minderzahl seien. Deßhalb machte er unbeschreiblich gern in Religionsgefahr. Stets lag er auf der Lauer und er hatte insbesondere bei zwei Gelegenheiten als Religionsretter erster Sorte sich hervorgethan.

War nämlich seiner Zeit in der Gemeinde die Haupt- und Staatsaktion der Anstellung eines Nachtwächters vorgekommen. Der neubestallte Würdeträger hatte in der ersten Nacht seiner Amtswartung, in der allerbesten Absicht und um seinen Mitbürgern seinen Amtseifer zu manifestiren, dem Stundenrufe noch etliche Kunstbeilagen zugetheilt und so auch den bekannten alten Gesangbuchvers producirt:

„Es kostet viel, ein Christ zu sein;
Die Heiden leben billich:
Die Christen trinken Bier und Wein,
Die Heiden trinken Millich."

Zum Unglück hatte diese nachtwächterliche Kunstproduktion vor dem Hause unseres eifrigen Moglers stattgefunden, der noch aufsaß, mit Geldzählen und sonstigen frommen Uebungen beschäftigt .... O, du unglückseliger Nachtwächter, wenn du hättest ahnen können, wie sehr dein Singsang das religionsretterliche Gemüth des gottseligen Mannes mit der erwecklichen Halsbinde erschüttern, empören, entflammen mußte!

Am folgenden Morgen ging ein Zetermordio um unter den Mitgliedern des Tempels und da war in der ganzen Stadt kein alt Weib männlicher oder weiblicher Rasse, das nicht in allen Tonarten geseufzt, gestöhnt, gefistulirt, geras't hätte: „Man will uns unsern Glauben rauben! .... Es ist eine große freimaurerisch-atheistische Verschwörung, welche Altar und Thron umkippen machen will .... Meine „„Regillion"" lass' ich nicht! .... Religionsgefahr! Religionsgefahr! Muh, muh! Mäh, mäh!"

Wer und was kann dem furor religiosus widerstehen, insonderheit in unseren Tagen, wo der „flache Rationalismus" und

die „seichte Aufklärung" durch die heilige Allianz des höheren Blödsinns und der Polizei so glücklich beseitigt worden sind? Der arme Teufel vom Nachtwächter bewies umsonst, sein alter Gesangbuchvers sei wirklich und wahrhaftig ein alter Gesangbuchvers. Der große Mogler behauptete, selbiger Vers sei vielmehr eine „Blasphemie", ein „Attentat auf Religion und Sittlichkeit", und natürlich bekam Herr Mogler Recht. Der Attentäter wurde ab- und überdies vier Wochen lang an den Schatten gesetzt.

Diese von dem frommen Mann siegreich durchgeführte Agitation war nur die Vorübung zu einer nach größerem Maßstabe angelegten, deren ganzer Verlauf den angehenden Heiligenschein um Moglers nicht gerade hübsches Haupt her zu einem vollendeten machte. Seit Vollbringung dieser Religionsrettung im großen Stile galt der Edle für den Fels, an welchem jeder Ansturm der Brandung des Unglaubens zerschellen müßte. Wo er und seine erweckliche Halsbinde sich zeigten, konnte man sicher sein, daß irgendein Schlag für das Reich Gottes und gegen das Reich Satans geführt wurde.

Die gemeinte Sache war aber diese: — Ein junger negativer Theolog hatte ein epochemachendes Buch geschrieben .... Ihr kennt doch, hoff' ich, meine Verehrtesten, das berühmte Apokryphon

„Von Sankt Huberti Bart,
Den man so lang zu Rom verwahrt' ...."

nicht wahr? Nun wohl, dieser Bart war der Gegenstand des erwähnten Buches, worin mit ungeheuerstem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, mit alle dem Rüstzeug philologisch-historischer Kritik der Beweis geführt wurde, besagter Bart sei eigentlich gar kein Bart, sondern nur ein Phantasma, ein Mythus, das Produkt des „mythenbildnerischen Volksgeistes". Das Werk machte seinen Verfasser berühmt und war das ganz in der Ordnung. Aber damit noch nicht genug. Damals nämlich war die

Unterwerfung des Staats unter die Kirche noch keine so ausgemachte Sache, wie in der späteren lieben Konkordatszeit, und grassirte daher da und dort, selbst in den Kreisen höherer Staatshämorrhoidarii eine verwerfliche Hinneigung zu negativer Theologie. In Folge dessen wurde der Verfasser des weltberühmten Buches „De Sancti Huberti barba" auf den akademischen Lehrstuhl der Barbälogie berufen.

Jetzt aber hättet ihr unsern vielgeliebten Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler sehen sollen! Wie der den Krebs des Glaubens anthat, den Helm der Moral aufsetzte und den Spieß des Eifers zur Hand nahm! Bald war in der ganzen Stadt und ihrem Gebiete kein Glockenstrick mehr zu finden, an welchem nicht ein Frommer gehangen hätte, will sagen sturmläutend. Ein erbaulicher Anblick, höchst erbaulich! Der Kreuzzug begann und hatte den bekannten Ausgang. Es kam soweit, daß Mogler und Komp. erklärten, sie würden „in Gottes Namen schießen"; ja, eine Lesart will sogar wissen, sie hätten wirklich „in Gottes Namen" geschossen, was aber offenbar auf Verwechselung mit einem anderweitigen ähnlichen Vorgange beruht. Sicher ist nur, daß die Regierung nicht nur nach=, sondern auch abgab und durch eine aus moglerischen Elementen komponirte ersetzt wurde. Natürlich mußte der negative Theolog, am Fuße seines Katheders angelangt, wieder umkehren und selbstverständlich wird seither die Barbälogie wieder ganz in der guten alten rechtgläubigen Manier traktirt.

4.

Es ist eine in dieser erwecklichen Geschichte leider nicht zu umgehende Thatsache, daß die Kinder dieser Welt, die Söhne Belials, an unserem theuren Fürchtegott Ehregott Liebegott etzliches auszusetzen hatten. Sie entblödeten sich nicht, ja sie erfrechten sich

geradenwegs, zu sagen, der hochverdiente Herr Mogler sei der infamste Heuchler, welcher jemals die Augen verdreht habe. Er sei, sagten die Lästerer, ein Wüstling des gemeinsten Schlages, ein Wucherer der raffinirtesten und erbarmungslosesten Art; ein Mensch, der hinter der Maske der Religion die bodenloseste Verworfenheit berge; ein Schurke, der, während er sich den Anschein zu geben wisse, mit brennendem Eifer die Werke der inneren und äußeren Mission zu fördern, seiner innersten und eigensten nachgehe, nämlich der Befriedigung schmachvoller Lüste und unersättlicher Habgier. So die Söhne Belials über unsern Heiligen. Aber wer hätte ihnen glauben mögen? Niemand, und das geschah ihnen ganz recht.

Es war auch keineswegs, wie die Profanen und Publikanen, die Freimaurer und sonstigen Gottesleugner behaupteten, schmutziger Geiz, sondern es war vielmehr der Zug frommer Wahlverwandtschaft, was unseren Fürchtegott Ehregott Liebegott — als selbiger, wie er sich erwecklich ausdrückte, „von seinem Herrn Jesu Christ einen Puff bekam“, will sagen einen Antrieb, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, — bewogen hat, seine Augen auf die ehrsame Jungfrau und Mitschwester im Herrn Christophora Kneipdenpfennig zu richten, die an zwanzig Jahre älter war denn er und an Heiligkeit nur ihrem Bewerber, aber auch nur ihm nachstand. An Geld und Gut ging sie ihm vor und doch hatte der Herr seinen treuen Knecht so gesegnet, daß dieser schon vor seiner Heirat mit Grund ein sehr reicher Mann heißen konnte.

An der ehrsamen Jungfrau Christophora hatten die, „so da draußen“ und „fern vom Durchbruch zur Gnade“, ebenfalls manches auszusetzen, aber was lag daran? Nichts, rechne ich. Es ist wahr, Jungfrau Kneipdenpfennig war sparsam und haushälterisch. Aber warum sollte sie das nicht sein? Wir könnten uns noch weiter über ihren Charakter verbreiten, ziehen es aber vor, denselben durch folgendes Fakt durchsichtig hell zu illustriren ....

Unter den Besitzthümern Christophora's befand sich ein Landgut vor der Stadt, auf welchem neben anderem Vieh auch Ziegen gehalten wurden, zu dem Zwecke, alljährlich im Frühling und Sommer der schwachen Brust der Besitzerin mit ihrer Milch zur Hilfe zu kommen. Indessen hatte Jungfrau Kneipdenpfennig mit zu großem Erfolge Nationalökonomie studirt, als daß sie nicht hätte wünschen sollen, die Ziegen möchten auch noch anderweitig nutzbar gemacht werden. Zu diesem Ende war von Zeit zu Zeit ein, wie zu gestehen ich nicht umhin kann, ziemlich anrüchiges Individuum nöthig, welches im gewöhnlichen Leben Bock heißt, übrigens seit dem Erscheinen von Immermanns Münchhausen, also seit 1839, auch in gemischter Gesellschaft präsentabel ist, vorausgesetzt, daß man aus Rücksicht für die diversen Fräulein „Emerentien" den Bock ja nicht etwa Bock, sondern decenter Weise den „Gatten der Ziegen" nenne. Nun wohl, das Kurze und das Lange dieses kneipdenpfennig'schen Idylls ist, daß Jungfrau Christophora eines schönen Tages ihrem Knecht einen entsprechenden Abzug an seinem Lohne machte, weil der besagte „Gatte der Ziegen" seines Amtes nicht erfolgreich genug gewartet hatte.

Die bräutliche Jungfrau brachte in das Haus ihres gottseligen Bräutigams neben ihrem Vermögen auch einen Gegenstand mit, welcher daselbst etwas weniger willkommen zu sein schien als jenes. Nämlich ein heranwachsendes Mädchen, das einzige Kind von Christophora's einzigem Bruder, welcher an den Folgen eines unverschuldeten Bankerotts gestorben war. Die Waise verblieb jedoch vorerst nicht lange im moglerischen Hause. Denn unser Fürchtegott, praktisch und umsichtig in allen Dingen, war des Dafürhaltens, es sei räthlich, das Kind den Verführungen des Stadtlebens zu entziehen und dasselbe auf dem Lande bei einem rechtgläubigen Schulmeister oder Küster zu verköstigen, allwo es zur Arbeit und Gottseligkeit angehalten würde. Frau Mogler war ganz damit einverstanden.

Die gute Frau war überhaupt mit allem einverstanden, was ihr erleuchteter und erweckter Eheherr wollte; sogar damit, daß sie möglichst bald stärbe. Und sie that wirklich so, durch welche Thatsache die profane Sage, Fürchtegott und Christophora hätten wie Hund und Katze oder, wie die atheistischen Spötter sich ausdrückten, wie ein junger Mucker und eine alte Muckerin mitsammen gelebt, gewiß hinlänglich widerlegt ist.

5.

Die Witwertrauer, welche Herr Mogler seiner „sanft und selig im Herrn entschlafenen innigstgeliebten Eheliebsten" widmete, war eine exemplarische. Die ganze Gemeinde der Heiligen, insbesondere die Schwesterschaft, erbaute sich so sehr daran, daß der betrübte Witwer nicht allein seine zehn Finger, sondern auch seine zehn Zehen nur auszustrecken gebraucht hätte, um an jedem dieser Finger und dieser Zehen ein zärtlichstes weibliches Herz sammt Zubehör zappeln zu sehen. Allein der fromme Fürchtegott hatte zuvörderst dringenderes zu thun.

Die selige Christophora hinterließ ein Testament, welches sie auf eine zartsinnig-erwecklich Insinuation seitens ihres Gemahls hin am ersten Tag ihrer Ehe aufgesetzt hatte. Zu seinen Gunsten, versteht sich. Später, als sie merkte, daß sie von dieser sündigen Welt bald abscheiden müßte, hatte sie ihrem letzten Willen ein Kodicill beigefügt, kraft dessen sie ihrer Nichte Gertrud ein bedeutendes Legat vermachte. Weil sie jedoch bis zu ihrem letzten Athemzuge standhaft an ihren nationalökonomischen Grundsätzen festhielt, hatte sie es aus Scheu vor den Sporteln unterlassen, ihrem also modificirten Testament eine gesetzliche Form geben zu lassen.

Dieses Versäumniß als Rechtskundiger nachzuholen bemühte

sich, vermuth' ich, unser lieber Fürchtegott Ehregott Liebegott, als er, ganz aufgelös't in Schmerz und Klage, unmittelbar nach seiner Heimkehr von dem Begräbnisse Christophora's das Testament hervorholte und sich damit in sein Arbeitszimmer einschloß.

Wunderbar, o Herr, sind deine Wege! Ja wohl, wunderbar, sehr wunderbar: denn siehe, nach Verfluß von etlichen Stunden war das dem Testament der seligen Frau Mogler angehängte Kodicill verschwunden, — rein weg, spurlos. Einzig und allein durch die Kraft moglerischen Gebetes, versteht sich. Wie man daran sollte zweifeln können zu einer Zeit, wo zu Toll, im gesegneten Schwabenland, eine Schwarze- und Graue-Staarwegbetungsanstalt etablirt ist und vortreffliche Geschäfte macht, ist nicht wohl abzusehen.

Zwar wollten die Kinder dieser Welt, die Rotte Belials und die Bande Lucifers, ja sie wollten wissen, der Herr Rechtsanwalt und Kirchenvorstand Mogler sei in bemeldeter Sache der Kraft seines Gebets mit Bimstein und Sauerkleesalz zur Hilfe gekommen. Aber man weiß ja, wie giftiglich die Zungen derer, so da wandeln in der Finsterniß, gewetzet und geschärfet und gespitzet sind auf die Auserwählten.

Und dann: si duo faciunt idem, non est idem. Etwas anderes ist es, wenn ein weltlichgesinnter Gauner, und wieder etwas anderes, wenn ein gottseliger Rechtsgelehrter Bimstein und Sauerkleesalz in Anwendung bringt. Im letzteren Falle handelt es sich dabei natürlich um die Mehrung des Reiches Gottes und um die Minderung des Reiches Satans, überhaupt um „höhere Zwecke", — es kann gar nicht anders sein, wißt ihr? . . . .

Als am 2. September von 1659 Oliver Cromwell — der größte Mann seines Jahrhunderts und der bedeutendste Regent seines Landes, deßhalb auch noch heute von der englischen Aristokratie jeder Null aus den „noblen" Häusern Plantagenet, Tudor, Stuart und Hannover bei weitem nachgesetzt — ja, als am

2. September 1659 der heldische Bauer und Brauer sich zum sterben schickte, soll er, was freilich nicht eben ganz sicher verbürgt ist, seinen Kaplan Goodwin gefragt haben, ob einer, der mal „in der Gnade" gewesen, jemals wieder herausfallen könnte .... Nein, gab Reverend Goodwin zur Antwort .... „Wohl, dann ist alles gut; denn ich weiß gewiß, einmal bin ich darin gewesen."

Wenn nun schon der große Oliver, der nur einmal im Stande der Gnade gewesen, beruhigten Gewissens dem Tode ins Auge sah, warum sollte der größere Mogler, der ja mindestens ein paar dutzendmale den „Gnadendurchbruch" erlebt hatte, irgendwie und durch irgendwas, z. B. durch den Umstand, daß in einem Augenblick von „Zerstreutheit" Bimstein und Sauerkleesalz ihm näher als billig zur Hand gewesen, sich behindert sehen, dem Leben getrost ins Antlitz zu sehen? Der Gute sah sich auch keineswegs behindert, heims'te die fette kneipdenpfennig'sche Erbschaft ein, gab bei dieser Gelegenheit hundert harte Thaler an ein berühmtes Missionsinstitut, welches die „armen blinden schwarzen" Heiden in Afrika mit Christenthum und wollenen Socken versieht, und nahm mächtiglich zu an Reichthum, Wichtigkeit und heiligem Geruch, — alles „zur größeren Ehre Gottes", versteht sich.

6.

Eines Tages fuhr Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott auf's Land, eine sehr gottselige Rede memorirend, welche er draußen an die arme Gertrud zu halten beabsichtigte. Der Text derselben war, daß er, der Rechtsanwalt und Kirchenvorstand Mogler, komme, um dem Dorfküster, bei welchem die Nichte der seligen Christophora untergebracht war, die letztverfallene Rate des Kostgeldes zu bezahlen, — überhaupt die letzte; denn die Moral der zu haltenden

Homilie sollte sein, daß das junge Mädchen, welchem „nach Gottes Rath“ die selig im Herrn entschlafene Tante „leider nichts hinterlassen“, fürderhin für sich selbst sorgen müßte.

Höchst bedauerlicher Weise wurde diese Rede, in welcher der große Mogler — ein „erlesenes Sprachrohr im Tempel“ — sich selber zu übertreffen gedachte, nicht gehalten . . . Und das ging so zu. Als Herr Fürchtegott im Hause des Küsters angekommen, fand er die sechszehnjährige, eben zu frischester Jungfräulichkeit herangeblühte Gertrud allein. Sie empfing ihn mit der unbefangenen Freundlichkeit eines Kindes und ging weg, ihre Pflegeeltern vom nahen Felde herbeizurufen. In der Stube allein gelassen, versank Herr Mogler für eine Weile in tiefe Meditation, geistliche natürlich. Dann sah er auf und spähend im Zimmer umher, wirbelte, wie sein frommer Vater zu thun gepflegt hatte, die Daumen seiner beiden Hände um einander und brach in die Flüsterworte aus: „Sie ist sehr schön geworden! Ueber die maßen schön!“

Und wie er so sprach, war ein Funkeln in seinen Augen und ein Keuchen in seiner Brust und ein Schnauben in seiner Nase, — oh!

Arme Gertrud! Ja, du warst schön! Schön wie nur je eine Rosenknospe von Mädchen, deren keusche Reize der Schmeichelhauch ihres sechszehnten Lenzes zuerst zur vollen Erscheinung bringt. Aber — ja, was aber? Oh, weiter nichts als daß ich meine, Schönheit müßte von rechtswegen mit zu den übrigen Privilegien der Vornehmen, Reichen und Glücklichen gehören. Man ist nicht ungestraft schön, wenn man arm und verlassen ist . . . . .

Wurde also, sag' ich, die wohlmemorirte moglerische Rede nicht gehalten, sondern statt derselben eine improvisirte, deren Nutzanwendung war, daß Gertrud Abends mit Herrn Mogler nach der Stadt fuhr, wo sie im moglerischen Hause abstieg und verblieb.

Seht, sprachen triumphirend die Frommen, — seht, das ist der Mann, welchen die Zöllner und Sünder einen Erbschleicher schalten und von dem sie sagten, er habe die Nichte seiner seligen Frau so oder so um ihr Erbe geprellt. Seht, so rächt sich der edle Knecht Gottes. Er hat das junge Mädchen zu sich genommen, in der Absicht, so der Herr das Herz Gertruds auf den rechten Weg lenkt, die Waise an Kindesstatt anzunehmen.

Nach Verlauf einiger Zeit gab es freilich in der Schwesterschaft der Gemeinde etwelches gottseliges Kopfschütteln über die „weltlichen Eitelkeiten", welche — so sagten die Schwestern im Herrn — der Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott seiner jungen Pflegbefohlenen zuließe. Wirklich, es ließ sich nicht bestreiten, daß die schöne Gertrud in den neuesten und kostspieligsten Modetoiletten einherging — Jammer! Es war eine Thatsache, daß sie Tanzunterricht nahm — Schauder! Es war eine Gewißheit, daß sie nicht selten, aber oft das Theater besuchte — Zeter! Ja, es ging sogar eine dunkle Sage, daß regelmäßig, wann das junge Mädchen an der Brüstung der Loge im zweiten Range saß, im Hintergrunde selbiger Loge die mystische Schleife von Herrn Moglers erwecklicher Halsbinde erblickt worden sei.

Was hatte denn das zu bedeuten? War das noch derselbige Mogler, welcher vordem nicht müde geworden, gegen das Schauspielwesen zu eifern? Welcher mit dem Kirchenvater Chrysostomus die Theater „Wohnungen des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit, Lehrsäle der Ueppigkeit und Schwelgerei, Gymnasien der Ausschweifung, Katheder der Pest und babylonische Oefen" genannt hatte? Welcher mit dem Kirchenvater Cyprian ausgerufen hatte, die „Mimen lehren Unzucht und Ehebruch und manche züchtige Jungfrau, manche ehrbare Frau, die keusch ins Theater ging, habe dasselbe unkeusch verlassen"? . . . In Wahrheit, lieber Leser, es war trotz alledem noch ganz derselbige Mogler . . . . „Seid klug wie die Schlangen!" Muß, wer den Zweck will, nicht auch die

Mittel wollen, nämlich die gerade zweckdienlichen? Gewiß! Nur Phantastiker können nein sagen. War aber unser Fürchtegott Ehregott Liebegott schlechterdings kein Phantast, bewahre! War ein sehr „frommer" Mann, welcher mit dem Zwecke auch die Mittel wollte und sie zu wählen und anzuwenden verstand, — selbst auf die Gefahr hin, einen Zipfel seiner erwecklichen Halsbinde im Hintergrunde einer Theaterloge sehen lassen zu müssen.

Brauche ich noch ausdrücklich zu sagen, daß Herr Mogler seinen Zweck vollständig erreichte? Konnte das ja, so bewandt, wie die Umstände waren, gar nicht ausbleiben ....

Nachdem nicht sehr viele Monate verflossen waren, verschwand die schöne Gertrud von den Promenaden und aus dem Theater. Was war nur dem jungen Mädchen? Es sah so bleich, so verstört aus, recht kränklich. Es wurde von fieberhafter Unrast im Hause des großmüthigen Beschützers von Zimmer zu Zimmer getrieben. Dann wieder mit dieser Unruhe ein tagelanges dumpfes Brüten wechselnd. Ganz so, als müßte das arme Ding wahnsinnig werden oder wäre das bereits. Bedenklich, sehr bedenklich!

Zu dieser Zeit fand in dem Zimmer des Hausherrn ein leidenschaftlicher Auftritt statt. Gertrud hielt, am Boden liegend und krampfhaft schluchzend, die Kniee ihres großmüthigen Beschützers umklammert. Was erflehte sie denn von dem frommen Manne? Jedenfalls etwas, was ihr zu gewähren seine Gottseligkeit ihm nicht zuließ. Was der Edle für eine Mühe hatte, das, wie es schien, bis zur Verzweiflung aufgeregte Mädchen einigermaßen zu beschwichtigen, ist nicht zu sagen. Die Beschwichtigung hielt aber nicht lange vor.

Denn am Morgen darauf zog man unterhalb der Stadt den Leichnam der armen Gertrud aus dem Strom ....

„Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
Oh, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Fragt nicht: aus was für Saat
Aufging die rasche That, -
Keimt' ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr —
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenehren" . . . . .

Ja, fragt nicht! Es ist am besten so. Wer aber dennoch seine Neugierde nicht überwinden könnte und fragen wollte, der findet die Antwort in der 70. Stanze des 4. Canto von Byrons „Don Juan" . . . . Bitt' um Entschuldigung, daß ich so zu sagen genöthigt bin, eine so fromme Geschichte mit einem so profanen Citat zu beschließen. Denn die Geschichte ist zu Ende, maßen es nur noch zu melden gibt, daß Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler gerade acht Tage nach Gertruds Bestattung in Anerkennung seiner „außerordentlichen Verdienste um Religion und Sittlichkeit" in die oberste Kirchenbehörde berufen wurde. Soweit menschliche Berechnung reicht, liegt vor dem neuen Herrn Oberkirchenrath noch eine lange Laufbahn der Heiligkeit und der Ehren.

* * *

Aber — so hör' ich hier eine normal gebildete Leserin fragen, welcher diese Geschichte zufällig zur Hand gekommen — aber, mein Herr, wo bleibt denn die poetische Gerechtigkeit?

Die poetische Gerechtigkeit, meine Gnädigste? Je nun, die bleibt, rechne ich, da, wo sie hingehört, in der Poesie nämlich. In und mit der Wirklichkeit hat sie nichts zu schaffen. In dieser unserer Wirklichkeit, wo das sein wenig oder nichts, aber das scheinen alles zu bedeuten hat, wo Geld Macht und Erfolg Recht ist, in dieser unserer Wirklichkeit kommen die Mogler — die großen, wohlverstanden! — nicht etwa auf's Schaffot, auf die Galeeren oder ins Zuchthaus, bewahre! — wohl aber in Staats- und Kirchenräthe. Und damit noch nicht genug. Denn unter Umständen werden sie auch Ambassadoren, Minister, Staatskanzler, Kaiser sogar . . . . So ist der Lauf der Welt!

Der todte Millionenmann
und
die falsche Braut.

Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.
Der verbesserte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu sagen, daß unser Jahrhundert etwas gearbeitet, etwas vor sich gebracht und das Kapital menschheitlichen Vorschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hanns Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gassen! In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise: die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glacéhandschuhen stecken. Freiheit und Gleichheit sind auch keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei setzt der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldihut keck auf's Ohr und in der alleinseligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.

In diesem Stil und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir anderen jedoch wiegen uns unterdessen behaglich in dem Schaukelstuhle moderner und modernster Errungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschrittskonzert dann und wann durch einen grellen Mißton unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbstzufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechselung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angedeuteten Mißtöne verlauten lasse, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr dreißig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatsachen meiner Erzählung streng aktenmäßige, gerichtsaktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

1.

Zu Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöstlichen Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein

„wohlbeleumdeter“, arbeitsamer, sparsamer Mann, Besitzer eines kleinen „G'werbs“, d. h. eines kleinen Bauerngütchens; daneben auch Instruktor bei der Infanterie oder „Dreckstampfer“. Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technikus „dreckstampfen“ bezeichnete er selber die Ausübung seiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelrieds oder, prosaisch zu sprechen, Milizrekruten marschiren und exerciren zu lehren. Ungeachtet dieser zeitweiligen Beschäftigung mit der edlen Kriegskunst hatte unser Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das specifische Organ des Glaubens so wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe und Kirchenräthe von der strikten, strikteren und striktesten Observanz von rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben sollen. Auch des Simplicius Ehefrau besaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen“ Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir sehen werden, dem schrankenlosen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Opposition, — eine Opposition freilich, welche nicht etwa aus dem „heillosen, modernen Unglauben“, sondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantischen Glaubensstärke entsprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch später noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebtesten Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberst Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichste in der Eidgenossenschaft. Der Ruf dieses gewaltigen Fabrikherrn war gerade nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dies war sein so zu sagen officieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etliche zwanzig Millionen hinterlassen hat. Der Volksphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche

Reichthum keineswegs, sondern sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in's Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volksphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzudichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen", die ihm „unmenschliches" Geld „legten".

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Heckemännchen" oder „Galgenmännlein" hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun" nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben mußte. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet, welche der menschlichen Gestalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen" Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausschößlinge. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes und begießt sie einen Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuse ertränkt hat. Die nach Verfluß dieser Zeit wieder ausgegrabene Wurzel ist der menschlichen Gestalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet sie hierauf in einem mit Eisenkraut geheizten Ofen und verwahrt sie in einem Stück

Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Besitzer wird in jeder Weise an zeitlichem Wohlstand zunehmen. . . . Anders die Zubereitung der „Alunen“ in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfrosch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihilfe eines „Laxner“ (Zauberer, Hexenmeister) und unter Ceremonien, deren wichtigste zu schmutzig ist, um beschrieben werden zu können, zum „Alun“ gemacht. Das Gesicht des Frosches bekommt durch diese Weihung starke Aehnlichkeit mit einem menschlichen. Der Besitzer setzt den Alun in einem wohlverschlossenen Behälter unter ein Glasgefäß und hier „legt“ das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alraun erblickt, hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Besitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewisser Bräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt bestimmt, von dem Bösen geholt werden will. . .

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leser. Was ich dir da erzählte, ist ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, ist ein Stück „Volksmündigkeit“, von welcher du in Ständekammern und anderswo schon so viel vernommen hast. Ich fabulire dir nichts vor. Es sind kaum zwei Monate her, seit an dem Orte[1]), wo ich dieses schreibe, ein Ehescheidungbegehren statthatte, dessen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen der beschriebenen Frosch-Alunen habe, welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüsli angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemißhandelt und böslich verlassen. Sie wolle

1) Winterthur, 1860.

von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Toggenburg“ einen „neuen Alun gemacht“ und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schäfli verheiratet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schäfli, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im übrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Habgier gehörig gekitzelt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerte und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonsspital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, sie hatte energische Züge und war glatt und wohlgenährt, ja sogar korpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf.“ Frau Schäfli theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle Gimmelig und von seiten der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schäfli, „vertischgeldet“. Weiter hat sich der gute Jakob bei dieser Gelegenheit um die interessante Kranke nicht interessirt.

Es wäre sehr gut für ihn gewesen, wenn auch er seinerseits derselben kein tieferes Interesse eingeflößt hätte. Allein wie immer

es zugegangen sein mag, Frau Sibylle hatte scharfäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Instruktor wahrgenommen und sie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menschenkennerin im allgemeinen und im besonderen eine Kennerin der Männer, deren sie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte sie sich nämlich zum drittenmal verheiratet mit dem Banifaz Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, dasselbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit seiner Verehelichung mit Sibylle ein armer Teufel von Taglöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten sich gegenseitig angeschwindelt, indem jedes vorgegeben, es besäße Geld. Als nach der Hochzeit dieser Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine sehr unglückliche und statt, wie früher, einander etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenseitiger Zärtlichkeiten mittels Fingernägeln und Fäusten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave seines Weibes. Beide waren, — entschieden arbeitsscheu und genußsüchtig, — zur Zeit unserer Geschichte der Armenpflege der Gemeinde zur Last gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit dem sich zu begnügen, was ihr auf Kosten der Gemeinde im Hause des Ezechiel Schäfli gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthselhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt klug werden konnte, hatte sie sich manche Zubuße zu verschaffen gewußt, und als diese Quelle versiegen gegangen, sann ihr erfinderischer Geist auf die Eröffnung anderweitiger. Sie wollte nicht nur leben, sondern flott leben. Und warum nicht? War sie doch erst achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konservirte Frau mit noch sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften. Wenn Shakspeare's Fähndrich Pistol zufolge die Welt eine Auster ist, warum sollte Frau Sibylle dieselbe nicht zu öffnen versuchen? Freilich besaß sie kein Schwert wie

besagter Pistol, dagegen aber eine höchst zweckmäßig geschliffene Zunge.

Zunächst übte sie diese an ihren Kostgebern, bei welchen sie sich in bedeutenden Respekt zu setzen wußte. Insbesondere dadurch, daß sie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorstände. In diesen Andeutungen spielte der Herr Oberst und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen" Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti" (Pathen), als den Herrn Oberst Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf seine Kosten beim Herrn Gemeindamman Hintz in Bern erzogen würde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kasse" gelegt habe. Weiter wurden mysteriöse Winke hingeworfen, aus welchen zu schließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie sei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich mußte sich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erstrecken. Aber gewisser „Verumständigungen" halber konnte sich diese Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen" nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es sich schon zeigen, was sie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde sie auch „in der Lage sein", die Pflege und Freundschaft, der sie bei den Schäfli genieße, an diesen selbst und an ihren Verwandten „auf's schönste" zu vergelten. Nach diesen Präludien kamen Schlag auf Schlag bestimmte Versprechungen von bestimmten Geldsummen, prächtigen Kleidern, kostbaren Möbeln, Betten ꝛc.

Ezechiel Schäfli und seine Frau glaubten und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig. Als Jakob Simplicius zur Fastnacht 1859 seine Schwester wieder besuchte, war diese der ihrer Familie bevorstehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was alles sie durch Vermittelung der

liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberst zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte sich höchlich, biß aber an, „gläubete" ebenfalls und ging heim, seiner Jakobäa von diesen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf sie ein „fürnehmes" Gefährt vor dem Hause stehen, worüber sie „erschrak". Man möchte sagen, über die arme Frau sei bei diesem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Dasein zerstörerisch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein schulmeisterlicher Logiker würde diese Ahnung in den Syllogismus auflösen: die Landleute sind gewohnt, alles herrenmäßige als etwas bedrohliches mit Mißtrauen anzusehen; eine Kutsche sieht herrenmäßig aus, folglich schwante der Frau Jakobäa beim Anblicke der vor ihrem Hause haltenden Kutsche nichts gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgerichte zur Sprache kam, psychologisch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo sie bei ihrem Jakob unerwartete Gäste fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schäfli nebst der liebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mitsammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Absicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schäfli sprudelte nach Begrüßung der Schwägerin in heiligem Freudeneifer nur so heraus, daß der Herr Oberst Mildherz willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb", der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse". Das war schon etwas.

Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderlich, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „kaibisch schön", ja, ja . . . aber . . . . „Was meinst, Frau?" Worauf Jakobäa kopfschüttelnd: „Ich glaub's nicht."

Die ungläubige Thomasin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie mußte in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß" zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor sive Dreckstampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil sei. Der Herr Oberst Mildherz, ihrer Tochter . . . . ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen . . . . kurzum, der Herr Oberst werde ohne weiteres mit besagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut verpflegt werde. Sie sage nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid", so thue sie.

Fiel dessenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pipperlipap und Bierestiel', 's ist neime nüd mit dem G'schenk und G'werb! Der Millionema ist ja der ärgst' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der sich selber 's essen nit mag gonnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüsli großes Geld z'schenke?"

Arme Jakobäa, deine parlamentarische Opposition hatte das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen Lüge und die „germanische Tugend des Vertrauens" aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Gimmelig ihre sibyllinische Zunge in Be-

wegung, mindestens so süß wie Zucker und nicht viel langsamer als das hin- und herschießende Schifflein eines mechanischen Webstuhls, und wurde von dieser Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderstehlich, erbarmungslos. Da sei, eidli bym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberst sei „persönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen sei er auch „Präsident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage besagter Gesellschaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und dessen würdig sind“, zu vertheilen. Erst vor kurzem hätten die Freimaurer zu solchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher sonst als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da so ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu sagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweise ablegen müsse man, insonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig sei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei solcher Beredsamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fackel des Glaubens auf. Um so mehr, da Schwester und Schwager Schäfli die Orakelsprüche der Frau Sibylle vollkommen bestätigten und zwar mit einer Begeisterung, welche Jakobum überzeugten, die beiden müßten die ihnen in Aussicht gestellten „Geschenke“ bereits empfangen haben. Und warum sollte er diese Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu sagen! — die Schäfli selber überzeugt, die ihnen seitens der Frau Gimmelig gemachten Versprechungen seien bereits erfüllt. Angesichts dieser aktenmäßig feststehenden Thatsache dürften selbst die Jeremiasse der wiener und berliner Kirchenzeitungen zugeben, daß in Israel noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden sei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerstand gegen die Bestrickung ihres Mannes durch die „Schlangengosche“ — wie sie Frau Gimmeligs beredsames Mundstück rücksichtslos-drastisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Dem Jakob ging

der zu erwartende, „mindestens" 15,000 Gulden werthe „G'werb" wie ein Mühlrad im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das ausersehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum scheeren hin. Warum sollte jene zögern, die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermalen angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die maßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willst," dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Mildherz an der „Marktgasse" der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius geschrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Wohlthäter" zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wolle für 70,000 Franken sorgen", welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde". Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa 60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für sich, sondern für „höhere Zwecke". Frau

Jakobäa erklärte rundweg, sie könne sich auf so etwas nicht einlassen. Da kam aber der Jakob nach Hause und nun nahm die Sache eine günstigere Wendung. Die Siebenzigtausendfranken-Epistel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, statt Geld zu bekommen, vorderhand welches geben sollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, so ist alles nichts. Sie müssen dadurch dem Herrn Oberst beweisen, daß Sie freigebig sind. Wer das nicht ist, von dem zieht der Präsident der Freimaurer alsbald seine Hand ab." — „Aber wozu ist denn das Geld, was ich hergeben soll, bestimmt?" — „Das darf ich nicht sagen."

Mit diesem Bescheide begnügt sich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, sagt er so beiläufig etwas von einem ihm auszustellenden Schuldschein. Sie aber schnell und hochherab: „Das darf nicht sein, sonst ist alles umsonst! das Geld muß nur so „„sonst"" anvertraut sein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menschen etwas sagen."

Sprach's, die „Schlangengosche", und verschwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ sie nur vier Tage verstreichen, bis sie wiederum in Tannenbach erschien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeschätzten Herrn" Simplicius ausgerüstet, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietigst" dankte, seinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „schönes Heimwesen" versprach — Simplicius sollte sich ein ihm zusagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptstadt aussuchen — schließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli" oder „mehr" verlangte.

Wer konnte einem solchen „Präsidenten der Wohlthäter" etwas abschlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um sich in der Nachbarschaft der-

selben ein „Heimwesen" auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel „von wegen dem Baumgarten". Bei Gelegenheit dieser Auskundschaftung zeigte Frau Sibylle unserem Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt habe. Schwager und Schwester Schäfli, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten eifrigst dieses und alles andere mögliche und unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er sollte nur Geld hergeben, so viel er auftreiben könnte: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, gab sie um so bereitwilliger, als Frau Gimmelig sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Diese liege dermalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven" Mannes verwendet werden, so eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld".

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es sei mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden", weil „Frau Schäfli das Geld gesehen hat". Jakobus durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuspringen, und übergab daher seiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes" Geld gewesen und müsse daher „anderes" geschafft werden. Diese Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, sagte die süße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberst habe das bewußte Heimwesen in aller Stille schon für den wackern Jakob angekauft; aber dieser solle beileibe ja noch keine Silbe von der Sache verlauten lassen.

Gehorsam schwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin von seiten des Herrn Oberst noch gütigst mittheilte, dieser wünschte, daß Jakob sein Amt als Rekruten=driller aufgäbe, weil er ja doch „die Anstrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckstampfen fürder auch gar nicht nöthig habe." Der gute Mann kam dem aus so zarter Rücksicht für seine Gesundheit geflossenen Wunsche getreulich nach, indem er bei der ersten Gelegenheit seinem Vorgesetzten technisch=drastisch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen" ....

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorschritt von Scene zu Scene so lächerlich absurd sich gestaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher sich durch eine so abgeschmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Wohnsitz des Herrn Mildherz war kaum eine halbe Tagreise von dem unseres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzu=gehen, um von dem „Präsidenten der Wohlthäter" Aufschluß sich zu erbitten? Aber freilich, er stand so willenlos unter dem Ein=flusse der Betrügerin, daß er schlechterdings nicht wagte, ohne Wissen und Willen derselben irgend etwas zu sagen oder zu thun. Sie ihrerseits sorgte schon dafür, den Verstrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu lassen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannen=bach kam Frau Gimmelig wieder, that sehr ängstlich und sagte, der Herr Oberst selbst sei schwer erkrankt. Die Herstellung desselben erfordere „viel und lauter reines Geld", sowie einen „Vierling Zwetschgen, keine mehr und keine weniger". Jakob schaffte Zwetschgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwischen=räumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und so weiter. Die sibyllinischen Forderungen wuchsen lawinenmäßig. Um aber den armen Sim=plicius bei guter Laune zu erhalten, variirte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte sie dem Jakob den Besuch

seines hohen Wohlthäters an, bald „böserte“, bald „besserte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der ersten Hälfte des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schicke, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „O, welche Freude! O, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Alsbald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „O, du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört dreisten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Mildherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang Augusts starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Blitzesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheinet“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte und an Jakob Simplicius, Erdreckstampfer zu Tannenbach, also schrieb: „O, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein.“ Frau Sibylle ließ es beim schreiben nicht

bewenden, sie sandte noch die Frau Schäfli als Trostbötin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag und der Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geist sei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe und 3) weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehen“.

Und siehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Lass' dir, theurer Leser, darob nicht etwa den Verstand stillstehen. Es ist schon genug, daß er Jakobo stillgestanden, — ach, und wie!

Gläubete also, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anstrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erst die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zusammen und schickte die Gelder dahin, wohin er schon so viele geschickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Bescheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botschaft, daß am nächsten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geschenkt werden“, und etliche Tage später die noch frohere, „der Herr Oberst sei wirklich wieder vom Todesschlaf erwacht; es bedürfte jedoch zu seiner völligen Wiederherstellung noch etzlichen Geldes“.

Und siehe, Jakobus gläubete und mühete sich in seinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn sein Wille war stark, aber sein Kredit war futsch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Rast noch Ruhe mehr. Nach schlaflosen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Versuchen, Geld beizuschaffen. Sein Wahn hatte mälig die Gestalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er sich „schwer versündigte“, wenn er den Herrn Oberst nicht rettete, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerseits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererseits durch die Unmöglichkeit, diese Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unablässiger Seelenangst umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für sie schon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müssen, so wurde die Qual ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motive der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmenschlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen" zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Mildherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichthum? Von den „Alunen", wie jedermann wußte. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen werden. Er mußte gewiß „etwas unterschreiben" oder, gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben", ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit" — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf beständen, wenn sie sich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn der Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen hatte, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase platzen.

5.

Falls dem absoluten Blödsinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, so würde ich sagen, daß mit Vorstehendem die tragische Seite dieser Geschichte erledigt sei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komischen, die ich unsern stoffhungrigen Komödienschreibern hiermit zu geeigneter Berücksichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, seitdem die simplicischen Gelder flüssig geworden, nicht mehr bei den Schäfli, sondern zuerst in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde“ derselben. Sie hatte sich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, sie sei eine „Rennthierin“. Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu sich genommen, aber er war nur ihr erster Bedienter, dessen sie sich bei ihren Schwindeleien als eines Schreibers bediente. Er mußte ihr unbedingt zu Willen sein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „sonst hätte sie ihn verzehrt“. Es waltete in diesem Weibe ein dämonischer Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu stiften; auch ein gewisser Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügellose Sinnlichkeit. Aus dieser entsprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu sein. Ihr Mann mußte fortwährend nach Aerzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Diesen behielt sie und machte ihn zum Helden eines Lustspiels, welches sie in Scene setzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine sehr wohlhabende Frau sehen mußte, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie schilderte ihm ihre Vermögensumstände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindamman Hintz in Bern erzogen

werde. (Die zärtliche Mutter hatte also vergessen, daß diese ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberst Mildherz sei der Pathe des jungen Mädchens und habe demselben bereits kolossale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängst zu Basel gedoktert worden — über einen so millionärisch freigebigen Pathen die Augen sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Legende wieder zum Vorschein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der schönen Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doktor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der fürtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinseligmachenden Millionenglaubens unserer Zeit ketzerisch sich verhärten? Mit nichten, und gewiß um so weniger, als ihm ja dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, das Dreißig-Millionen-Babettli sollte den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derselbe sie, die arme kranke Mutter, so geschickt und treufleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Medicinmann wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieser Aussicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune" etwas schwindelig. Hunderttausende, was sag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „sinnverwirrend und herzbethörend" vor den Augen herum. Nachdem er sich wiederum einigermaßen gefaßt und erkannt hatte, daß ihm alles Ernstes eine Dreißig-Millionen-Braut so zu sagen auf dem Teller präsentirt werde, griff er als praktischer Schweizer frisch zu. Immer frischer dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Geschah das zu Anfang Septembers, wo unser praktischer Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger"

und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gesinnt sei von wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn und wie sehnlich sie wünsche, diesen Dank ihm auch persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbade bei Herisau vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig=Millionen=Schönen zu widerstehen? Unter Vermittelung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, drückte unser junger Medicinmann seine wohlstilisirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbade nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reis'te in Gesellschaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold=Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hintz seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß einem oder einer eine solche „Familienangelegenheit“ wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einer bezaubernden Epistel, welche er bei seiner Nachhausekunft vorfand und worin die Güldene schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden Sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte.“ In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Briefschreiberin, daß sie eigentlich den „theuersten Herrn Doktor“ noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Babette Drollinger.“

Die süße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerspringen geladene Armstrong=Kanone, berstend schier vor Zukunftsglückselig=

keithochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen“, hat ein gewisser Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigsten. Mein der Arznei- und Verheiratungskunst Beflissener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen solchen zu haben, so lange man jung und dumm? Diesem Bruderherz oder Herzbruder schoß er die Hoffnungsladung seiner Seele ins Gesicht. „Hör' mal, du, im engsten Vertrauen“ — „Natürlich, kannst dich drauf verlassen“. — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million.“ — „Was? Bist wohl letzköpfig!“ — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen.“

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten“ in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrage von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer späteren Gelegenheit fragte der also Honorirte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?“ — „Wie viele? Hm, ich will sagen drei.“ — „Lange nicht genug gerathen! Mußt eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun.“ — „Herrschaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidalisch!“ — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommst du auch 100,000 Franken.“ Man sieht, unser glückseliger Millionen-Bräuterich war ein recht generöser Bursche. Schade, verteufelt schade, daß solche generöse Bursche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „sehr gelungenen Kerl“, wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

6.

Im September 1859 fuhr eines schönen Morgens unser Herr Doktor in Gesellschaft seiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eisenbahnwagen erster Klasse nach der Bundeshauptstadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reisezahlmeister zu machen, eine goldschwere Börse von seiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung seiner Hoffnungen entgegen. Die süße Babette hatte ihn zu einer Zusammenkunft in das Gasthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über diesem zweiten Zusammenkunftsprojekt ein eigener Unstern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Ersehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnsucht wird zum Fieber, seine Geduld ist zu Ende. Er dringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verschaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botschaft zurück, der Herr Götti welle Babette nicht aus dem Hause lassen, weil ein Herr Soundso aus Niflheim da sei, welcher Absichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünstigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteufelt quer! ... Ich weiß nicht bestimmt, ob unser Kandidat des Millionarismus bei dieser passenden Gelegenheit sich daran erinnerte, daß ein sicherer Shakspeare mal gesagt hat:

„Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn" —

aber was ich bestimmt sagen kann, ist, daß die geneigte Leserin dieser Historie nicht den entferntesten Grund hat, für ihre Nerven bange zu sein. Unser Herr Doktor war viel zu gescheid, den

Horribilikribrifax spielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragischen Wuthblicke, keine Herausforderung, kein Degenschleifen, kein Pistolenladen. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob sich von dannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthause zur Krone in Thun vor? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, sondern — o, du glückseliger Medicinmann! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war akkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse citiren:

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag'!
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht, indessen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Habakuk mit seiner Babette anklinge!

So geschah's auch und es war eine „gemüthliche", fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte, der hoffnungsvolle Jüngling habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen Herzen bewerkstelligte sich, wie in unserer Zeit so vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unser Herr Doktor folgenden Tages mit seiner Erwählten eine Landpartie. „Da", — so gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn sie hatte mich gerne und ich sie. Es war alles bald abgemacht."

Doch noch nicht so ganz alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli=nette Babette erklärt, sie müsse nach Spindelnheim, dem Wohnsitze des hochseligen Herrn Oberst Mildherz, und zwar „in Erbschaftsangelegenheiten", werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was", sagt Frau Sibylle, „es handelt sich ja nur um 15,000 Franken. Was willst du dich wegen des Bettels verinkommodiren!" Babette ist jedoch anderer Ansicht, und obwohl ihr Bräutigam sie ungerne abreisen sieht, so erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgschaft seines Glückes. Mutter und Tochter reisen ab, nachdem bestimmt worden, daß mein Herr Doktor sie im Hotel Ritschard in Interlaken erwarten sollte.

Dort erscheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, sagt sie, die Tochter „Geschäfte halber" noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt seine Sehnsucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken spazieren und ißt im Kursale Gefrorenes, um seines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß sie — oh, die verhenkerte „Erbschaftsangelegenheit!" — sehr bald wieder abreisen.

Zum Troste des jungen Mannes bleibt seine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf splendidem Fuße zu reisen kostet aber, wie wohlbekannt, nicht wenig Geld und demzufolge geschah es, daß die Reisekasse der Reisegesellschaft Sibylle und Habakuk — sie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieser Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Herstellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo sie „Geschäfte hat", und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes sofort seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens sieht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor stutzt, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß ... Sie hat sich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelfechterei der Hölle! Aermster aller Zukunftsmillionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblick deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müßte denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruche so kolossaler Hoffnungen nichts, gar nichts zu retten wüßte.

In drohendem Tone wendet sich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellt ihn zu einer Zusammenkunft in Aarau. Dort sagen sich die beiden verschiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Medicinmann stellt schließlich Madame das

Ultimatum: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?“ — Er: „Zehntausend Franken.“ — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so wegen so eines Lumpengelds! Sie sollen den Bettel haben.“ Und großartig setzt sie sich hin und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besitzes dieser kostbaren Urkunde, eilt unser Gentleman heim und manifestirt, daß er ein fühlendes Herz in der Brust trage. Denn siehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollständig, sondern verlobt sich auf's neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, sobald er das Reisegeld, d. h. die bewußten 10,000 Franken, einkassirt haben werde.

In dieser unserer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer schon verschiedene Propheten, Heilande und Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieser unserer Welt, sag' ich, haben leider gerade die edelsten Aufschwünge und großmüthigsten Absichten häufig widerwärtigste Hindernisse zu befahren. Zwar führte unser weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle seine Exmillionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und stellte sie der dortigen Gesellschaft als sein „liebes Fraueli“ vor. Allein nach der Heimkehr von Baden schlug sein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Bestandlosigkeit alles Irdischen im allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeständigkeit im besonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weise vorzuwerfen pflegen, sondern rein nur aus nationalökonomischen Gründen. Die Schuldverschreibung der Frau Gimmelig konnte schlechterdings nicht realisirt werden, weil besagte Dame derweil von polizei- und gerichtswegen sehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Distinktion eingethürmt und angeklagt

worden war. Dieses „untoward event“ verleidete unserem Medicinmann seine Europamüdigkeit und zugleich seine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idyllische Dasein im „fernen Westen“ hatte fortsetzen wollen.

Ach und krach, das Idyll hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeschichte hob an. Als unser hoffnungsvollster aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demselben die Denkwürdigkeiten seiner Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber nichts, er mußte heran. Aermster aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getrösten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapsode deiner Berner-Oberlands-Odyssee im Schwurgerichtssale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beschaulich gewirkt haben.

Hiermit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette“ Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Bonifaz Gimmelig für achtzehn Monate und die sinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Der Decemberschrecken.

O, my offence is rank, it smells to heaven.
Hamlet, III, 3.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improvisirt und Frankreich dieses Impromptü sich gefallen lassen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption der Regierung des Bürgerkönigs", sondern nur aus Ueberraschung und in der Angst des Augenblickes. Noblesse und Bourgeoisie schrieen: „Vive la république!" mit, auf daß nicht, wie sie fürchteten, geschrieen würde: „Vive le communisme!" und mit dem stillen Vorbehalte, die Retterin Republik, welche sie und ihre Besitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen schon zu verrathen. Ganz in demselben Geiste der „Honnêteté" sang die hochwürdige Geistlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!" um schon am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!" (oder nach Umständen: „imperatorem!") einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwundersam oder gar tadelnswerth finden. Wissende Männer jedoch finden es

begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unsere Zeit betrachtet und analysirt, muß erkennen, daß in derselben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, sondern nur noch rechnende Gesellschaft die zukömmlichste Regierungsform ein „aufgeklärter“ Despotismus ist, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, sondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu scharf anzuziehen, d. h. nicht so scharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!“ zu bekennen und zu verwirklichen.

Es ist eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter schmeckende Wahrheit, aber es ist eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden stets in der Minderheit sein, — wie die Vernunft, wie die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, sind und sein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geist und Begeisterung, Thatkraft und Opfermuth sind, über die Mehrheit davon und überwältigt und bestimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menschen den gemeinen Erdenkloß. Das sind dann die großen Vorschrittsepochen der Menschheit, die Befreiungsfesttage und Völkerfrühlinge, deren periodische Wiederkehr im Weltgeschichtekalender verzeichnet steht.

Die republikanische Improvisation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon deßhalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen die Republik nur das rothe Gespenst von 1793. Hatte eine rastlose Geschichtefälschung es doch glücklich dahin gebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflate des Mittelalters stecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtnisse der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geschichte der Besiegten geschrieben und damit Glauben gefunden. Sie hatten auch emsig und erfolgreich sich bemüht, die Thatsache vergessen zu machen, daß der roth-

republikanische Schrecken von 1793 durch den weißroyalistischen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche sofort nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgsten Blutmenschen, der lasterhaftesten Schufte, der schamlosesten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichsten Zweiächselern erlegen war, die Provinzen Frankreichs zu durchrasen begann, Kanibalismen, massenhafte Kanibalismen in Scene setzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grausen noch überboten. Ja, überboten, weil sie nicht wie die erwähnten fluchwürdigen Abscheulichkeiten im Fieberwahnsinn der Revolution, sondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Lustpartieen betrachtet und veranstaltet wurden. In Wahrheit, die thermidorische Reaktion von 1794 schlug, wie hier gelegentlich bemerkt sein mag, zu einer systematisch gegen die Republikaner organisirten und im gemeinsten Räuber- und Meuchelmörderstile durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich schandbar in Scene ging und in der Provence allein Tausende und wieder Tausende von Opfern schlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichsten Umständen. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royalisten das Sabriren, Guillotiniren und Füsiliren ihrer gefangenen und wehrlosen Gegner nicht, nein, sie unterwarfen dieselben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution selbst unerbittlich bestraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amnestirt und sogar mit „Bürgerkronen" geschmückt [1]) . . . .

---

1) Ueber diese Thatsachen, für welche die auf amtliche Dokumente basirten Beweise beizubringen ich bereit bin — vgl. oben den Essay „Für

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar republikanische „Staatsmänner" improvisirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate später auch in Deutschland grassirten. Die Mitglieder der provisorischen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menschen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphilister" erfunden hat. Die schwache Minderheit bestand aus Anhängern der Socialdemokratie. Alle zusammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikanischen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenso zweifellos ist, daß sie ihre Unfähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwiesen haben. Die Aufgabe war freilich eine schwere, geradezu eine kolossale, und das erbarmungswerthe Schauspiel, eine Riesenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu sehen, stellte sich hier wieder einmal recht deutlich dar.

Die provisorische Regierung konnte auf zweierlei Weise versuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem sie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach außen wirken ließ oder aber den demokratischen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das eine noch das andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatorischen Macht bekleidet, weder den Muth, sich an die Spitze einer europäischen Revolution zu stellen, noch

---

Thron und Altar" — pflegen „korrekte" Historiker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geschichtsunterricht werden dieselben wohl gar nicht erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem System der Verleumdung und Verlästerung, welchem man die große Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz alledem und aller ihrer verdammlichen Mißgriffe, Ausschreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menschheit, eine der größten Förderungen gewesen ist, welche dem Menschengeschlecht auf seiner dornenvollen Entwickelungsbahn zutheil geworden.

den Verstand, in Frankreich selbst der Demokratie die Möglichkeit der Existenz zu sichern mittels Auflösung der stehenden Armee, mittels Decentralisirung der Verwaltung, mittels Vernichtung der bureaukratischen Hierarchie und mittels unerbittlicher Entfernung aller royalistischen Ränkeschmiede von wichtigen Posten. Nichts von alledem! Statt der revolutionären Lavaströme, welche die europäischen Machthaber im ersten Februarschrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwasserrieselungen lamartine'scher Friedensmanifeste hervor und statt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktischen Staatsreform entschlossen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus seine närrischen Theorieen predigen und den Socialismus ebenso unzulängliche als kostspielige Experimente machen.

Diese Predigten und Experimente brachten es der erschreckten Bourgeoisie — (es gibt bekanntlich für dieses französische Wort schlechterdings kein dessen Sinn vollständig umfassendes und erschöpfendes deutsches) — rasch zum Bewußtsein, welchen schnöden Undank sie begangen hatte, als sie ihren König Louis Philipp fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit so viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geschaffen hatte, wie sie vordem im Ancien Régime der Noblesse gegenüber dem dritten gesichert gewesen war. Die französische Bourgeoisie als solche hatte zweifelsohne schwer gesündigt, als sie sich durch den Anblick des jammerseligen Sesselkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Minister und Ministerseinwollende seit Jahren geführt, sowie durch das gelegentliche Aufbersten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem solchen Grade „sittlicher Entrüstung“ hinaufsteigern ließ, daß sie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, sondern sogar soweit sich vergaß, bei der Taufe des sehr illegitimen Kindes, welches

Madame La France am 24. Februar so unerwartet zur Welt brachte, so zu sagen zu Gevatter zu stehen. Es ist aber nur gerecht, anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoisie sich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugestehen, daß sie ihre reuevolle Sehnsucht, zu den Fleischtöpfen der Monarchie und des Friedenszustandes um jeden Preis zurückzukehren, auch thatsächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit sie behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalversammlung als Bundesgenossin des Klerus sich umthat. Mit der Geistlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royalistischen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologischen" Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben sollte, mußte es ein seltsames Schauspiel sein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete französische Nationalversammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine schwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikanische Verfassung zu machen. Diese Versammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit gesetzten deutschen Parlament kläglichen Andenkens, insofern die Mehrheit desselben in der bestimmten Absicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentarischen Bühne heftig zu gestikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerksamkeit eines vertrauensseligen Publikums von dem abzulenken, was inzwischen hinter den Kulissen vorging. In Paris durfte sich jedoch die reaktionäre Unverschämtheit nicht von vorneherein so breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieser Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geschichtef—inder Thiers elegant sich ausdrückte, „la vile multitude" noch in Waffen und auf Posten stand. Die Junischlacht war ja noch nicht geschlagen.

Sie wurde aber emsig vorbereitet, diese Schlacht, so recht vor-

bereitet von seiten der Orleanisten, Legitimisten, Bonapartisten und sonstigen Jesuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalversammlung bestand. Diese Mehrheit fand einen wie eigens für sie gemachten Dupe in der Person des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Brust ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade so viel militärische Routine besaß, als zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe nöthig war. Es ist bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Insurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit kynischer Offenheit gestand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen wollte.“ Man provocirte den Aufstand, man zog ihn förmlich groß mittels List und Gewalt, mittels Polizeikünsten wie mittels brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbesondere das plötzliche und barsche Vorgehen gegen die unseligen „Nationalwerkstätten“, ein Vorgehen, welches so, wie die Umstände lagen, nichts anderes war als eine höhnisch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt ist auch, daß Cavaignac und seine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Insurgenten mit verschränkten Armen zusahen. Was kümmerte es diese Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tausende und wieder Tausende von Menschenleben hüben und drüben auf's Spiel gesetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verschwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geschichte der Besiegten schrieben, ist, daß die zwei beklagenswerthesten Episoden des furchtbaren Junikampfes nicht der insurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu setzen sind. Denn des Erzbischofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel eines Soldaten her und der General Brea wurde höchst wahrscheinlich auf Anstiften eines notorischen bonapartistischen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inscenesetzung des Junigräuels der Bonapartismus emsig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch ist, daß die unbedingte

Gewalt, welche die Aufständischen mehrere Tage lang in verschiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub- und Plünderung“ benützt, sondern daß das Eigenthum streng von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt ist endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals zuvor von Siegern gegen Besiegte so barbarisch gewüthet worden ist, wie von den Junisiegern gegen die Unterlegenen. Die haarsträubenden und massenhaften Grausamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen sich kühnlich mit allem messen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution derartiges aufzuweisen hatten.

Man muß jedoch, um gerecht zu sein, sagen, daß es nur die Grausamkeit der Angst gewesen ist — bekanntlich von allen Arten von Grausamkeit die erbarmungsloseste — welche die siegreiche Bourgeoisie also gegen das besiegte Proletariat wüthen machte. Wer sich der blassen Furcht und der aus derselben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombastischen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obskurer Kommunisten i. J. 1848 die „intelligenten und besitzenden Klassen“ in Deutschland zu versetzen vermochten, der wird sich nicht verwundern, daß die pariser Bourgeoisie im Juni des genannten Jahres alles Ernstes den Leitern der royalistischen Reaktion glaubte, wenn diese im Stile der Klagelieder Jeremiä versicherten, der kommunistische Weltuntergang stände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich seit 1830 im Fache des socialistischen und kommunistischen Theoretisirens und Phrasenmachens geschehen war, konnte diesem großen Schreckmittel der Rückschrittler allerdings einen sehr kräftigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das siegreiche Volk in den Februartagen bewiesen, hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es seit dem Februar monatelang eine erdrückende Last von Hunger und Elend getragen hatte,

jene Lüge entlarven sollen und die französischen Bourgeois überzeugen können, daß die Ouvriers, keineswegs nur „auf Raub und Mord sinnende Barbaren" seien, „moderne Vandalen", welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten" und „die Gesellschaft in den Abgrund einer blutrasenden Anarchie" stürzen wollten; sondern eben nur arme, hungernde Menschen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoisie gerade das Nämliche forderten, was diese i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menschliche Existenz. Aber die Furcht schlägt blind zu und so schlug sie zu in der gräßlichen Junischlacht und nach dem Siege, — schlug so zu, daß Männer von Herz kaum sich enthalten konnten, miteinzustimmen, wenn die massenhaften Opfer des Junisiegs, welche ohne Proceß und Urtheil in den Gefängnissen, auf den Deportationsschiffen und in den Fiebersümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wurden, verathmend beteten: „Mag aus unsern Gebeinen dereinst uns erstehen ein Rächer!" Und dieses Gebet zur Nemesis ist nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Gesellschaftsrettung" durch die Bourgeoisie war abermals eine „Gesellschaftsrettung" nöthig und zwar diesmal durch die Despotie und auf Kosten der Junisieger. Das ist eine große Wahrheit und eine ernste Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszusprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtseligkeit stehende Möpse wüthend sie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der französischen Nationalversammlung schon im Hochsommer und Herbst von 1848 gerne zur Restauration des Königthums verschritten wäre, ist unzweifelhaft gewiß. Allein die Royalisten lagen ja unter einander im bittersten Hader inbetreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte sein? Denn der Bonapartismus begann zu dieser Zeit mit dem Orleanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkurrenz

zu treten. Sodann mußten Versuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieser Zeit auch deßhalb noch als verfrühte erscheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der französischen Bourgeoisie in der That republikanisch gestimmt war und weil, was das wichtigste, der Diktator Cavaignac, den man nicht so kurzweg beseitigen konnte oder wollte, sich einbildete, ein Republikaner zu sein, und das Zeug zu haben — er, der Junischlächter! — einen „französischen Washington“ vorzustellen.

Ein französischer Washington? Schon in dieser Vorstellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, dessen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit gewesen ist. Cavaignac und seine Bastide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob sie eigens dazu bestellt gewesen wären. Im Innern der royalistischen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorschub leistend, hat Cavaignac nach außen überall gegen die Völker und für die Despoten Partei genommen, wie das gar nicht anders möglich war, da seine innere Politik die auswärtige bedingte und bestimmte. Der General, dessen Begabung zu seinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältnisse stand, nahm die ihm von seiten der legitimistischen und orleanistischen Rückschrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuschung, daß sie das wollten, was er die „honette“ Republik nannte, für bare Münze, und da er sich in den Holzkopf gesetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm selber zu sprechen, der „Washington“ dieser honetten Republik zu werden, so mußte er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, sondern auch den Heiligen, d. h. der Geistlichkeit. Daher die Beeiferung der cavaignac'schen Kameradschaft, jene berüchtigte „römische Expedition“ vorzubereiten, welche, später ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, sie selber auszuführen — in Rom das päpstliche Regiment restaurirte, das päpstliche Regi=

ment, von welchem fromme Menschen im Hochsinne des Wortes, falls es solche gäbe, von rechtswegen sagen müßten, Gott habe es in seinem Zorne geschaffen und in seiner Weisheit geduldet, um ein abschreckendstes Exempel zu statuiren, wie die Völker nicht regiert werden sollten.

Inzwischen war die „honette" Republik verfassungsmäßig festgestellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuschwur auf die republikanische Verfassung aufgehoben, dieselben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit sie so eben nach Claremont an die Orleans oder nach Frohsdorf an Henry Hinkebein die Versicherungen ihrer „unwandelbaren" Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität" ihrer Interimsrepublik zu einer vollständigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präsidenten zu sichern, etwas vergessen: — die Tilgung des allgemeinen Stimmrechts. Dieses spielte ihnen den höchst unerwarteten und fatalen Possen, anders zu wählen, als die Honettität wollte und wünschte. Eine große Anzahl von Bourgeois desertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß selbst gegen den blassen Schein von Republik und Demokratie. Auch sein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präsidentschaft, weil die Geistlichkeit von anderer, d. h. von bonapartistischer Seite her viel weiter gehende Zusicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, so hätten sie begreiflicher Weise im Nothfalle lieber für den Caren Nikolaus gestimmt als für den Junischlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er seit dem Jahre 1815 eifrigst gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenschaft gewesen, den selbstsüchtigsten und erbarmungslosesten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu spielen? Hatten nicht Leute wie Chansonnier Béranger und Geschichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt,

einen förmlichen Kult des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im December von 1848 sagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Hasses Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaisers“ wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. December 1848 erschien in der französischen Nationalversammlung ein Mann von unansehnlichem Wuchse, blassem Antlitz und verlebten Zügen, ausgestattet mit einer großen Papageischnabelnase, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz jenes metallischen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menschen eigen zu sein pflegt, die entschlossen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre sich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorsitzende der Nationalversammlung, Marrast, den Präsidenten proklamirt hatte, sprach er demselben verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt.“ „Ich schwöre es!“ betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!“ Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit

seinem ausländischen Accent" (avec son accent étranger) folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlandes ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat." . . . Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer mit leiser und dumpfer Stimme sprach und daß Düsterniß sein Antlitz beschattete.

Wer war dieser Mann?

Ein Sohn der Hortense Fanny de Beauharnais, was unbestritten, und des gewesenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was sehr bestritten ist. Dieselben Menschen nämlich, welche in Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. December 1851 an den „Retter Europa's, der Gesellschaft und der Civilisation" verehrten, dieselben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch ins Gesicht bliesen, zischelten einander zur gleichen Zeit geschäftigst in die Ohren, daß der „große Mann" von rechtswegen oder wenigstens von naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländische Admiral dieses Namens sein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde existire oder doch existirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortense's gegen die ihm angesonnene Vaterschaft inbezug auf den dritten Sohn seiner Frau feierlichen Protest erhoben hätte. Die amtlich zurechtgemachte Historik weiß officiell nichts von dem erwähnten Protest, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn seiner Stieftochter förmlich und feierlich als seinen Neffen und als kaiserlichen Prinzen anerkannt hat. Diese Legitimitätserklärung von seiten Napoleons des Ersten ist die Basis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte seinen Kaiserthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieses Kaiserthrons, die Restauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte gewesen. Die Kaiserschaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die ersten Anläufe zur Verwirklichung dieser Idee fielen bekanntlich ganz knäbisch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Princip, ein unwandelbar fest gehaltenes Princip über alles und jedes zu triumphiren vermag, selbst über etwas, was wenigstens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichst ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt und Dank dem zur Restaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in seiner Kurzsichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne lustig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution sahen Republikaner, Orleanisten, Bourbonisten und Ultramontane mit gleicher Ueberraschung, daß eine bonapartistische Partei vorhanden war, zahlreich, gut organisirt, rührig und entschlossen. Nach neun Monaten hatte diese Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monsieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erst Sieur de Persigny und dann von Napoleons Gnaden Herzog von Persigny, der Haupt-Seide „seines" Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in seiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präsidenten" in den Straßen von Paris flanirend, jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's nicht seit fünfzehn Jahren gesagt? Mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister!" Am 18. Mai desselben Jahres 1848 hatte derselbe Monsieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er sich den Wählern im Departement der Loire

als Kandidaten zur Nationalversammlung empfahl, gesagt: „Ich bin und werde sein ein aufrichtiger und treuer Republikaner.“ ...

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, schon so oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuschätzen und in dem Luftschiffe der Phrase über unbequeme Thatsachen hinwegzusegeln. Sie glaubten oder thaten so, als glaubten sie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiseridee besessen war, durch einen „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes“ geschworenen Eid sich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte schlechterdings nur die „lächerliche Figur“ vom Finkmattkasernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne sehen, und während die Royalisten in ihm ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne zu finden erwarteten, gingen die Republikaner soweit, den „Monsieur Verhuell“ als einen „Narren“ oder auch als einen „Idioten“ zu bezeichnen. Wunderlicher Weise haben viele Demokraten diesen Idioten-Mythus auch nach der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch festgehalten, nicht bedenkend, daß sie damit ihrer eigenen Partei das schneidendste Armuthszeugniß ausstellten.

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade alles, doch aber vieles, das meiste für den Menschen. Hätte der Genius Göthe's statt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauses in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menschengestalt angenommen, die Welt würde keinen Faust und keine Iphigenie gesehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, so hätte er, statt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortense Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieser Name wurde das Talent, womit er wucherte. Er glaubte sich dazu prädestinirt, über seinem Haupte des „Onkels“ unter-

gegangenen Stern wieder aufgehen zu sehen, und dieser Schicksalsglaube erwies sich auch schicksalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlspruch: „Der Erfolg rechtfertigt alles!“ sich eingeprägt hatte und standhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun sollen? Wer wollte denn bestreiten, daß in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist und der Hauptsache nach immer sein wird, der Erfolg in der That „alles“ rechtfertigt? Der junge Louis, von seiner Mutter mit den ehr- und herrschsüchtigen Traditionen des Napoleonismus so recht großgenährt, hatte ja während seiner auf dem Arenenberg idyllisch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatsache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verschwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, so lange der „Allesrechtfertiger“, der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im übrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes“ in der Schweiz noch anderes, was sonst Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichst vom „gemeinen Dasein“ abgesperrt, in der Dressur allerunterthänigster Hofmeister nicht lernen. Nämlich einen sehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfnisse, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine selbstständige Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten seines Geistes begann jedoch erst in der Gefängnißstille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen schriftstellerischen Versuch gemacht, den „napoleonischen Ideen“ ein socialistisches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der socialistischen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf dessen Bitte in Ham besuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie.“ Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe sich für das allgemeine Stimmrecht ausgesprochen, „à cause de ce qu'il en attendait,“ die Republik dagegen habe der Prinz

für „unmöglich“ erklärt. In diesem Sinne schrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der socialdemokratischen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich strebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängniß sterben als durch eine Lüge mich noch so hoch aufschwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß sich eine Republik in dieser Zeit angesichts des monarchischen Europa's und so vieler Parteien erhalten könnte.“ ... Die Hauptarbeit des Prinzen während seiner Gefangenschaft zu Ham war aber, wie stark zu vermuthen steht, das Studium von Machiavelli's „Principe“, dessen Inhalt er sich vollständig zu eigen machte, — so sehr, daß nachmals der Staatsstreich vom 2. December nur eine höchst gelungene Uebersetzung der Quintessenz des „Buches vom Fürsten“ in französische Wirklichkeit war; eine so gelungene Uebersetzung, daß der alte Meister- und Musterdiplomat in seiner Gruft in Santa Croce sich darüber von rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben mußte. Was aber zur Vollendung der politischen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er sich nach seiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchstschule der Heuchelei ist, und im Verkehr mit der englischen Oligarchie-Kaste, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs so schön zu verbinden und dieses höllische Konglomerat mit orthodoxchristgläubigen Phrasen „fromm“ zu übersalben versteht.

3.

Die Volksabstimmung vom 10. December 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte schon damals den Versuch

machen konnte, vom rasch abgestandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiserbirne zu schütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politische und finanzielle Gründe. Erstens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalversammlung durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenseitige Feindseligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollständig sich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu lassen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsstreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präsident, welcher beim einheimischen Kapital keinen ausgiebigen Kredit hatte, mußte sich erst von außen her die nöthigen Summen verschaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinst die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben ist, die Geschichte des Decemberputsches vollständig zu enthüllen, so dürfte es sich herausstellen, daß die Bewohner eines der damaligen drei Dutzende deutscher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu besagter „Gesellschaftsrettung" beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unternehmens nöthigen Gelder leihweise aus der Kasse eines deutschen Fürsten geflossen sein sollen. Was die „alten Parteien" betrifft, so lös'ten sie die ihnen vom Bonapartismus gestellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preisaufgabe" für sie gewesen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalversammlung, welches die übrigens handgreiflichen Absichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchschaute, zappelte sich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieselbe von der royalistischen Mehrheit zerstört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Diese Leute haben gar keine Ahnung, für wen sie eigentlich arbeiteten. Glaubten sie doch in ihrer Verblendung und

Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für ihre royalistisch-hierarchischen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienst leicht zu beseitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich seinem ersten, aus der parlamentarischen Majorität genommenen Ministerium — einem Ministerium, in welchem in den Personen von Odilon Barrot, Faucher und Falloux die liberale Phraseologie, das malthusische Prozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als seine Commis betrachtete. Im übrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wußte das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte." Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern officielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. December 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfassung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 12. November 1850, wo er sich also vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich alle, welche die Festigkeit unserer Zustände, wie sie durch die Verfassung gewährleistet ist, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme des grands coupables) ansehen würde. Die unabänderliche Regel meines politischen Verhaltens wird sein, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun und nichts als meine Pflicht.

Es ist dermalen jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beschleunigte Revision unseres Staatsgrundgesetzes zu wünschen, und falls die Verfassung Mängel und Gefahren in sich schließen sollte, so habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalversammlung), ganz freie Hand, sie von diesen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich streng innerhalb der Schranken, welche die Konstitution mir vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées)."

Worte sind dem Menschen bekanntlich gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Indessen hieße es dem Prinzen unrecht thun, so man sagte, er hätte seine Gedanken verborgen. Schon der Stil, in welchem er im Palais Elysée seinen Hof hielt, mußte jeden Sehenden, der sehen wollte, überzeugen, daß bei erster Gelegenheit der Kaiser-Schmetterling aus der Präsidenten-Puppe schlüpfen würde. Auch schrie ja eine mittels systematischer Bonaparteisirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kasernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!" und stiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrscher Frankreichs auserwählten Wiederhersteller des Stuhles Petri" von Tag zu Tag inbrünstiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlassene Erbschaft der römischen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewußt. Indem er nach Hinschlachtung der römischen Republik den Statthalter Christi durch Blutlachen und über Trümmer in den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geistlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand seiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte sich zugleich bei dem Absolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdessen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit

demselben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptschlages auszuholen. Wir sagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit". Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleonischen „Stern" über seinem Haupte glänzen gesehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlußtermin seiner Präsidentschaft, welche verfassungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Dasein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichste Aehnlichkeit um so mehr haben mußte, als die Art und Weise, in welcher der Prinz die Führung der republikanischen Staatsoberhauptschaft verstanden, die Geldmittel desselben völlig erschöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräsidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer solchen Zukunft sich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche" Moral und demzufolge Skrupel und Gewissensbedenken gibt, schon von geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anschauungsweise muß das einräumen — zu Gunsten seines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraison" zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Besitz der Macht streitig machen wollten, auf diese Parlamentshannswurste und Tribünegrimassirer, auf diese saft- und kraftlosen Doktrinäre und „honetten" Republikaner-Nichtsthuer, auf diese mit Claremont oder mit Frohsdorf konspirirenden „Staatsmänner", endlich auf diese Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie sie alle hießen, von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia gegen einen Beduinenstamm oder eine nächtliche Einäscherung eines Kabylenzeltlagers gelungen war, das Zeug und die Stimmung in sich fühlte, ein französischer Washington oder auch Monk oder gar ein zweiter „petit caporal" zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte

auf diesen Mischmasch von Unzulänglichkeit, Zweiächselei und Selbstüberschätzung hinsah, durfte er sich kecklich sagen, daß er mindestens ebenso berufen sei, Frankreich zu regieren, wie alle diese Leute, und daß, maßen bei der krassen Unkultur der Massen und bei der Feigheit, Angst, Selbstsucht und Verrätherei der besitzenden und gebildeten Klassen der Fortbestand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade so viel Recht habe, seine Restauration zu versuchen, wie der Bourbonismus und der Orleanismus. Mehr sogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabstimmung vom 10. December 1848 ansehen mag, das wird kein Mann von gesundem Menschenverstande bestreiten wollen, daß sie doch einen besseren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette, welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orleans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen" mußte das wüste Schauspiel des „Ruere in servitium," welches die Franzosen wieder einmal aufführten, sehr betrübend sein. Die Augen von Geschichtekennern jedoch sind mit diesem Schauspiele so vertraut, daß sie es ganz in der Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orleanismus, weil er den Grundsatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen" — mit jener vollendeten Rücksichtslosigkeit, wozu die Respektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptsache war — mit vollendeter Rücksichtslosigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. December die Rede ist, sich erdreisten, von einem „Verbrechen" zu reden? Unverschämte „Ideologie!" Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoralisches England voran, die „Gesellschaftsrettung" mit Jubelschall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariser Decembersblutmesse „Le succès

justifie tout!“ eingestimmt? Was haben solcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unseren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeisterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieser karthagischen Zeit Menschen, welche „unpraktisch“ genug sind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktischen“ idealen Güter der Menschheit zu leben und zu sterben. Das sind aber „Ideologen“, wie man sie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus so „praktischen“ Dingen wie Lug und Trug und Gewalt zusammengeschweißt werden müssen und, wenn siegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, sowie von einer hochwürdigen Klerisei, als Gesellschaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber besiegt, ebenso eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „respektabeln“ und „honetten“ Politik, so fügsam und schmiegsam sie sonst nach oben sein mögen, passen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erstens halten sie auf das Dekorum und zweitens lassen sie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann also, welcher sich zum „Gesellschaftsretter“ berufen fühlt, wird schlechterdings genöthigt sein, seine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologischen“ sowohl, als der „honetten“ Kreise zu suchen. Er wird sie suchen müssen in der Region jener „katilinarischen Existenzen“, welche über alle „Katechismikrupel“ weit hinaus sind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett

des Lebens tüchtig mitzuschmausen, aber auch bereit sind, Hals und Kragen — anderes haben sie in der Regel nicht zu verlieren — einzusetzen, um sich einen guten Platz an der Bankettafel zu erobern.

Solche Verschwörer, zwischen den Schuldthurm und besagte Bankettafel, zwischen das Schaffot und den Thron in die Mitte gestellt, werden, wenn sie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor nichts zurückbeben. Für sie gibt es kein zurück, sondern nur ein vorwärts. Sie wissen, daß zwischen Erfolg und Untergang kein mittleres existirt, daß sie Sieger sein müssen, um nicht Verbrecher zu sein. Daher packen sie fest an mit ihren skrupellosen Händen, die ja lange schon gewohnt waren, in den Kloaken der Gesellschaft zu wühlen. Ja, mit Fäusten und Zähnen packen sie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze sagen sie zu derselben: — „Halt still! Es soll dir kein Leid geschehen. Wir wollen dich nur verspeisen, was man jetzo retten nennt.“ Aber so wunderlich, so widerspruchsvoll ist des Menschen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Busche hervor plötzlich auf den sorglosen Wanderer sich wirft, doch gewissermaßen imponirt. Denn dieses imponirende haftet jedem entschlossenen thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpest, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordschlag vom 2. December einen gewissen Respekt einflößte. Man war überall in der Welt der ewigen Schwätzer so müde, daß jeder Handelnde schon als solcher ein günstiges Vorurtheil erweckte.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'schen Staatsstreichkomplotts waren zuvörderst die Herren Persigny, von geburtswegen Fialin, und Morny, von geburtswegen Flahaut, maßen seine Mutter Hortense de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanzofficier Napoleons des Ersten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monsieur de Morny war also ein Halbbruder Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Compagnons der Gesellschafts-

rettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de" wie ein Feigenblatt der Verschämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigsten und vollständigsten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Bestimmtheit als der ursprüngliche Planzeichner des Staatsstreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, so hatte derselbe in seiner Eigenschaft als Präfekt von Toulouse seine Staatsstreichsrittersporen verdient, indem er daselbst eine „Verschwörung" entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derselben verhaften ließ. Leider wußte ein ungeschickt-ehrlicher Staatsanwalt in die gesellschaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „O, seien Sie ganz ruhig," sagte Monsieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen sehr gewandten Polizeiagenten, welcher es schon zu machen wissen wird, daß man bei den Beschuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet." Der ungeschickte Staatsanwalt schlug beim Justizminister Lärm und das Ende vom Liede war die Absetzung des allzu amtseifrigen Präfekten. In tiefster Seele gekränkt, eilte Herr de Maupas in's Elysée, schüttete sein Herz aus und wurde vollkommen verstanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präsident den zu Toulouse verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählte man sich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es sind diese und ähnliche Historien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen von seiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umstürzer aller heiligen Ordnungen." Im übrigen können wir des etwas unreinlichen Geschäftes, die Charakterskizzen der Katilinarier vom December zu zeichnen, uns entschlagen. Hat

doch der alte Sallust diese Arbeit schon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptsache war selbstverständlich die Bonaparteisirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieser Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unterofficiere und Soldaten der in und um Paris liegenden Regimenter war mittels Wein- und Cigarrenspenden, mittels geschickter Beschmeichelungen, sowie mittels lockender Wiederbelebung der napoleonischen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement sehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entscheidungsstunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker“ nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfässern, so war die Gesellschaftsrettung von dieser Seite her gesichert. Aber man mußte auch Generale und Stabsofficiere haben, damit nicht etwa die Truppen im entscheidenden Augenblick aus Respekt vor der Disciplin dem Einflusse der parlamentarischen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflo, Lamoricière u. s. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Aussicht; denn jeder derselben trug sich ja ebenfalls mit dem stolzen Gedanken, in *seiner* Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und sie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präsidenten nicht zu Werkzeugen desselben geeignet. Man wußte sich aber zu helfen. „Wie wär' es“ — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?“ Ein großer Gedanke! Monsieur Fleury, ein pariser Kaufmannssohn, welcher nach rascher Verschwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter“ Kavallerieofficier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz schickte den „Brillanten“ nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant“ erfüllt ward. Dieser Auftrag ging dahin: Generale, Oberste und andere Stabsofficiere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der

Hand auf Kredit, aber doch unter ganz bestimmten Zusicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Pensionen u. s. w. Ein Monsieur P. Mayer, vom 2. December selbst zum officiellen Historiographen des 2. Decembers bestellt, hat das in seiner „Histoire du Deux Décembre“ mit so unnachahmlicher Grazie beschrieben, daß man ihn schlechterdings selber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsstreich — colonel) fut chargé d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; généraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincu. C'est ainsi que les cadets (d. h. die jüngeren der sogenannten „afrikanischen“ Generale und Obersten) devinrent les aînés.“ Also wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er schlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen diesen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Espinasse, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boisse, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levasseur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und keiner von allen diesen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umsturze der beschworenen Verfassung, der gesetzmäßigen Zustände seines Vaterlandes sich gebrauchen zu lassen? Keiner! Die militärischen Hauptrollen im Gesellschaftsrettungsstück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminister, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris versammelten Soldateska machte. Wie diese beiden, that sich als besonders brauchbar und „sympathique“ auch Canrobert hervor und es war nur billig, daß nachher alle drei Decembristen zu Marschällen von Frankreich

avancirten. Dagegen ist es eine schnöde Ungerechtigkeit gewesen, daß Espinasse, welcher doch wahrlich keinem der Decemberhelden an Eifer und Hingebung nachstand und als ein wackerster Katilinarier sich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton" erhielt.

„Man muß ein Ende machen!" hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud gesagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demselben Palast von St. Cloud hielt in den ersten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathschlag mit Persigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie sein Brumaire in Scene gehen sollte. Man kam hierüber noch zu keinem bestimmten Entschluß und Beschluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminister Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptsächlich deßhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, sondern erst etwas später — nämlich erst dann, als gewisse „Mißgriffe", die ihm zu Orleansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Presse zur Sprache kamen — vollständig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staates sich berufen fühlte. Die Verschiebung des Staatsstreiches wurde übrigens der Sache des Prinzen höchst vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zusammengetretenen Nationalversammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derselben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatsächlich beseitigten allgemeinen Stimmrechts vorschlug. Noch mehr, er konnte der Mehrheit der Versammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angst vor dem bevorstehenden Staatsstreich, von welchem man als von einer selbstverständlichen Sache ganz offen

sprach, der Niederträchtigkeit sich unterziehen, zu Gunsten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präsidenten eine Verfassungsrevision zu beantragen, um denselben von gewaltsamen Absichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieser Richtung fanden nach dem 17. November statt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentarischen Schwätzern und Intrikanten überhaupt nichts mehr wissen. Seine Anstalten zum großen Gesellschaftsrettungsputsch waren getroffen und er konnte gewiß sein, mit Hilfe seiner Katilinarier seine Absichten viel rascher und vollständiger zu erreichen als mit Hilfe der Orleanisten, Bourbonisten, Jesuiten und sonstigen „Honetten" der Nationalversammlung. Er wußte, daß Frankreich dieser Karikatur von Republik, welche die schlimmsten Eigenschaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität" zu sichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, satt und übersatt war. Er wußte, daß die Franzosen, deren überwiegende Mehrzahl, des Lesens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwissenheit vegetirt, nicht nur nicht sich selbst regieren könnten, sondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieses Volk, welches despotisch beherrscht, aber mit Geräusch, Glanz und Gloire repräsentirt sein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phrasen von den „großen Principien von 1789", die passendste Staatsform, d. h. Zwangsjacke sei, und so verschritt er getrost dazu, den „Rathschluß der Vorsehung" in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Decembers von 1851 hielten die „Burggrafen" (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's

abenteuerlich verzwicktem und verrücktem Trauerschauerspiel die Chefs der royalistisch-jesuitischen Mehrheitskabalisten der Nationalversammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam selbstverständlich nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man sich müde geschwatzt hatte, nicht laut, aber doch stillschweigend die Resolution stellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raison annehmen und uns bei seiner vorhabenden Gesellschaftsrettung ein bißchen mitagiren lassen wollte!“ Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte ist nicht nur entschlossen, euch nicht mitagiren zu lassen, sondern auch, euch so zu schurigeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Lust vergehen muß, euch späterhin mit ihm zu „ralliiren“. Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Lust dazu vergehen. Da ist z. B. eine Grundsäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geschurigelter Christ die Ruthe des Schuriglers küssen und erst später, als der 2. December seiner „guten Dienste“ schlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einsicht kommen, daß er seinen glühenden Lob- und Preispsalm auf den Decemberputsch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angestimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen gesinnungstüchtigen Purzelbaum schlagen und als Lobpsallirer der „Freiheit Englands“ sich aufthun. Ein napoleonisches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armsäligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittels eines vom 2. December datirten Dekretes zu begnadigen ....

Zur selben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers schwatzten, überschüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs sitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wußte, daß derselbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas sitzen würde. Sie spielten ihr Spiel gut,

die Decemberspieler, das muß man sagen! Am besten von allen hat nach übereinstimmenden Zeugnissen Morny gespielt und das alte günstige Vorurtheil für „Kinder der Liebe“ vollkommen gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einsatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der scheinbar lässigen, aber in Wahrheit wohlbemessenen Eleganz eines Grandseigneur des Ancien Régime wie eine Whistpartie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verschwunden sein, wie Katilina vor Zeiten bei Pistoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Decemberorden, Fialin, sich nennend de Persigny, durfte sagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerke von dannen“ [1]). Mit solchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung besserer die Weltgeschichte häufig genug; nie aber arbeitet sie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzministern“.

Es war ein Montagsabend, nach der im Elysée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präsidenten. Die Säle stralten von Lichtern, die Gesellschaft war sehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder spielte wenigstens den unbefangen Heiteren ganz gut. Von irgend einer Veranstaltung, welche auf das Bevorstehen von Ungewöhnlichem hätte schließen lassen, keine Spur. Derweil man aber im Elysée plauderte, scherzte und lachte, war Palatin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieser denkwürdigen Decembernacht geschehen sollte, den „nervus rerum“ herbeischaffen sollte. Das Objekt dieser Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Goldrollen und Banknotenbündeln unser Ritter gerade so viel, nicht um ein Tüpfelchen

1) Und so thaten sie oder vielmehr so wurde ihnen gethan. Fialins Prophezeiung ist zur Erfüllung gekommen: — in dem weltgeschichtlichen, unerhörten Feuerwerke „Sedan“ ist die Decemberbande von dannen gegangen worden.

weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris sich duckender Einbrecher und Räuber. Es soll auch, sagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und bestimmt die Galeerenstrafe gesetzt sein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannschaft unternehmen, als Brecheisen eine Kompagnie Chasseurs de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einsacken und fortschleppen kann, so bekommt das Ding denn doch einen ganz andern Anstrich und Namen. Es kann dann nicht mehr und nicht weniger sein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Gesellschaft. Es ist auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Persigny zum Ambassadeur Sr. Allerchristlichsten Majestät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchst tugendsame Königin Viktoria und eine höchst tugendstolze britische Oligarchie-Kaste, welche mitsammen es für sehr unsittlich und gottlos halten, wenn der Kristallpalast am Sonntage den arbeitenden Klassen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, sagen wir, besagte Königin und besagte Kaste irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. December höchst zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktischen“ Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralkodex, dein Name ist Lüge! Du bist nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hilfelosen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerseits hohnlachend zerreißen, wo sie es auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungestraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt alles.““

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Gesims eines Kamins im großen Empfangsal gelehnt, welcher voll von Gästen war, den Oberst Vieyra zu sich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalstabs der

pariser Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel“ — sagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne“ — „sind Sie Ihres Gesichtes hinlänglich Meister, um demselben den Eindruck einer großen Ueberraschung nicht anmerken zu lassen?“ — „Ich glaube wohl, mein Prinz.“ — „Desto besser.“ Und, also erzählt uns Monsieur Mayer der Officielle, und mit einem noch lustigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui“) fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan!... Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie sind ein fester Mann. Können Sie mir dafür stehen, daß morgen früh der Generalmarsch nirgends geschlagen werden und keine Zusammenberufung der Nationalgarde statthaben wird? — „Allerdings, falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe.“ — „Benehmen Sie sich hierüber mit dem Kriegsminister und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben.“ Und den spanischen Gesandten, welcher sich näherte, beim Arme nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ sich mit denselben in ein heiteres Geplauder ein. Also die „bewaffnete Bourgeoisie“, die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er sich anschickte, „Frankreich und die Christenheit (la France et la chrétienté) zu retten“ — wie uns Mayer der Officielle versichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoisie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Despotismus die Bourgeoisie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz seine Gäste und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald aber erschien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum“ sei beschafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden sich im Elysée. „Gut, beginnen Sie mit diesen Waffengattungen den Kampf!“ Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will sagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er schon am Bette des Obersts Espinasse, welchen er mit den

Worten weckte: „Morgen sind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier 100,000 Francs in Banknoten, bald ebensoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalversammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quästoren derselben.“ Welcher Espinasse könnte solcher Beredsamkeit widerstehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredsame Monsieur Fialin etwas später auf der Place de la Concorde sein Hunderttausendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerstand demselben nicht. Später hieß es, dem genannten General sei auch ein Pferd, welches ihm während der Gesellschaftsrettungsschlacht erschossen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, so kam der goldtriefende Decemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quästoren der Nationalversammlung zum Schutze derselben bestellt war. Da stoben dem freigebigen Manne die Tausende und Hunderttausende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerspitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Leutnants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Gesellschaft nicht umsonst! Der gewandte Seelenkäufer und seine Kommis fanden in den Kasernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen sie aber doch — wunderbar zu sagen! — auf einen „Ideologen“ in Uniform. In Wahrheit, da und dort stieß ein Sergeant, ein Leutnant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garnison von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Christenheit“ sich „entflammt“. Das sind die Wunder der Disciplin und Subordination. Ah, wir haben es weit gebracht im Christenthum in diesen achtzehn Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung!

Im Kabinette des Prinzen trafen inzwischen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig", versichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutsame Rolle gespielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befestigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen." Der Herr Kriegsminister soll eine bare Million in seiner Tasche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für sich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzustellen. Dem Monsieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch sei es ihm durch seine Mitverschworenen, insbesondere durch den kühnen Morny, wieder leidlich im Brustkasten befestigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läßt sich aus den Folgen mit Bestimmtheit errathen; über das wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monsieur Fleury in dieser Nacht für Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterließ Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Decemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Officier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplotte war. Die zum voraus konsignirten Setzer und Drucker mußten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne weiteres jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern." Ein sehr deutlicher

Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Officielle zu rühmen nicht unterlassen hat. Derselbe edle Historiograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeste des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Decembers Paris und Frankreich überrascht werden sollten, gedruckt wurden, nicht umhin, also seiner lyrischen Ekstase Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhme des menschlichen Gedankens war der erste Akt des 2. Decembers kein Kanonenschuß, sondern" — (sit venia verbo) — „ein Presseschuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das trostvolle Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbesagter Blutmesse nämlich. Es wird erzählt, aber in verschiedener, sogar in sich widersprechender und demnach wenig glaubwürdiger Weise, daß im letzten Augenblicke, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verschworenen sich trennen und an's Werk gehen sollten, der Prinz oder nach anderer Version sein Halbbruder Morny plötzlich schwankend geworden sei. Da habe aber der inzwischen im Elysée erschienene Fleury den Schwankenden beiseite genommen und, ein Pistol ziehend, demselben gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich ins Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Socialdemokraten, welche mit Hilfe

„fremder Flüchtlinge“ zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. December kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische“ Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „socialdemokratische“. Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreiches, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes“ wußten, mußten wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verrathes sich hergeben sollten; aber alle erklärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflo, den Oberstleutnant Charras, den Kapitän Chollat und den Leutnant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Nadaud. Alle diese „unverletzlichen“ Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umständen, welche komisch gewesen sein würden, wenn sie nicht brutal gewesen wären. Unter den nach Mazas Geschleppten befand sich auch Herr Thiers, und falls die Entrüstung darüber, daß der alte Mann daselbst der Gegenstand höhnischer Insulten von seiten des Gefängnißpersonals war, irgendwie Raum hierfür ließe, so könnte man sich einer unwillkürlichen Anwandelung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe“ dem geschichtef—indenden Vergötterer

des „Onkels“ Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Wesen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte ... Zugleich mit den Volksrepräsentanten wurden zuvörderst auch etliche siebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energischer Widerstand gegen den Staatsstreich zu erwarten war. Sie wurden sammt und sonders deportirt, ohne Proceß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein das wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. December, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod“ — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi).“ Nein, wir wollen es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Decembernacht auf der schweigenden Hauptstadt Frankreichs, als um die sechste Morgenstunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort vom Mont-Valerien rollten. Zur selben Zeit bezog Forey den Quai d'Orsay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verstärkt war, die Umgebungen des Palais Elysée besetzte. Zur selben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermassen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und diese Papiermassen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuserwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des französischen Volkes.

Der Präsident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalversammlung ist aufgelös't.
2) Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt.
3) Das französische Volk wird zwischen dem 14. und dem 21. December an seine Abstimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszustand ist im ganzen Umfange der 1. Militärdivision verhängt (d. h. über Paris und zehn benachbarte Departements).
5) Der Staatsrath ist aufgelös't.
6) Der Minister des Innern ist mit dem Vollzug dieser Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elysée, am 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern
de Morny."

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Decembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiscirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzu groß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bildungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und

Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägte sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistophelischem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebte. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Decemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das französische Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob sich der prinzliche Satiriker zur Zenithhöhe souveräner Menschenverachtung. Denn wie unsäglich mußte der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demselben den Fuß gewaltsam auf den Nacken setzte, den sarkastischen Hohn zuschleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkespinner und Verschwörer in der Nationalversammlung zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und seine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen.“ Und wie mußte der eine Soldateska verachten, welcher an sie, nachdem er sie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, seid stolz auf eure Mission! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um dem Grundgesetze des Landes Geltung zu verschaffen, der Nationalsouveränetät, deren legitimer Repräsentant ich bin.“ Der Staat bin ich! sagte jener Louis Bourbon. Ich repräsentire den Willen

der Nation! sagte dieser Louis Bonaparte. Und beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, desto lieber und leichter schluckt bekanntlich der Köhlerglaube sie hinunter. Aber wir vergessen, daß fünf Millionen und mehr französische Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und bestellt hatten. Louis Bonaparte legte sein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigstens eine große Anzahl seiner Wähler dasselbe verstanden wissen wollte; allein man muß billiger Weise in Rechnung bringen, daß, wie jedermann weiß, Dame Exegese eine Wachsnase besitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juristen, so auch unter denen von Politikern die absonderlichsten Formen und verwundersamsten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Decembermänner, von vornherein nicht nur entschlossen, sondern auch unbedingt darauf angewiesen, alles an alles zu setzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerstand niederzuschmettern, mit kaltblütigster Umsicht getroffen und setzten dieselben mit einer Energie in Vollzug, welche sich schlechterdings nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaden: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Gesellschaft, was alles sich zusammenfaßte in dem Stichwort: Unbeschränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präsident und dann Kaiser heißen soll. Der unvergleichliche Officielle, Monsieur P. Mayer, welcher, Jude von Geburt, Deutscher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in seiner hofhistoriographischen Person den deutschen Bedienten mit dem französischen Mouchard so schön vereinigt, er hat die Philosophie der Gesellschaftsretterei in wahrhaft lapidarischer Sprache also geoffenbart: — „Wollte man sich nicht einer schmählichen Niederlage bloßstellen, so mußte man nicht nur zuvorkommen, sondern auch schrecken (ne pas seulement prévenir, mais épou-

vanter). In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, sondern man schlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, sondern stürzt sich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, so war es! „Man muß den Royalisten Furcht einjagen!" sagte der Septemberschrecken von 1792. „Man muß den Royalisten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Parisern und Pariserinnen, man muß aller Welt Angst einjagen!" sagte der Decemberschrecken von 1851. Und also geschah es. Laßt unsere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgestellt ist, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln" zerbrechen und den Inhalt rechts und links verstreuen, laßt hübsche Dirnen im Marketenderinnenaufzuge Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfestorgie der „Rettung Frankreichs und der Christenheit" anheben. Wir wollen schrecken, beben vor nichts zurück und sind auf alles gefaßt, selbst auf äußerste Nothfälle.

In Wahrheit, das waren sie, und es ist daher wohl mehr als eine „böswillige" Sage, daß der Kriegsminister de Saint-Arnaud einen schriftlichen Befehl in der Tasche gehabt habe, die verhafteten Officiere und Volksvertreter, so es nöthig, erschießen zu lassen, sodann im Nothfalle mit den Truppen auf das Palais Elysée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts sich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieses Aeußerste, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutte der Hauptstadt aufzupflanzen, erwies sich nicht als nöthig. Denn der Widerstand, welchen die Gesellschaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derselbe zunächst von der Nationalversammlung aus, welche sich so unceremoniös an die Luft gesetzt sah. Sie machte nun aber die unliebsame Erfahrung, welche schon so unzählige male gemacht

worden ist, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatsache. Die Herren Dupin und Daru, Präsident und Vicepräsident des Parlements, sahen sich, als sie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Versuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarstes und beliebtestes Geschäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Protest zu erlassen, mittels des Arguments gefällter Bajonnette barsch zurückgewiesen. Herr Dupin, welcher sich nachmals, sobald es die „Honnettität“ erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsstreichsprinzen hergab, sagte zu den Säbelschleppern: „Das Recht ist für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen.“ Etwas später fanden sich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalversammlung in der Mairie des 10. Arrondissement in der Rue Grenelle zusammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorsitze von Benoit d'Azy beschlossen diese „Honetten“, daß der Präsident der Republik abgesetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweisen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt sei. Etwas Hochkomisches hatte es, daß die Ergebnisse dieser zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geschworenen Bourbonisten Berryer, den berühmtesten Chef des legitimistischen Royalismus, zum Fenster hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Historia ist doch ein witziges Weib! Nachdem aber der erfolglose Schwatz — denn niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erschienen zwei Polizeikommissäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faßten die Versammlung, als dieselbe sich nicht freiwillig zerstreuen wollte, ab und führten sie nach der Kaserne am Quai d'Orsay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerensträflingen bestimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geschafft wurden. Ueberhaupt that der Decemberschrecken

mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängnisse in Paris, die Kasematten der Forts ringsher füllten sich mit Massen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Gesammtzahl der Verhafteten ging in die tausende. Denn wie der Septemberschrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig“ angesehen hatte, so betrachtete der Decemberschrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im massenhaften Einthürmen — immerfort, versteht sich, zur Ehre der Gesellschaftsrettung.

Aber diese sollte sich noch viel drastischer manifestiren! Es galt ja, zu „schrecken“. Der Bonapartismus wollte sich so recht mit „Eclat“ inthronisiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel sein Auferstehungsfest begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu solchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gasse geworfenen Nationalversammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten“ im Juni von 1848 das Volk niedergekartätscht und im Mai von 1850 seines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn diese Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder nichts. Wie, für orleanistische Tribünecharlatane à la Thiers, für bourbonistische Deklamatoren à la Berryer, für Pröze à la Faucher, für Jesuiten à la Falloux sollte das Volk sich schlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigstens nicht in Masse. Im Gegentheil, das in den Massen vorherrschende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten“ Gaukler, Ränkespinner und Verräther ein noch viel „honetterer“ gekommen. Auch verfehlte der schlaue Paragraph im Staatsstreichsdekrete, kraft dessen das allgemeine Stimmrecht wieder hergestellt wurde, seine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieser schwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!" riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, schon am 2. December einzelne Scharen gegen die Gesellschaftsrettung in's Feld, will sagen auf Barrikaden zu stellen. Am folgenden Tage gewann es sogar den Anschein, als wollte der Widerstand großartige Verhältnisse annehmen. Man schlug sich in den Vorstädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blousenleute spottlächelnd sagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackstiefeln", d. h. die Massen betheiligten sich nicht. Außerdem hatten die Gesellschaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Bestie im Soldaten zur wildesten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigersprünge.

Am 4. December war der Widerstand in den genannten Quartieren schon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verspüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geschreckt" worden. Daher sollte der Gesellschaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran sei, sie zu „retten", und wollte der Decemberschrecken schlechterdings in seiner ganzen Macht und Pracht sich sehen lassen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards" nannte. Der weinselige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zufolge, wie sie in der Atmosphäre von Staatsstreichen ungreifbar flattern, eine in Paris lebende vornehme Russin eine Schäferstunde als Siegespreis für diese Heldenthat ausgesetzt haben soll, besorgten heroisch dieses Schreckgeschäft. Tausende und wieder tausende von

Neugierigen, waffenlos, fragend, schwatzend, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelsignale und Trompetenstöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie sagt Monsieur P. Mayer der Officielle? „In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, man schlägt zu."

Ja, man schlug zu. Die Boulevards entlang zwischen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin ras'te das Gemetzel am fürchterlichsten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenlosen, von Greisen, von Frauen, von Kindern noch am Abend so hoch, daß Vorübergehende durchwaden mußten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht" standen. Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!" schrieen Officiere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!" schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenlosen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Decemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein Hunderte und wieder hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Also wurden die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, also ward die Gesellschaft gerettet und Louis Bona-

parte zum unumschränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, ist legitim!“ hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, ist vernünftig!“ hat das große Kathederlicht Hegel gesagt. Der Staatsstreich vom 2. December war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus ist eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich ist er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie mancher wähnt den Feind zersplittert,
Indeß die Nemesis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mochte da und dort ein einsamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolge, — habe Seine Hoheit der Despotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denselben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, sein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwandte, aus dieser schon den nahenden Donnerschritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, diese Einsamen sind nur „Ideologen“, Principienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich nichts zu schaffen hat. Diese, die Realpolitik, welche die Thatsache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeschichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, sie hat die Decembristen nicht allein absolvirt, sondern auch beatisirt und glorificirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit zweierlei. Erstens, daß Napoleon der Dritte in den achtzehn Jahren, binnen welcher er Frankreich beherrschte, den Beweis geliefert habe, daß es noch keiner so gut wie er verstanden, über Franzosen zu herrschen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar

kostbares Element in dem Gährungsproceß unserer Zeit. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa sicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie sie dem Sturze Napoleons des Ersten gefolgt war, zurückgesunken. Der Decembermann hat die Völker wacherhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereindufeln bewahrt.

Der Historiker von wirklichem Beruf also, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menschen, sie begreifen unschwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleonischen Kaiserthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anstehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Diese Sünden zu strafen und mittels solcher Vergeltung, wenn auch unbewußt und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu schaffen, das war des zweiten Empire Bestimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte carische Knute, welche die ... (ihr wißt schon!) ... in ihres angestammten Nichts durchbohrendem Gefühle so lange mit brünstiger Andacht geküßt hatten, zerbrochen und wie er den luciferisch hoch- und übermüthigen britischen Leoparden dahingebracht hat, als sein wohldressirter Pudel sich zu gebaren, so wird man schon zugeben müssen, daß der Neffe des Onkels denkende Menschen von der unheilvollen Bestrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderstehlichen russischen Macht und von der unübertrefflichen englischen Staatsverwaltung glücklich erlös't habe. Und wer könnte im Ernste bestreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es gewesen, welcher der armen schönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß sie sich der kroatischen Nothzucht und der bourbonischen Folterung erwehren konnte und sogar Muth, Kraft und Entschluß zu sammeln vermag, die gräuliche Riesenwanze, so auf den sieben Hügeln stinkt, eines Tages zu zerquetschen.

„Doch“ — so hör' ich einwerfen — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleonische Wesen widerspricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutsche sie verstehen und besitzen“ . . . O, Himmel, die specifisch deutsche Sittlichkeit! Geht doch, es ist ja nichts dahinter als Selbsttäuschung und Phrase. Die wirklichen und wahrhaften Kardinaltugenden unseres Volkes: — der idealistische Hang und Drang, die unverwüstliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitslust — sie mögen und sollen gepriesen werden, so lange eine deutsche Zunge sich rührt und eine deutsche Hand die Feder führt. Aber das Gedale von und das Geprale mit einer sittlichen Quintessenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutschen verliehen worden sei, ist eitel Katheberdünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenstatistik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatsache, daß Deutschland die ruchlosesten Giftmischerinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet sich mit Ekel und Entrüstung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beschmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutschen Wesen darzubringen jetzt in Deutschland Mode geworden ist und unserem Volke die Binde unseliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleistern möchte. Freilich, es ist nicht allein der Könige, sondern auch der Völker Unglück, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem soll der rechte Patriot nimmer ermüden, seinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbstgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartschwieligen Arbeitshänden und der edeln Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr seid keineswegs vor andern civilisirten Völkern mit „Sittlichkeit“ begnadet, und was auch schlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorschmeicheln mögen, bis zu dieser Stunde ist

eine herbe Wahrheit das herbe Wort Göthe's: „Die Deutschen sind als Individuen meist respektabel, als Volk miserabel."

Ach, und wie miserabel! Wo blieb denn so oft unser Nationalgewissen? Wo der vielbesungene „Männerstolz vor Königsthronen"? Es steht uns fürwahr gut an, über die französische „Unsittlichkeit" zu schelten, welche den Staatsstreich vom December geduldet und das Wiederkommen des Napoleonismus zugelassen habe, ja wohl! Wo ist denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutsche „Sittlichkeit" nicht geduldet und zugelassen, wo eine stupide Hintansetzung unserer handgreiflichsten Interessen, eine schnöde Mißhandlung unserer heiligsten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unserer theuersten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutsche mit der ganzen Gelassenheit des Stumpfsinns zugesehen, als nach der mißglückten deutschen Viertelsrevolution von 1848 die Vertheidiger der sonnenklaren Rechte der Nation, hunderte, tausende schlechtester wahrlich nicht, sondern bester Söhne unseres Landes — die „besten" Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren" standen daneben, mit schlechtverhaltener Freude sich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäusern zu schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fisches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick solcher „Sittlichkeit" nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren Glauben an den unhemmbaren Vorschritt der Menschheit und demnach auch ihres Volkes unwankbar, sie werden beim Rückschauen auf das, was alles die „sittlichen" Deutschen nur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts über sich ergehen ließen, ungestraft, ungerächt und ungesühnt über sich ergehen ließen, in finsteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt sinken lassen oder aber zornvoll miteinstimmen in des sterbenden Talbot Verzweiflungsschrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!“

Das Trauerspiel in Mexiko.

Δράσαντι παθεῖν —
Aeschylos.

1.

Von Miramare bis Veracruz.

Am 14. April von 1864 waren vom Frühmorgen an der Landweg und der Seeweg, welche von Triest nach dem Felsenschlosse Miramare führen, durch Wagen und Boote ganz ungewöhnlich belebt. Es galt ein Lebewohl zu sagen und zu empfangen. Der Erzherzog Maximilian von Oestreich, welcher jetzt Kaiser von Mexiko hieß, wollte heute mit seiner Frau Charlotte auf der östreichischen Fregatte Novara nach Amerika sich einschiffen, nachdem er fünf Tage zuvor in Gegenwart seines Bruders, des Kaisers Franz Joseph, seinen agnatischen Rechten auf den Thron von Oestreich feierlich entsagt hatte, — sehr ungern freilich und nach mancherlei Verzögerung.

Die Morgensonne lag golden und warm auf dem Blau der Adria, die Gestade standen in Blüthenpracht. Ein Reisetag voll glücklicher Vorbedeutungen also. Wie trügerisch sie waren, hat wohl keiner der Herren und keine der Damen geahnt, welche in den Sälen von Miramare der Abschiedsgala anwohnten, und wohl auch

niemand unter der wimmelnden Menge, welche neugierig die Zugänge des Schlosses umdrängte.

An der Spitze einer gemeinderäthlichen Abordnung erschien der Bürgermeister von Triest und übergab eine mit 10,000 Unterschriften versehene Abschiedsadresse. Adressenhumbug gehört nun einmal in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu jeder kleinen oder großen Haupt- und Staatsaktion. Möglich jedoch immerhin, wahrscheinlich sogar, daß diese triester Adresse aufrichtiger und ernster gemeint war als die, welche am 10. April eine mexikanische Abordnung, deren Sprecher Señor Gutierrez d'Estrada gewesen, dem Erzherzog überbracht hatte, zum Beweise, daß selbst der kolossalste Schwindel in der Brusttasche eines schwarzen Frackes bequem platzhabe. Denn diese Adresse enthielt ja nichts kleineres als die angebliche, noch dazu „begeisterte" Volksabstimmung, kraft deren Maximilian zum Kaiser von Mexiko berufen wurde.

Der Erzherzog brach in Thränen aus über die Ansprache, womit der Bürgermeister die Uebergabe der Abschiedsadresse begleitete, und der ganze Auftritt war ein so rührender, daß, wie eine mitdabeigewesene Dame, die Gräfin Paula Kollonitz [1]), uns versichert, „beinahe kein Auge trocken blieb". Das einzige nichttrügerische Omen dieses Apriltags.

Nur mit Mühe konnte sodann das erzherzogliche Paar durch den menschenwimmelnden Hof und die Treppe zum Landungsplatze hinabgelangen. Es wurde auf diesem Gange mit Segensworten, mit Glückwünschen und mit einem Blumenregen förmlich überschüttet. Endlich gelang es, das von einem rothen Sammetbaldachin überspannte Boot zu besteigen, welches den Erzherzog und seine Gemahlin an Bord der Novara brachte, die mit anderen Kriegsschiffen, worunter die französische Fregatte Themis, in großem Flaggenschmucke draußen lag. Die Einschiffung ging vor

1) „Eine Reise nach Mexiko i. J. 1864."

sich, die Musikbanden der Schiffe spielten, ihre Breitseiten donnerten, vom Ufer her scholl langnachhallender Evvivaruf. Die vorhin genannte Dame aber will in dem Augenblick, als Maximilians Fuß „die alte liebgewohnte heimatliche Erde“ verließ, in innerster Seele empfunden haben: „Wer weiß, ob er sie jemals wieder betreten wird?“

Die Novara setzte sich in Gang, gefolgt von der Themis, welche den Schattenkaiser von Napoleons des Dritten Gnaden eskortiren sollte, — ach, ja wohl „eskortiren!“ Sie gab ja dem Werkzeug und Opfer napoleonischer Politik die Eskorte zu einem blutigen Grabe.

Bei klarem Wetter und gutem Winde wurde das adriatische Meer durchschifft und die Südspitze Italiens umfahren. Am 18. April liefen die beiden Fregatten Civita Vecchia an. Das erzherzogliche Paar ging mit seinem Reisegefolge an's Land, um einen Abstecher nach Rom zu machen. Aus persönlichen und politischen Gründen. Angeborene und anerzogene Devotion ließen den Erzherzog den Segen des Papstes zu seinem Unternehmen begehren und dann gab er sich auch der Täuschung hin, dieser Segen würde seiner Goldschaumkrone in den Augen der Mexikaner einen ganz besonderen Nimbus verleihen.

Wir wissen nicht, ob sich dem Schattenkaiser die ganze Wucht, womit die französische Oberherrlichkeit vom Anfang bis zum Ende auf dem von ihm unternommenen Abenteuer lastete, etwa schon bei der Landung in Civita Vecchia fühlbar gemacht habe. Wohl aber wissen wir, daß Menschen mit sehenden Augen und hörenden Ohren im Reisegefolge den widerwärtigen Druck dieser Wucht schon bei dieser Gelegenheit sehr verspürten. So die Gräfin Kollonitz, welche von der Landungscene sagt: „Von den Schiffen und Forts donnerten die Geschütze auf sinnverwirrende Art, und als wir das Land erreichten, bliesen und trommelten die Päpstlichen und die Franzosen um die Wette. Letztere proklamirten das

„Par la grâce de l'empereur des Français“ auf alle mögliche lärmende und auffallende Weise; ihre Truppen bildeten Spaliere, ihre Säbel und Bajonnette grüßten uns, ihre Wagen nahmen uns auf, ihre Arme geleiteten uns; es war ein Lärmen und Drängen, ein Schießen und Schreien, ein Klirren und Stampfen, ein Blinken und Winken, um den Verstand zu verlieren.“ Gut wenigstens, daß die arme Dame die grotesk-unflätigen Witze nicht hörte oder nicht verstand, welche der rothhosige Wachtstubenesprit bei dieser Gelegenheit über die neuen Argonauten vom ersten bis zum letzten losließ.

In Rom hatten der Erzherzog und seine Frau während eines zweitägigen Aufenthalts allerhand kirchliche und weltliche Ceremonien durchzumachen. Pius der Neunte arbeitete damals mit seinen Vertrauten an jenen Wunderwerken von „Encyklika“ und „Syllabus,“ welche, neun Monate später proklamirt, im civilisirten Europa kein geringeres Aufsehen und Erstaunen erregten, als wie wenn ein Hunderttausend Don Quijotes in voller Mittelaltergala und mit Mambrinushelmen auf den Narrenschädeln plötzlich in unsern Erdtheil eingeritten wären. Von dieser sinnreichen Arbeit müssigte sich der Pontifex Maximus so viele Zeit ab, um dem erzherzoglichen Paare allerhöchsteigenhändig die Abendmahlshostie und dem Gefolge seinen Fuß zum Kusse zu reichen. Er that sogar noch mehr, nämlich eine Ansprache an den „par la grâce de l'empereur des Français“ gekaiserten Prinzen und dessen Gemahlin, worin er beiden „im Namen des Herrn das Glück der ihnen anvertrauten katholischen Völker“ empfahl, beifügend: „Die Rechte derselben sind groß und man muß ihnen genügen; aber größer und heiliger noch sind die Rechte der Kirche.“ Das wollte sagen: Vergeßt nicht, dem mexikanischen Klerus die Güter und Reichthümer zurückzuerstatten, welche die dreimal vermaledeiten Liberalen denselben genommen haben; das ist die Hauptsache! Freilich, dies hieß geradezu Unmögliches fordern; allein der Statthalter Gottes

auf Erden hat doch wohl das Privilegium, Unmögliches (unbefleckte Empfängnisse, Unfehlbarkeiten u. dgl. m.) für möglich und umgekehrt Mögliches (z. B. eine etwas weniger bestialische Regierung des jetzo verflossenen Kirchenstaats) für unmöglich zu erklären. Handelt es sich darum, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit mit stupider Encyklika-Faust ins Gesicht zu schlagen, oh, da ist die Kurie sofort mit einem „Volumus", handelt es sich aber darum, der Unvernunft und Barbarei auch nur den kleinsten Abbruch zu thun, da ist sie eben so schnell mit ihrem „Non possumus" bei der Hand. Sie muß so reden und thun, sie kann gar nicht anders. Das Papstthum, eine Schöpfung einer finstern und ruchlosen Zeit, ist gegenüber der Vernunft, der Wissenschaft und Humanität ein versteinertes Non possumus. Nur ein so gedankenloser Phantast, wie Pius der Neunte beim Beginne seines Pontifikats einer gewesen ist, mochte sich eine Weile der Täuschung hingeben, aus diesem Petrefakt einen die Bedürfnisse der Gegenwart stillenden Quell herausschlagen zu können.

Ob Maximilian dem Papste irgendeine auf Zurückerstattung der säkularisirten geistlichen Güter in Mexiko abzielende Zusage gemacht habe oder nicht, ist streitig. Die Frage dürfte jedoch im verneinenden Sinne zu beantworten sein, wenn man erwägt, daß der Prinz zu jener Zeit eine Politik sich vorgesetzt hatte, welche geeignet wäre, in seinem Schattenkaiserreich die „liberalen" Elemente von der Republik ab und zum Imperialismus herüber zu ziehen. Gewiß ist, daß, wenn der Papst zum Abschiede dem Prinzen seinen Segen gegeben hat, so zu sagen pränumerando als Gegenleistung für die Wiederherstellung des Kirchenvermögens, dieser Segen nicht sehr anschlug. Ueberhaupt stellte es sich bald als ein handgreiflicher Irrthum heraus, wenn man einer Einwirkung der päpstlichen Autorität auf die Mexikaner, Priester und Laien gleichviel, große Bedeutung zugeschrieben hatte. Der Katholicismus der indianischen Stammbevölkerung ist noch heute

das alte, nur flüchtig-christlich überpinselte Aztekenthum, während die spanisch-kreolische Einwohnerschaft, soweit sie inbetreff der Religion nicht gänzlicher Gleichgiltigkeit verfallen ist, ihrem religiösen Bedürfnisse mittels Erfüllung der kirchlichen Ceremonienpflichten vollständig genuggethan zu haben glaubt. Von einem Papalismus im Sinne der Ultramontanen in Europa kann daher da drüben in Anahuak gar keine Rede sein. Nicht einmal bei der Klerisei. Diese gehört auf allen ihren Rangstufen unbestritten zu den bildungslosesten, zuchtlosesten und habgierigsten Pfaffheiten, welche jemals das Antlitz der Erde durch ihr Dasein besudelten. Trotzdem oder vielmehr gerade deßhalb war es ihr im Laufe der Zeit gelungen, ein ungeheures „Kirchengut" in ihren bodenlosen Pfaffensack einzuhamstern, — ein Kirchengut, dessen Werth auf 900 bis 1000 Millionen Francs geschätzt werden muß. Die mexikanische Klerisei, die sich des bekannten guten Kirchenmagens in hohem Grade erfreute, verdaute ohne Beschwerde den Ertrag dieser „apostolischen Armuth". Jedoch nahm das Verdauungsgeschäft so viele Zeit in Anspruch, daß sich die Hochwürdige um anderes nur wenig oder auch gar nicht bekümmern konnte. Auch um den Papst nicht, wie denn Se. Heiligkeit für die mexikanischen Prälaten nur sehr zeitweilig existirte, wann eben diese Existenz gerade in ihren Kram paßte. Dies geschah, als im Jahre 1859 die rechtmäßige Regierung der Republik Mexiko die Einziehung sämmtlicher Güter der „todten Hand" in gesetzlicher Weise verkündigte und durchzuführen begann, damit dieser unermeßliche Schatz, statt wie bisher einer unwissenden, hartherzigen und sittenlosen Kaste zu dienen, dem ganzen Lande zu gute kommen sollte. Dieses Attentat der „ketzerischen Liberalen" machte natürlich die mexikanischen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte aus trägen Genüßlingen im Handumdrehen zu eifrigen Soldaten der streitenden Kirche und als solche erinnerten sie sich denn auch wieder einmal ihres Generalissimus in Rom, welcher von ihnen bestürmt

wurde, alle Furien des Vatikans gegen die neueste Rotte Korah loszulassen, d. h. gegen die Regierung des Präsidenten Juarez ...

Am Abend des 20. April schiffte sich der mit dem päpstlichen Segen ausgestattete Erzherzog wieder in Civita Vecchia ein und vier Tage darauf hielten die Novara und die Themis im Hafen von Gibraltar Rast. Beim Einfahren in denselben erblickte man vom Verdecke der östreichischen Fregatte ein großes Fahrzeug, welches, aus dem atlantischen Ocean kommend, ohne Maste und Takelwerk, ohne Kanonen und Boote, langsam und traurig durch die Meerenge sich schleppte. Es war das italische Kriegsschiff „Il galantuomo“, welches durch Stürme mehrere Monate lang auf dem atlantischen Meere umhergeworfen und kläglich zugerichtet worden war. Gewiß ist es dem Erzherzog und seiner Frau nicht entfernt in den Sinn gekommen, in dem entmasteten, halbzerstörten Schiffsrumpf ein Vorzeichen zu sehen. Und doch sollte das gebrechliche, obzwar fröhlich bewimpelte Fahrzeug der Illusion, auf welchem sie sich nach Atlantis eingeschifft hatten, von den Stürmen, die da drüben ihrer warteten, bis auf die letzte Planke zerstört werden.

Am 29. April hatte das kleine Geschwader Madeira in Sicht und die Reisegesellschaft stattete der Insel einen kurzen Besuch ab. Nach der Abfahrt von Madeira trat an Bord der Novara Kohlenmangel ein und damit die „für das östreichische Gefühl bittere Nothwendigkeit“, sich von der französischen Fregatte, deren „selbstbewußte Superiorität schwer zu ertragen war“, ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Wie wunderlich doch die Menschen sind! Ueber das kleine Aergerniß, daß die Novara von der Themis sich schleppen lassen mußte, ärgerten sich der Prinz und seine Begleiter und Begleiterinnen weidlich; über das große Aergerniß, daß ein Erzherzog von Oestreich am Schleppseile bonapartescher Politik als willenloses Werkzeug in ein zugleich thörichtes und frevelhaftes Abenteuer sich hineinziehen ließ, schwindelten sie alle sich hinweg. Freilich,

Prinzen sind nicht verpflichtet, mehr Logik im Leibe zu haben als andere Menschen; im Gegentheil!

Maximilian hatte zudem während seiner Seereise kaum Muße zu logischen Uebungen. Denn er war, in seine Kajüte zurückgezogen, um und über damit beschäftigt, für sein Kaiserreich, wie er sich dasselbe nach den Schilderungen der am französischen und päpstlichen Hofe sollicitirenden und intrikirenden mexikanischen Glücksritter und Gesellschaftsretterbanditen vorstellte, eine ganze Masse von Gesetzen und Verordnungen zu redigiren, welche ebenso gut oder ebenso schlecht auf Wolkenkukuksheim wie auf Mexiko gepaßt hätten. Während er diese Kaiserarbeit that, war seine Gemahlin Charlotte nicht weniger emsig beschäftigt, in die Kaiserinrolle sich hineinzustudiren, und zwar dadurch, daß sie eine sehr ausführliche Hof- und Palastordnung entwarf.

Der Prinz und die Prinzessin, diese armen „Emperadores" von Bonaparte's, d. h. von Verhuells Gnaden, gingen ihrer Kaiserschaft entgegen, wie Kinder dem Weihnachtstisch entgegeneilen. Verheißungsvoll und lockend schimmert fernher der phantastisch geschmückte Christbaum, aber plötzlich tritt hinter demselben ein ruthenbewaffneter „Butzemann", ein grimmiger Knecht Ruprecht hervor.

Einen ziemlich deutlichen Vorgeschmack tropischer Herrlichkeiten erfuhren die Reisenden während eines mehrtägigen Aufenthalts auf der Insel Martinique. Die farbige Bevölkerung kam ihnen doch sehr farbig vor, farbig bis zum — Riechen. Als die Neger und Negerinnen zu Ehren des erzherzoglichen Paares ihre scheusäligen Tänze aufführten und dazu gorillamäßig brüllten: „Vive l'empereur! Vive la fleur embaumée!" fanden es die Reisebegleiterinnen der bebalsamten Blume, d. h. der Erzherzogin, gerathen, ihre, wie Gräfin Kollonitz bezeugt, „auf das empfindlichste beleidigten" Augen, Ohren und Nasen zu verschließen und zu verstopfen. Göthe's Ottilie hätte hier erst recht

begriffen, was für ein großes Wort sie mit ihrem: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen —“ gelassen ausgesprochen habe.

Am 25. Mai durchfuhr die Novara die Meerenge zwischen dem Kap San Antonio auf Kuba und dem Vorgebirge Katoche, in welches die Nordostspitze von Yukatan ausläuft. Der Busen von Mexiko wurde binnen drei Tagen glücklich durchsegelt. Aber der herrliche Schneeriese, der Pik von Orizaba, der Sternberg („Ciltlatepetl“) der Azteken, leuchtete den Reisenden nicht vom Lande her entgegen. Er war, wie das ganze Land bis zum Meere herab, in Wolken gehüllt. Ein trauriger Anblick, nicht tröstlicher gemacht durch das Auftauchen des Gelbfiebernestes Verakruz aus seinen Sanddünen und Sümpfen. Am Nachmittage des 28. Mai ging die Novara beim Fort San Juan d'Ulloa vor Anker. Der „Emperador“ war im Begriffe sein Reich zu betreten und sein Volk kennen zu lernen.

Welches Reich? Was für ein Volk?

2.

Anahuak und Mexiko.

Die Entdeckung der großen Halbinsel Yukatan durch Hernandez de Kordoba i. J. 1517 vermittelte die Auffindung des Reiches der Azteken, des Landes Anahuak oder Mexiko durch Juan de Grijalva i. J. 1518. Damit war ein Seherwort des unglücklichen Kolon in Erfüllung gegangen, welcher in seinen letzten Lebenstagen so bitterlich es beklagt hatte, daß ihm nicht vergönnt gewesen sei, die Meere im Westen von Kuba zu untersuchen, wohinzu reiche Länder liegen müßten.

Schon der Anblick der Küsten von Yukatan hatte die Spanier mit Staunen erfüllt: denn hier trat ihnen überall die Thatsache einer

Kultur vor Augen, welche den politischen und socialen Zuständen, die sie bislang in der Neuen Welt getroffen hatten, bei weitem überlegen war. Grijalva, welcher an verschiedenen Stellen des mexikanischen Meerbusens landete, überall mit steigender Verwunderung die unverkennbaren Zeichen vom Vorhandensein eines civilisirten und mächtigen Staatswesens wahrnahm und von seinem Tauschhandelsverkehr mit den Küstenbewohnern eine stattliche Ausbeute an kunstvollem Goldgeschmeide und Edelsteinen davontrug, — Grijalva war ohne Zweifel der erste Europäer, welcher seinen Fuß auf den Boden von Anahuak gesetzt und den Verkehr mit den Azteken eröffnet hat. Am 19. Juni von 1518 begab sich der kühne Spanier an's Land, nahezu bei der Stelle, wo nachmals Verakruz angelegt wurde, entfaltete das Banner Kastiliens und ergriff unter den üblichen Bräuchen, wozu auch die Lesung einer Messe gehörte, Besitz von einem Reiche, dessen Ausdehnung er nicht entfernt ahnte und welchem er den Namen „Nueva España“ (Neuspanien) gab. Er ahnte auch nicht, daß sein und seiner Gefährten ganzes Gebaren durch aztekische Stenographen mittels Bilderschrift zu Papier gebracht und diese Depesche mittels einer wohleingerichteten Schnellläuferpost weit landeinwärts befördert wurde, nach Tenochtitlan, der im Hochthale von Anahuak prächtig gelegenen Hauptstadt des aztekischen Staatenbundes, den Moktheuzoma der Zweite beherrschte, in spanisch-wohllautenderer Korrumpirung Montezuma genannt, ein Monarch, welchem die Spanier, nachdem sie mit seiner Macht bekannt geworden, mit Fug den Titel „Emperador“ gegeben haben. Hätte der stupide Fanatismus christlicher Pfaffen, dem Vorgange des ersten Erzbischofs von Mexiko, Don Juan de Zummarraga, folgend, nach der spanischen Eroberung nicht ganze „Berghaufen“ von Rollen und Bänden aus Baumwolle-, Seide- und Aloebastpapier, welche die aztekische Literatur enthielten, dem Feuer überliefert, so würden wir vielleicht eine authentische Schilderung der

Eindrücke und Empfindungen besitzen, die den Aztekenkaiser überkamen, als ihm von der Küste her die verhängnißvolle Meldung gebracht wurde von der Erscheinung der „weißgesichtigen, bärtigen Fremdlinge, welche auf Schiffen mit Flügeln das Meer befuhren, zu Lande auf vierfüßigen Schlangen ritten und in ihren Händen Blitz und Donner trugen". Zu jener Stunde verdüsterte der Schatten, welchen kommende Ereignisse vor sich her zu werfen pflegen („coming events cast their shadow before"), die Hallen der Hofburg von Tenochtitlan und unter den über die finstere Miene ihres Gebieters erschrockenen Kriegern, Priestern und Höflingen ging ein Geraune um von dem geheimnißvollen, weißgesichtigen, vollbärtigen Gotte Quetzalkoatl, welcher in grauer Vorzeit unter den Azteken als Kulturmessias aufgetreten, dann aber auf dem atlantischen Meere gen Osten gefahren war und die Verheißung zurückgelassen hatte, daß er eines Tages mit seiner Nachkommenschaft zurückkehren und sein Reich Anahuak wieder in Besitz nehmen würde.

Dieser unter den bis zur wildesten Grausamkeit, aber auch bis zur opferfreudigsten Hingebung religiös gestimmten und gesinnten Azteken heimische Quetzalkoatl-Mythus erklärt das Wunder der Eroberung Mexiko's durch die Spanier zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theile. Andere Erklärungsgründe sind die kriegerische Genialität, die frevelhafte Skrupellosigkeit und todverachtende Entschlossenheit des Kortez, sowie seine in allen Wassern der schlauesten und gewissenlosesten Politik gewaschene Diplomatie, mittels welcher er Hunderttausende von Indianern, insbesondere die Harste der tapfern Tlaskalaner, unter sein Banner und gegen den herrschenden Stamm der Azteken in die Waffen brachte. Das Reich Montezuma's hatte übrigens keineswegs den Umfang des nachmaligen Vicekönigreichs Neuspanien oder gar der späteren Föderativrepublik Mexiko. Den Untersuchungen des alten Clavigero in seiner „Storia antica del

Messico“ zufolge, deren Resultate auch Prescott in seiner berühmten „History of the conquest of Mexico“ (I, 2) angenommen hat, reichte die Herrschaft der Azteken allerdings vom atlantischen Meere bis zur Südsee, beschränkte sich jedoch an jenem auf das Gebiet zwischen dem 18. und 21. und an dieser auf den Landstrich zwischen dem 14. und dem 19. Breitegrad. Indessen steht fest, daß die Herrscher von Anahuak, insbesondere in den letzten Zeiten ihres Reiches, den Einfluß ihrer Politik und die Macht ihrer Waffen gelegentlich weit über die Gränzen des Landes hinaustrugen.

Am Charfreitag (21. April) von 1519 landete Hernando Kortez mit seiner Abenteurerbande gerade da, wo jetzt Verakruz steht. Don Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, hatte den tapfern Kapitän, der früher ein großer Taugenichts gewesen war, mit dem Geschäfte der Eroberung von Anahuak betraut. Denn die Spanier spekulirten zu jener Zeit in Landfindungen und machten in Eroberungen, wie man heutzutage in Papieren spekulirt und in Kolonial- oder Manufakturwaaren macht. Die Krone Spanien hatte bei diesen Spekulationen und Machenschaften nur die Rolle eines Kommanditärs inne, dem ein gewisser Antheil vom Reingewinnste zukam. Die Eroberung von Peru durch Pizarro war bekanntlich geradezu ein Aktienunternehmen, mit welchem die spanische Kolonialregierung gar nichts zu thun hatte. Es war eine Zeit der fabelhaftesten Abenteuer. Spanische Schweinehirten, abgebrannte Studenten, angehende oder schon angegangene Räuber, kurz, lauter Leute, welche im Begriffe waren, im schönen Spanien zu verhungern oder gehenkt zu werden, stahlen sich in die Neue Welt hinüber und bildeten dort das „Heldengesindel“ der „Konquistadoren“, welches märchenhafte Strapazen durchmachte, aber auch märchenhafte Erfolge erzielte und, ein Räuberthum höchsten Stils organisirend, den Silberthron Montezuma's in Tenochtitlan umstürzte und den Goldtempel der Sonne zu Kuzko ausleerte, — ein Räuberthum, welches das Kühnste vollbrachte,

was Menschen vielleicht je gewagt, aber den höchsten Aufschwung menschlicher Kraft auf die gemeinsten Instinkte basirte und fromme Wuth, brennenden Golddurst und viehische Grausamkeit zu jenem scheußlichen Ganzen zusammenballte, welches den Namen Spanier zur Verwünschung Amerika's gemacht hat.

Kortez zog es vor, statt den Kommis des Großhändlers Velasquez darzustellen das Geschäft der Eroberung Mexiko's auf eigene Rechnung zu machen. Dieser eiserne Mann, in welchem der spanische Nationalcharakter von damals in wahrhaft diabolischer Potenzirung zur Ausprägung kam, ist vielleicht der genialste, verwegenste und glänzendste Industrieritter gewesen, den es jemals gegeben hat. Er war auch so glücklich, in seiner Baude wenn nicht einen Homer, so doch einen Herodot seiner Thaten zu haben, den ehrlichen Bernal Diaz del Kastillo, welcher die Eroberung von Mexiko als „Miteroberer“ so treuherzig-ausführlich erzählt hat (Historia verdadera de la conquista de la Nueva España, escrita por el capitan B. D. d. C., uno de los conquistadores“ 1632).

Am 16. August von 1519 trat Kortez von Cempoalla, der Hauptstadt der Totonaken, aus mit seinem kleinen Heerhaufen — (15 Reiter, 400 Mann Fußvolk mit 7 Feldschlangen und 2500 indianische Krieger und Lastträger) — den Marsch nach der Hochebene von Anahuak an. Ihr Weg führte die Spanier zunächst durch das heiße Küstenland, die „tierra caliente“, durch die üppige Tropengegend, die Heimat der Vanille, des Kakao und der Kochenille, durch das Land, wo Blüthen und Früchte und Früchte und Blüthen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen einander folgen, wo die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert ist, wo in den Hainen farbenherrliche Vögel schwärmen und Insekten, deren mit Schmelz bedeckte Flügel in den Stralen der „Wendekreissonne wie Juwelen funkeln“, allwo aber auch dieselbe Glutsonne, welche alle diese exotischen Pflanzen- und Thierweltwunder ins Leben ruft,

die schreckliche Pestilenz des gelben Fiebers („vomito“) ausbrütet, damit ja das Gleichgewicht von Güte und Grausamkeit, welches die Natur kennzeichnet, nicht gestört werde.

Aus dem heißen Tieflande stiegen die Spanier die nach Osten gekehrte Abdachung der Kordilleras hinan, empor zur „tierra templada“, in die erfrischende Region der immergrünen Eichenwälder. Zur Rechten dunkelte die Sierra Madre mit ihrem Piniengürtel vor ihnen auf, gen Süden zu hob der majestätische Orizaba seinen firnschneebemantelten Leib aus der Andeskette heraus und sein Felsenhaupt mit der schimmernden Eiskrone himmelan. Ostwärts, schon weit hinter ihnen, blaute fernher der mexikanische Golf. Höher und immer höher hinauf wand sich der beschwerliche Pfad, längs der Seitenwände des ungeheuren Viereckberges (aztek. Nauhkampatepetl, span. Cofre de Perote), hinauf aus der gemäßigten Zone in die kalte („tierra fria“). Dann gelangten sie durch den Paß der Sierra del Agua in das offene, längs des Kammes der Kordilleren hingedehnte Tafelland mit italischem Klima. Die ganze Marschroute des „Konquistador“, wie Kortez par excellence seinen Landsleuten schon damals hieß und noch jetzt heißt, war so ziemlich dieselbe, welche in unseren Tagen von Verakruz nach der Hauptstadt des Landes hinaufführt, jedoch mit Ausschluß der beträchtlichen Abbeugung gen Süden nach Puebla. Wie bekannt, wurde der Weitermarsch des Eroberers aufgehalten durch die diplomatischen Verhandlungen und kriegerischen Kämpfe mit dem auf seinem Wege liegenden Freistaate Tlaskala, welche Verhandlungen und Kämpfe der spanische Feldhauptmann zu einem für sein Unternehmen so unberechenbar vortheilhaften, weil die Allianz der tapfern und treuen Tlaskalaner ihm sichernden Frieden zu wenden wußte.

Von Tlaskala ging der Weitermarsch auf Cholula, den großen Wallfahrtsort Anahuaks. Die Stadt soll den Angaben des Eroberers zufolge zu jener Zeit 20,000 Häuser innerhalb und

ebenso viele außerhalb ihrer Mauern enthalten haben. Hier war jenes riesigste Bauwerk der Neuen Welt, jene Pyramide aufgethürmt, auf deren abgestumpfter Plattform der dem Quetzalkoatl geweihte Tempel (aztek. „Teokalli") stand. Alexander von Humboldt hat zu Anfang unseres Jahrhunderts diese kolossale, aus Steinen, Ziegeln und Thon erbaute Spitzsäule gemessen und gefunden, daß ihre senkrechte Höhe 177, die Basislänge einer ihrer vier Seiten 1423 Fuß betrug, daß ihre Grundfläche einen Bodenraum von 44 und ihre abgestumpfte Spitze einen Raum von 1 Morgen einnahm. Die Cholulaner waren eine rechte Wallfahrtortsbevölkerung, d. h. demoralisirt durch und durch. Der ursprünglich milde Kult des Kulturmessias Quetzalkoatl hatte allmälig die bluttriefenden Formen des aztekischen Glaubens angenommen, so zwar, daß auf dem Hauptaltar zu Cholula jährlich an 6000 Menschenopfer dargebracht wurden. Und dieser Gräuel geschah an einer Stelle, von welcher aus dem Menschenauge sich die prachtvollste Schau, die ihm werden kann, darbot und darbietet. Gegen Osten hin markirt der Ciltlatepetl-Koloß die Gränze des Gesichtskreises, gen Westen der Porphyrfelsenwall, welchen die Natur um das Hochthal von Anahuak gezogen, und wie zwei riesige, alle Bergspitzen Europa's an Höhe hinter sich lassende Wächter stehen da rechts und links der Popokatepetl (der „rauchende Berg") und die Iztaccihuatl (die „weiße Frau"). Wie damals die Spanier, so lassen auch heute noch alle Reisende von der Höhe der Pyramidenruine herab ihre Blicke mit Entzücken über die herrliche Ebene von Puebla hinschweifen.

Sei es, um die angeblich beabsichtigte Verrätherei der Cholulaner zu bestrafen, sei es, um einen gesellschaftrettenden Schrecken à la September von 1792 oder à la December von 1851 einzuflößen und den „rothen Heiden" ein für alle mal zu zeigen, wie die „weißen Götter" dreinzuwettern wüßten, der Konquistador richtete unter den Bewohnern von Cholula ein

schreckliches Blutbad an, welches die beabsichtigte Wirkung that. Ein Zittern lief durch ganz Anahuak.

Unter dem Einflusse dieses vor ihnen hergehenden Schreckens brachen die Spanier von Cholula nach Tenochtitlan auf. Ihr Weg führte sie zwischen den beiden vorhin genannten Bergriesen hindurch und es charakterisirt die unbändige spanische Abenteuerlust von damals, daß der Hauptmann Diego Ordaz mit neun seiner Landsleute so zu sagen im Vorübergehen die Besteigung des 17,852 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Popokatepetl unternahm, welcher zu jener Zeit noch in voller vulkanischer Thätigkeit sich befand. Die Waghälse drangen auch wirklich durch Wald und Gestein, Schnee und Eis, Lava und Asche bis in die Nähe des Kraters hinauf, nebenbei wohl auch in der Absicht, den Eingeborenen zu zeigen, daß den „weißen Göttern" die kühnsten Unternehmungen nur Zeitvertreibe seien. Zwei Jahre später erstieg auf des Eroberers Befehl Francisco Montano die Spitze des rauchenden Berges mit vier Begleitern und diese ließen den Kühnen zu wiederholten Malen in einem Korb in den Krater hinab, woraus er Schwefel zur Pulverbereitung heraufholte.

Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Sierra eröffnete sich den Spaniern plötzlich der Niederblick auf das porphyrwallumgürtete Thal von Tenochtitlan oder Mexiko. Wie ein lachendes Rundgemälde lag es mit seiner Wälder- und Wasserfülle, mit seinen schimmernden Blumengärten und schattigen Hügeln, mit seinen sorgfältig bebauten Mais- und Magueyfeldern, mit seinen Cedern-, Eichen- und Maulbeerhainen vor den Augen der Staunenden, die Ufer der fünf Seen, welche es in seinem Schoße barg und deren Wassermasse bedeutend größer war als heute, von Städten und Dörfern wimmelnd, inmitten des See's von Tezkuko aber, durch vier Dammstraßen mit dem festen Lande verbunden und von schwimmenden Gärten umgeben, das „aztekische Venedig", die kaiserliche Stadt Tenochtitlan mit ihren weißglänzenden

Mauern und ihren hochgethürmten Tempelpyramiden, das alles überragt von dem auf hohem Porphyrfelsberge gelegenen Sommerschloß Montezuma's, Chapultepek, beschattet von riesigen Cypressen. Was haben diese tausendjährigen Stämme nicht alles mitangesehen! Die Einwanderung der Tolteken, dann die der Azteken in das Hochthal von Anahuak, die spanische Invasion und die Vertreibung der Spanier, das triumphirende Flattern des Sternenbanners der Union und das Wehen der französischen Trikolore. In dem Schatten dieser Baumpyramiden hat der hochsinnige Guatemozin seinen Schwur gethan, sein Vaterland bis aufs äußerste gegen die räuberischen Bleichgesichter zu vertheidigen; in den Schatten dieser Wipfel hat Kortez mit seiner braunschönen Marina gekos't, hat Sealsfield seinen „Virey“ entworfen, hat Maximilian von Oestreich Labung gesucht nach vergeblichen Tagewerken.

Montezuma hatte umsonst die ganze Schlauheit aztekischer Diplomatie aufgeboten, um die „weißen Götter“ von seiner Residenz fernzuhalten. Seitdem er erfahren, wie sie in Cholula gewüthet hatten, machte er keinen ernstlichen Versuch mehr, diese Heimsuchung abzuwenden, sondern ergab sich darein mit jenem der indianischen Rasse eigenen Stoicismus und sandte seinen Neffen, den Vasallenkönig von Tezkuko, den schrecklichen Fremdlingen, welche derweil bis zur Stadt Ajotzino am See Chalko vorgerückt waren, zur Begrüßung entgegen. Beim Weitermarsche von da nach Iztapalapan, wo Kortez vor dem Einzug in Tenochtitlan zum letztenmal nächtigte, stieg die Verwunderung der Spanier über das, was sie ringsher sahen, immer höher, wie der ehrliche Bernal Diaz erzählt (p. II, c. 9).

„Als wir auf die breite Heerstraße von Iztapalapan gelangten, fiel uns die Menge von Städten und Dörfern in die Augen, welche mitten in die Seen gebaut waren, die noch größere Zahl von bedeutenden Ortschaften an den Ufern und die schöne

schnurgerade Straße, welche nach Mexiko führte. Wir sprachen unter einander, daß hier alles den Zauberpalästen in dem Ritterbuche vom Amadis gliche: so hoch und stolz und herrlich stiegen die Thürme, die Tempel und die Häuser der Stadt mitten aus dem Wasser empor."

Am folgenden Tage (8. November 1519) zogen die Spanier in die Hauptstadt ein. „Als uns — schreibt Bernal — alle die bewundernswerthe Herrlichkeit derselben ins Auge fiel, wußten wir gar nicht, was wir sagen sollten, und wir zweifelten fast, ob auch alles, was wir vor uns sahen, wahr und wirklich sei." Auch während der folgenden Tage hielt dieses Starren und Staunen an, als die spanischen Gäste des aztekischen Herrschers den ungeheuer weitläufigen Palast desselben, die Straßen, Gärten und Marktplätze, die wohlgeregelte Polizei, die Gewerbethätigkeit und den Handelsverkehr der Stadt beaugenscheinigten. Aber auf der Plattform des großen Reichs-Teokalli, beim Anblick der Statue des Schutz- und Trutzgottes der Azteken, des Huitzilopotchli, der blutbespritzten Tempelwände, des furchtbaren Jaspisblockes, auf welchem die Menschenopfer ausgestreckt wurden, damit ihnen der Oberpriester mit einem Steinmesser die Brust öffnete und das noch schlagende Herz herausrisse, um es dem Gotte vor die Füße zu werfen, da standen selbst diesen eisernen Gesellen vor Grauen die Haare zu Berge. Sie dachten nicht entfernt daran, daß der gräuliche Götze, vor welchem zuckende Menschenherzen als Opfer dampften, nur eine andere Form der Gottheit sei, welcher zum Wohlgefallen bei ihnen daheim in Spanien die Menschenopfer der „Glaubensakte" (Autos de fé) verbrannt wurden; wohl aber mochte manchen von ihnen die schreckliche Ahnung durchschaudern, daß eine Stunde kommen könnte, wo er selber auf dem Opferstein Huitzilopotchli's ausgestreckt sein würde.

Diese Stunde kam in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1520, in der „traurigen Nacht", als Kortez nach der Gefangen-

nahme und dem Tode des unglücklichen Montezuma vor einer allgemeinen und energischen Insurrektion der Azteken einstweilen sein Banner streichen und seinen kleinen Harst in entsetzlich bedrängter Flucht aus Tenochtitlan hinwegführen mußte. Niemals hat sich des Eroberers heldische Kraft, niemals der spanische Muth herrlicher bewährt als in den fürchterlichen Bedrängnissen der „noche triste“. Und die weißen „Teules“, Götter oder Teufel, wie sie von den Azteken genannt wurden, kehrten wieder. Schon am 31. December von 1520 konnte der unerschütterliche Konquistador an der Spitze von nahezu 600 Spaniern, worunter 40 Reiter, und von 100,000 verbündeten Indianern wiederum von Tlaskala her in das Hochthal von Mexiko einmarschiren und in der Stadt Tezkuko sein Hauptquartier aufschlagen, um zu der berühmten Belagerung von Tenochtitlan zu verschreiten, deren Katastrophe man an Furchtbarkeit treffend mit der von Jerusalems Eroberung durch Titus verglichen hat. Die zur Verzweifelung getriebenen Azteken wichen nur einem Feinde, der noch schrecklicher war als die „Teules“, dem Hunger; ja, nicht einmal diesem. Sie fochten bis zuletzt und ließen sich lieber massenhaft hinschlachten, als daß sie die Gnade des Siegers anflehen wollten. Am 13. August von 1521 fiel der heroische Guatemozin, der letzte Aztekenkaiser, in die Hände der Spanier und damit war der Widerstand der verhungerten Bewohner Tenochtitlans zu Ende. Die Stadt war nur noch ein Trümmerhaufe. Von ihren Bewohnern waren während der Belagerung nach der höchsten Schätzung 240,000, nach der niedrigsten 120,000 umgekommen. Dem elenden Reste, zwischen 30 und 70,000, Weiber und Kinder ungerechnet, wurde gestattet, die mit Leichnamen besäeten und von denselben verpesteten Ruinen des aztekischen Venedigs zu verlassen.

Kortez, später von Kaiser Karl dem Fünften zum Marques del Valle Oaxaka ernannt, vollendete die Unterwerfung des Landes bis zur Südsee hinüber und bis gen Centralamerika hinab. Der

grausamen Kolonialpolitik der Spanier gemäß wurden die gesammten Eingeborenen zu Sklaven der Eroberer gemacht. Diese mittels des Systems der „Repartimientos“, d. h. mittels der Schenkung von Land und Leuten an die spanischen Eindringlinge bewerkstelligte Verknechtung der Indianer ist bis zu dieser Stunde noch nicht völlig gebrochen und aufgehoben, indem die sogenannte Peons-Wirthschaft die Masse der Eingeborenen noch immer als Leibeigene der Weißen erscheinen läßt, obgleich die Abkömmlinge der ursprünglichen Herren des Bodens durch die Verfassung der Republik Mexiko den Nachkommen ihrer Besieger und Eroberer theoretisch-rechtlich vollkommen gleichgestellt sind. Es muß aber gesagt werden, daß das spanische Joch, wie schwer auch immer es auf Anahuak gelastet hat, hier dennoch nicht die vernichtenden Wirkungen that wie anderwärts. Die indianische Bevölkerung wurde zwar decimirt, aber nicht ausgerottet. In ihren Dörfern zusammengedrängt und unter ihren eigenen Obrigkeiten lebend, hat sie ihren spanischen Herren gegenüber einen passiven Widerstand von unbesieglicher Zähigkeit entwickelt. Und nicht nur das. Mit der Befreiung des Landes von den Spaniern trat das indianische Element immer bedeutsamer wieder in den Vordergrund, so sehr, daß, wie jedermann weiß, in der neueren und neuesten Geschichte Mexiko's Indianer vorragende Rollen innehatten und innehaben. Dies beweist, daß die Abkömmlinge der alten Kulturvölker des nordamerikanischen Kontinents, die Nachkommen der Tolteken und Azteken, denn doch in ganz anderem Grade kulturfähig waren und noch sind als ihre Rassegenossen.

Im Jahre 1524 war genau an der Stelle, wo das zerstörte Tenochtitlan gestanden, das neue Mexiko, die Hauptstadt von Neuspanien, schon so ziemlich fertig gebaut. Da, wo der Palast Montezuma's sich erhoben hatte, dehnte sich jetzt die schöne „Plaza major“ hin, von welcher als dem Mittelpunkte der Stadt die Hauptstraßen ausliefen, und zwar nach den verschiedenen durch den

See führenden Dammwegen hin. Da, wo der kolossale Teokalli des Huitzilopotchli in die Lüfte geragt, erhob jetzt die dem heiligen Franciskus geweihte Kathedralkirche ihre prächtigen Steinmassen. Im ehemaligen Parke der aztekischen Kaiser wurde ein stattliches Franciskanerkloster erbaut und gerade gegenüber ein Palast für Kortez, welcher später der Sitz der Vicekönige geworden ist.

Kortez selbst ist bekanntlich von dem spanischen Hofe schließlich mit kaum minder schnödem Undanke belohnt worden, als dem Kolon zutheil geworden war; doch hatte er besser für sich zu sorgen verstanden als dieser. Nach des Konquistadors Entfernung von der Regierung Neuspaniens nahm die spanische Kolonialpolitik mit ihrer ganzen Brutalität daselbst ihren Anfang, — ein System, innerhalb dessen Stupidität, Habsucht und Grausamkeit um die Palme der Infamie stritten, — ein System, welches wie die spanischen Kolonien so auch das Mutterland selber zu Grunde gerichtet hat. Selbstverständlich thaten sich die glaubenseinigen und glaubenseifrigen Spanier auf die „Bekehrung" der Eingeborenen viel zu gute, ein Werk echtspanischer Frömmigkeit. Da, wo die Blutaltäre des aztekischen Obergottes geraucht hatten, rauchten jetzt die Scheiterhaufen der christlichen Inquisition. In religiöser Beziehung also kamen die Eingeborenen nicht aus dem gewohnten Geleise. Ihre frommen Heidenpfaffen gaben fromme Christenpriester ab und fuhren fort —

„Zu glauben, daß den Himmel *sie* verdienten,
Wenn *andern* sie die Erd' zur Hölle machten."

Gerade 300 Jahre währte in Mexiko die spanische Tyrannei, der alles Leid und Wehe, welches das Land auch *nach* Erlangung seiner Selbstständigkeit erlitten hat, unbedenklich auf Rechnung geschrieben werden muß. Es sieht sogar einem lieben hellen Wunder gleich, daß die Mexikaner nach dieser dreihundertjährigen systematischen Demoralisirung und Depravirung überhaupt noch die

moralische Kraft hatten, das Joch ihrer Tyrannen zu zerbrechen. Zweifelsohne ist hierbei ein Hauptfaktor gewesen die stupide spanische Regierungsregel, nur in Spanien geborene Spanier für voll und ämterfähig anzusehen, die spanischen Kreolen („criollos") aber, d. h. die Abkömmlinge spanischer Kolonisten, auch wenn dieselben von reinweißer und reinspanischer Abkunft waren, als eine Kaste zu betrachten, welche zwar über den Kasten der Indianer, der Neger, Mulatten, Mestizen und Zambos stand, jedoch zu der bevorrechteten Klasse der Vollblutspanier („gachupinos") gerade so sich verhielt wie die Indianer und die Farbigen zu den Kreolen. Diese, schwergereizt und rachedurstig, wie sie waren, haben denn auch in Verbindung mit den grausam mißhandelten Indianern der spanischen Herrschaft ein Ende gemacht.

Vom Jahre 1810 an waren verschiedene Empörungen gegen diese Herrschaft in den weiten Gebieten von Neuspanien zum Ausbruche gekommen, aber in Strömen von Blut erstickt worden. Merkwürdiger Weise ist es, wie jedermann weiß, ein Pfarrer von indianischer Abkunft gewesen, Miguel Hidalgo, welcher den ersten Schmerzensschrei („grito de dolores") gegen die Spanier ausstieß und die Fahne der Empörung erhob (September 1810), was leicht erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß diese armen Teufel von Dorfgeistlichen allen Druck und Uebermuth der in üppigen Pfründen müssig und zuchtlos schwelgenden spanischen Prälaten auszuhalten hatten.

Die Rebellion von 1820 führte die Katastrophe des spanischen Regiments herbei. Der 63. Virey von Neuspanien, Don Juan O'Donoju, war der letzte. Der Abfall des Obersten Don Agostino Iturbide von der Regierung entschied die Sache. In dem ersten, am 24. Februar von 1822 zusammengetretenen Generalkongreß des mexikanischen Volkes hatte der Republikanismus eine überwiegende Stimmenmehrheit. Allein die Armee zwang, von der Geistlichkeit unterstützt, die Versammlung, den

Iturbide zum Kaiser von Mexiko zu wählen und als Emperador Agostino der Erste zu proklamiren. Der improvisirte Kaiser war aber eigentlich ein ganz ordinärer Korporal und vermochte sich demnach in dem ruhelosen Wirbel der alsbald anhebenden Parteikämpfe nicht zu halten. Er mußte schon im März von 1823 abdanken und das Land verlassen. Darauf entwarf ein konstituirender Kongreß eine der nordamerikanischen nachgebildete freistaatliche Verfassung für die aus 19 Staaten, 1 Föderalgebiete und 5 Territorien bestehende Föderativrepublik Mexiko. Diese Verfassung trat am 4. Oktober von 1824 in Kraft. Sie hatte aber nicht die geschichtliche Unterlage und demnach auch nicht den Geist, sondern eben nur die Form der Verfassung der Union, und schon die spanisch-stupide Bestimmung, daß der Katholicismus die bevorrechtete Staatsreligion sein sollte, machte eine gedeihliche Entwickelung der neuen Republik fraglich, wenn nicht unmöglich. Mexiko hätte nach Erlangung seiner Unabhängigkeit eines erleuchteten Despoten bedurft, welcher mit dem Genie, mit der Vaterlandsliebe und Pflichttreue Kromwells die eiserne Hand Napoleons vereinigte. Statt dessen fand es nur eine Reihe von Intrikanten, deren Mehrzahl auf der alleruntersten Sprosse der sittlichen Leiter stand.

Ein schöneres, reicheres, günstiger gelegenes Gebiet als das der neuen Republik Mexiko kann gar nicht gedacht werden. Der Flächenraum desselben ist nie genau bestimmt worden und die Angaben schwanken zwischen 32,000 und 40,000 Geviertmeilen. Jedenfalls ist Mexiko, zwischen dem 15. und 32. Grade nördlicher Breite gelegen und im Osten durch den mexikanischen Golf, im Westen durch die Südsee, im Norden durch die Union und im Süden durch Guatemala begränzt, mehr denn dreimal so groß wie Frankreich. Im Jahre 1857 ergab eine freilich nicht ganz genaue und verlässliche Zählung eine Bevölkerung von 8,287,413 Seelen, worunter etwa 2,200,000 Kreolen, d. h. im Lande geborene Weiße.

Städte, Flecken und Dörfer (ciudades, villas y pueblos) wurden damals 5128 gezählt.

Der beste und glänzendste Schilderer der transatlantischen Welt, Karl Postel, hinter dessen Charles-Sealsfield-Maske nach seinem Tode ein Deutscher zum Vorschein kam, hat Mexiko unlange nach der Abwerfung des spanischen Joches (1828) bereis't und Land und Leute mit Meisterschaft photographirt. Das von ihm damals entworfene Bild muß in seinen Hauptzügen noch heute als treu und treffend anerkannt werden. „Noch ist — sagt er — alles Chaos, Zerstörung, Verworrenheit und moralischer Schutt. Alles, was bestanden, ist über den Haufen geworfen, vernichtet, zerbrochen oder kümmerlich zusammengefügt, um beim ersten Windstoße wieder über den Haufen geworfen zu werden. Denn nicht bloß eine dreihundertjährige Regierung, auch die gesellschaftliche Form, die sie begründet, ist zerbrochen; der Glaube, die Religion, alles ist gebrochen; alles nennt sich frei und alles steht sich feindselig gegenüber. Millionen von Indianern, dem Buchstaben des Gesetzes nach frei, in der That aber die Sklaven jedermanns; ein Adel, der seine Titel verloren, aber seine Majorate beibehalten hat und auf diesen der unumschränkte Gebieter seiner sogenannten Mitbürger ist; eine herrschende Kirche ohne Hirten; eine Religion, welche die Dreieinigkeit lehrt, und ein Volk, welches an keinen Gott oder an die Götzen der alten Azteken glaubt; der wüthendste Fanatismus und der ekelhafteste Atheismus; eine nationale Repräsentation und Scharen militärischer Diktatoren und Tyrannen, von denen es sich der geringste zur Schande rechnen würde, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Mit einem Worte, die zügelloseste Freiheit, die, phantastisch wild aufgeschossen, noch viele Phasen durchzumachen haben wird, ehe sie sich zur gesetzlichen Freiheit gestaltet. Sie wird sich aber gestalten; denn die Elemente des Guten sind auch hier zahlreich und kräftig, obwohl der Sauerteig der verdorbensten Civilisation, die je ein Land vergiftet hat, tief einge-

drungen ist und lange und schmerzliche Krankheiten verursachen wird."

Unser Gewährsmann hat vergessen, unter den Elementen des Guten, die er andeutete, zwei namhaft zu machen, welche wohl die besten sind und am meisten Hoffnung erwecken. Das ist die glühende Vaterlandsliebe, welche allen gebildeteren Mexikanern, die sittlich ganz verkommenen und verlorenen ausgenommen, zu eigen; das andere ist die Züchtigkeit der mexikanischen Frauen aus den höheren Klassen. Wo die Männer ihr Land und die Frauen ihre Ehre lieben, da ist auch die Möglichkeit eines gesunden und freien Staatslebens vorhanden.

3.

Anarchie.

Zunächst freilich — und dieses zunächst währte an 40 Jahre — quoll und quirlte, brodelte und sprudelte das Chaos wild und wüst über- und untereinander. Auch war die mexikanische Anarchie weit davon entfernt, eine „gemüthliche" zu sein. Im Gegentheil, sie war die Ungemüthlichkeit im Superlativ. Man füsilirte und wurde da füsilirt nur so im Schwick und Handumdrehen. Die Partei-Justiz oder Nichtjustiz war so prompt, daß das Hinrichten nicht selten dem Richten voranging. Das Stand- und Schandrecht wurde von diesen Raubrittern in Zarapes, Mangas und Sombreros zu einer Virtuosität ausgebildet, daß die Geschichte der Republik Mexiko lange, lange nur ein merkwürdig aufrichtiges und außerordentlich expeditives Praktikum über den welthistorischen Gesetzesparagraphen „Wehe den Besiegten!" gewesen ist.

Zum ersten Präsidenten war nach Konstituirung des Frei-

staats der General Vittoria gewählt worden. Noch vor dem Amtsantritt desselben hatte den weiland Kaiser Agostino den Ersten ein blutiges Schicksal ereilt. Iturbide, über die Stimmung in Mexiko schlecht unterrichtet, landete, aus England kommend, am 13. Juli von 1824 bei Soto la Maria im Staate Tamaulipas. Man weiß noch heute nicht genau und vielleicht wußte der unfähige Mensch es selber nicht genau, ob er kam, um den Kaiserschaftsversuch zu wiederholen, oder nur, um seinem Heimweh genugzuthun. Er war aber inzwischen vom Generalkongresse geächtet worden, wurde demzufolge gefaßt, nach Padilla geschleppt, gestandrichtet und sofort erschossen. So starb denn der erste weiße Kaiser von Mexiko eines so gewaltsamen Todes, wie der letzte rothe Kaiser, der wahrhaft erlauchte Guatemozin, gestorben war, welchen ja Kortez zur Fastenzeit von 1525 auf dem Marsche nach Honduras an den Ast eines Ceibabaumes am Wege hatte aufknüpfen lassen. Ein ungesundes Land für Emperadores, dieses Mexiko!

Das wilde Parteiwirrsal, welches die junge Republik durchtobte, entsprang zuvörderst aus der Streitfrage, wie weit die souveränen Rechte der Einzelstaaten zu Gunsten der Bundesgewalt zu beschränken seien. Die hierüber weit auseinander gehenden Ansichten brachten die Bildung von zwei großen Parteien zuwege und diese Parteien, die der Föderalisten und die der Centralisten, bekämpften sich mit Panther-Wuth. Die Centralisten setzten, die Mehrzahl der Leute von Bildung in ihren Reihen zählend, i. J. 1828 die Wahl des Generals Pedraza zum Präsidenten durch, aber derselbe mußte bald dem General Guerrero, einem Mestizen, weichen, welchen die Föderalisten erhoben. Die Popularität Guerrero's hielt aber nur bis zum folgenden Jahre vor, wo er abtreten und die Staatsleitung dem Vicepräsidenten Bustamente überlassen mußte. Diesen verjagte der General Santa-Anna, der schlimmste aller schlimmen Dämonen seines Landes, zu

Ende des Jahres 1832, um die Gewalt Pedraza's scheinbar wiederherzustellen. Schon im Juni von 1833 machte er diesem Schein ein Ende, indem er sich von dem terrorisirten Kongresse selber zum Präsidenten wählen ließ. Zwei Jahre später proklamirte er die offene Säbelbrutalität als höchstes Gesetz, jagte den Kongreß auseinander und mißregierte als Diktator. Wieder ein Jahr darauf ging seine Herrlichkeit auch bachab. Der Staat Texas hatte sich von Mexiko losgerissen, d. h. die in Texas angesiedelten Angelsachsen hatten die Unabhängigkeit des herrlichen Landes erklärt, um dasselbe zu einem Gliede der Vereinigten Staaten zu machen. Santa-Anna zog gegen die Rebellen zu Felde, verlor aber in der Schlacht am San Jacinto Sieg und Freiheit (April 1836). Im nächsten Jahre kam wieder Bustamente als Präsident obenauf und mit ihm der Centralismus. Die Verfassung wurde ganz in diesem Sinne umgestaltet und demzufolge die Föderativrepublik Mexiko in eine Einheitsrepublik verwandelt, in welcher die bisherigen souveränen Einzelstaaten zu bloßen Provinzen herabsanken. Eine derselben, eine größte und schönste, Kalifornien, riß sich zu dieser Zeit, dem Beispiele Texas folgend, ebenfalls von Mexiko los, um die Union zu vergrößern. Etwas später löſ'te auch Yukatan sein von jeher sehr lose und locker gewesenes Verhältniß zu Mexiko, welches vergebens die Wiedereroberung von Texas versuchte und i. J. 1838 auch in eine Art Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, weil es den im Lande niedergelassenen Franzosen nicht gestatten wollte, Kleinhandel zu treiben.

Im März von 1839 stellten die Föderalisten den inzwischen aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Santa-Anna als Gegenpräsidenten auf, allein Bustamente erwies sich vorderhand noch als der Stärkere, welcher im Juli von 1840 auch die Rebellion des Generals Urrea zu besiegen oder vielmehr zu beschwichtigen wußte. Aber im Oktober des folgenden Jahres rebellirte Santa-Anna mit Glück und diktatorisirte in gewohnter Weise zwei Jahre lang, bis

zum 4. Oktober von 1843, wo eine Revolte ihn stürzte. Aber zu Anfang des nächsten Jahres war der Unvermeidliche doch schon wieder Präsident, um im Herbste des nächsten Jahres abermals gestürzt zu werden und den General Paredes zum Nachfolger zu erhalten. Paredes blieb aber nur 36 Tage lang Staatsoberhaupt. Denn schon am 7. December von 1844 wurde er vom Präsidentenstuhl herabgeschmissen und der General Herrera auf denselben erhoben. Herrera seinerseits mußte im Januar von 1846 abermals dem Paredes weichen und dieser im August desselben Jahres wieder einmal dem Santa-Anna. Man meint beim Anblick dieser dampfgeschwinden Erhebungen und Stürze, Wiedererhebungen und Wiederstürze der göthe'sche Vers:

„Einer dieser Lumpenhunde
Ward vom andern abgethan“ —

müßte eigens für Mexiko gemacht worden sein.

Santa-Anna stellte die Föderativverfassung wieder her und führte den derweil mit den Vereinigten Staaten um Texas willen ausgebrochenen Krieg so gut es eben gehen wollte. Daß die Yankees den „lausigen Schwarzbärten“, wie sie die Mexikaner verachtungsvoll betitelten, vollständig den Meister zeigten, ist selbstverständlich. Am 9. März 1847 landete die vom General Scott befehligte Armee der Union bei Verakruz, am 13. September nahm sie die Hauptstadt Mexiko mit stürmender Hand. Das Gebaren der amerikanischen Sieger, welche Festigkeit mit Milde zu paaren wußten, flößte den Besiegten so große Achtung ein, daß eine starke Partei dem General Scott die Präsidentschaft der Republik Mexiko anbot, ja sogar mit der Einfügung des ganzen Landes in die Union sich einverstanden erklärte. Brother Jonathan war aber viel zu klug, um eine Annexirung von ganz Mexiko schon jetzt zeitgemäß, praktisch und räthlich zu finden, und begnügte sich, einstweilen Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko, unermeßliche Länderstrecken, mittels des Friedensschlusses von Guadalupe-Hidalgo einzuheimsen

(März 1848). Diese Demüthigung fiel so schwer auf Santa-Anna zurück, daß er die Präsidentschaft niederlegen und aus dem Lande fliehen mußte.

Sein Nachfolger Herrera behauptete sich nur mühsam gegen Paredes und andere Bewerber um die Präsidentschaft und unter diesen ewigen Zänkereien und Stänkereien wuchs die Anarchie zu einer solchen Unerträglichkeit an, daß viele Leute an der Möglichkeit einer Republik Mexiko ganz verzweifelten und das Heil in der Errichtung eines Throns sahen, auf welchen irgendein europäischer Prinz berufen werden sollte. Es kann gar nicht bestritten werden, daß sich in den Reihen dieser monarchischen Partei neben sehr schmutzigem Menschenspülicht Männer von aufrichtigem Patriotismus und reinem Wollen vorfanden; allein ebenso wenig, daß die Royalisten ihre Sache von vornherein bemakelten und verdarben, indem sie sich mit der kraß egoistischen und bodenlos unsittlichen Pfaffenpartei verbanden. Den Monarchisten gegenüber standen die Republikaner, an Zahl jenen weit überlegen und, wenn auch in die Fraktionen der Liberal-Konservativen und der Radikal-Demokraten gespalten, zur Aufrechthaltung der Republik einig und entschlossen. Die radikal-demokratische Partei bekannte sich zu dem Princip, insbesondere dadurch eine gründliche und entschiedene Besserung der politischen und socialen Zustände des Landes anzustreben, daß den jeden Vorschritt zum Guten hemmenden Anmaßungen und Vorrechten des Militärs und des Klerus ein Ende und das ungeheuere Vermögen des letzteren zur Tilgung der Staatsschulden, zur Einrichtung von Schulen und gemeinnützigen Anstalten aller Art nutzbar gemacht werden sollte. Die Parteischattirungen haben sich später noch vielfach verschoben und die Benennungen der Fraktionen haben wiederholt gewechselt. So nahmen z. B. die beiden republikanischen Fraktionen zeitweilig die Namen der Moderados und der Puros an. Im Großen und Ganzen gestaltete sich aber die Sache allmälig so, daß die Vorwärtser die Gesammtbezeichnung der Libe-

ralen erhielten und Liberalismus identisch war mit Republikanismus und daß die Rückwärtser unter dem Parteinamen der Konservativen mehr und mehr sammt und sonders unter der pfäffisch-monarchischen Fahne sich zusammenthaten.

Im Jahre 1851 machten die Liberalen den General Arista zum Präsidenten; aber der Mann war einsichtig und bescheiden genug, zu erkennen, daß es weit über seine Kräfte ginge, den mexikanischen Staatswagen aus dem bodenlosen Kothe der Unordnung und Finanznoth herauszukutschiren. Er dankte daher schon zu Anfang des Jahres 1852 ab und nun war die Hilfelosigkeit aller Parteien so kläglich und schmählich groß, daß sie sich zu dem Verzweiflungsstreiche vereinigten, den ewigen Santa-Anna aus der Verbannung zurückzurufen und abermals mit diktatorischer Gewalt zu bekleiden (April 1853). Zwei Jahre darauf erlag dieser Mensch, welcher unter andern schönen Eigenschaften auch die besaß, der größte Dieb seines Landes zu sein, einer gegen ihn gerichteten Schilderhebung, welche der rothhäutige oder vielmehr gescheckthäutige Wütherich Juan Alvarez versuchte, ein Indianerhäuptling, welcher seit langer Zeit die Provinz Guerrero nominell als Gouverneur, faktisch als unumschränkter Tyrann beherrscht hatte und dieselbe bis zu seinem Tode beherrschte. Dieser „Panther des Südens" zog gegen die Hauptstadt herauf, die Puros erklärten sich für ihn, Santa-Anna nahm wieder einmal Reißaus und der gescheckthäutige Barbar hielt nach vorhergegangener Wahlkomödie am 15. November von 1855 als Präsident seinen Einzug in Mexiko, worauf die Puros die durch Santa-Anna ins Land gerufenen Jesuiten aus demselben verjagten und dem Klerus und dem Militär das Privilegium einer besonderen Gerichtsbarkeit entzogen.

Allein der „Panther des Südens" hielt es nicht lange auf dem Präsidentenstuhl aus. Die Stadt langweilte ihn und er sehnte sich in die Wildnisse und Urwälder von Guerrero, Michoakan und

Oaxaka heim. Dorthin kehrte er im December von 1855 zurück, nachdem er den gewesenen Oberzöllner von Akapulko, Ignacio Kommonfort, zu seinem Nachfolger bestellt hatte. Die Präsidentschaft Kommonforts fand im Lande nur eine theilweise und schluderige Anerkennung, doch hielt sich der Oberzöllner gegen verschiedene Revolten und berief im Juni von 1856 einen Generalkongreß, welcher ein neues Grundgesetz entwerfen sollte. Maßen in dieser Versammlung die Liberalen obenauf waren, wurde endlich ein ernstlicher Versuch gemacht, mit der sehr bedürftigen Staatshand in den unermeßlich weiten und dicht vollgestopften Pfaffensack hineinzugreifen. Dies geschah mittels des berühmten Dekrets vom 6. Juni, welches sämmtlichen Korporationen verbot, Grundeigenthum zu besitzen. Der Werth der Kirchengüter sollte kapitalisirt und der Zinsenertrag an die Geistlichkeit ausgefolgt werden. Daraufhin natürlich wüthendes Bonzengegrunze und furchtbares Religionsgefahrspektakel. Die Priester verschworen sich von da an förmlich zur Vernichtung der Republik, organisirten an allen Ecken und Enden „Gritos“ und gewannen in der Armee eine nicht kleine Zahl von Parteigängern, unter denen sich der junge Oberst Miguel Miramon sowohl durch Befähigung als durch scheußliche Grausamkeit hervorthat. Er war an Meineidigkeit und Raubgier dem Santa-Anna und an Brutalität dem „Panther des Südens“ ganz und gar ebenbürtig, dieser edle Religionsretter.

Der Kongreß verkündigte am 5. Februar von 1857 das neue, im demokratischen Geiste gehaltene Grundgesetz, welches auch den Grundsatz der religiösen Duldung enthielt. Kommonfort ist dann für eine neue Amtsdauer zum Präsidenten gewählt worden und wußte seine und der neuen Verfassung Gegner noch eine Weile im Schach zu halten, sowie auch widerwärtige diplomatische Verwickelungen mit England und Spanien, in die man gerathen war, nothdürftig auszugleichen. Bevor jedoch das Jahr zu Ende, erhob ein Werkzeug der Pfaffenpartei, der General Zuluaga, an

der Spitze seiner Brigade die Aufruhrfahne. Nun ließen die Liberalen den verbrauchten Kommonfort, welcher zuletzt auch mit den Rückwärtsern geliebäugelt hatte, fallen und erwählten zum Präsidenten der Republik den bisherigen Obmann des Obertribunals, den aus Oaxaka stammenden Vollblutindianer Benito Juarez, einen Mann von Intelligenz, wissenschaftlicher Bildung, Redlichkeit und Charakterfestigkeit, also eine wahre Perle in diesem mexikanischen Korruptionsschmutzmeer. Die Klerikalen stellten in der Person Zuluaga's einen Gegenpräsidenten auf. Es war aber ein bedeutsamer Zukunftswink, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Gesandten nicht bei Zuluaga, sondern bei Juarez beglaubigte. Der Präsident der Klerikalen mußte übrigens bald dem Miramon weichen, der an seine Stelle trat.

Zwischen den beiden großen Parteien entbrannte jetzt der offene Bürgerkrieg, in dessen Leitung Juarez schon jene Unerschütterlichkeit entwickelte, die er später in einem noch viel gefährlicheren und bedeutungsvolleren Kampfe bewähren sollte. Auf seiten der Rückwärtser hat sich neben Miramon insbesondere der General Leonardo Marquez berufen gemacht durch Tapferkeit, Bigoterie und Gefühllosigkeit. Er war es, der das Erschießen der Gefangenen in großem Stile zuerst in Uebung brachte, während Miramon seine Talente jetzt mehr nach der Seite des Raubens als des Mordens ausbildete. Neben den fünf großen Zwangsanleihen, welche er während seiner Afterpräsidentschaft dem Lande, soweit er über dasselbe verfügen konnte, abpresste, hat er auch zu verschiedenen malen große Barsummen, welche den englischen Staatsgäubigern gehörten und zur Ausfolgung an dieselben im Hotel des englischen Gesandten aufbewahrt wurden, gewaltsam gestohlen. Von seinem allerunsaubersten Geldgeschäfte später.

Der so eben erwähnte durch Miramon an britischem Eigenthum verübte Diebstahl war nur e i n e der völkerrechtswidrigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten, welche während des Bürger-

krieges von beiden Parteien, aber doch, wie unzweifelhaft erwiesen ist, ganz entschieden vorwiegend von der klerikalen, gegen die in Mexiko ansässigen Fremden und ihr Eigenthum verübt wurden und jene mißlichen Konflikte mit europäischen Mächten herbeiführten, die zur gemeinsamen spanisch-englisch-französischen Invasion in Mexiko Veranlassung gaben. Diese Unternehmung ist dann bekanntlich das Vorspiel des bonapartisch-maximilianischen Kaiserschwindels geworden. Es steht aber unbestreitbar fest, daß dieser Schwindel schon vor der gemeinschaftlichen Expedition nach Mexiko in Paris und in Rom ausgeheckt und aufgepäppelt worden ist.

Derweil war der Bürgerkrieg zur vollständigen Niederlage der Rückwärtser ausgeschlagen. Im December von 1860 stahl sich Miramon, die Taschen mit gestohlenem Gelde vollgestopft, aus dem Lande und nach Europa hinüber. Am Weihnachtstage zogen die Liberalen als Sieger in die Hauptstadt ein. Zu Neujahr verlegte dann der Präsident Juarez den Regierungssitz von Verakruz nach Mexiko, wurde vom Generalkongreß in seiner Würde bestätigt und auch von dem diplomatischen Korps als Staatsoberhaupt anerkannt. Sofort machte die Regierung Ernst mit der Verfassung von 1857 und mit der Einziehung der Kirchengüter. Die Mehrzahl der Klöster wurde aufgehoben, die Civilehe eingeführt und der Erzbischof von Mexiko, La Bastida, mußte mit noch vier andern Bischöfen, weil sie sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, in die Verbannung wandern. Auch der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte Pacheko wurden als offenkundige und unverschämte Parteigänger der Klerikalen aus dem Lande gewiesen. Diese und andere Maßregeln und Verfügungen waren theils unbedingt löblich, theils wenigstens vom mexikanischen Standpunkt aus zu rechtfertigen. Allein die in Folge des Bürgerkrieges, welcher alle Verhältnisse nach innen und nach außen zerrüttet hatte, eingetretene öffentliche und privatliche Geldnoth ließ nun die Regierung des Juarez einen Mißgriff thun, welcher den Feinden Mexiko's einen

willkommenen Vorwand zum Einschreiten gab. Dieser Mißgriff war das Dekret vom 17. Juli 1861, welches alle Verbindlichkeiten gegen das Ausland auf die Dauer von zwei Jahren suspendirte.

Frankreich, Spanien und England gaben auf dieses Dekret die Konvention vom 31. Oktober zur Antwort, kraft welcher Uebereinkunft die drei Mächte zu einem gemeinsamen Handeln sich verbanden, das den wirklichen (oder auch nur vorgeblichen) Ansprüchen ihrer Angehörigen an die mexikanische Staatskasse oder an mexikanische Privaten Genugthuung verschaffen sollte, — Ansprüchen, welche angeblich die Gesammtsumme von 116 Millionen Pesos (1 Peso = 1 Dollar, also 5 Frcs. 35 Cts.) erreichten.

Der große Sturm gegen die Existenz der Republik Mexiko war also im Anzuge. Durfte man von dem Staatsoberhaupt erwarten, daß es diesem Sturme die Stirne bieten würde?

4.

Benito Juarez.

Die nüchterne Anschauung und Untersuchung vermag in dem Indianer aus dem Stamme der Zapoteken, welcher in verhängnißvoller Zeit an die Spitze der Republik Mexiko berufen wurde, keinen außerordentlichen Mann zu erkennen, d. h. nicht einen jener Träger des Genius, welche einer Zeit und Welt das Gepräge ihres Geistes und Willens aufdrücken oder wenigstens aufzudrücken scheinen, da sie ja im Grunde doch auch nur die höchste Ausprägung der Stimmung und Tendenz ihrer Zeit sind. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ja überhaupt keine Periode der Genialitäten und man muß schon zufrieden sein, wenn Menschen und Dinge nicht gar zu weit unter das Niveau der Mittelmäßigkeit hinabsinken. Möglich auch, daß ein Mann von Genius seine

Stelle weniger gut ausgefüllt hätte als der nichtgeniale, hausbacken-verständige, praktisch anfassende Zapoteke, der mit seinem schlichten Verstand Eigenschaften verband, welche unter Umständen mehr werth sind als Genie: nämlich eine in Mexiko unberechenbar hochanzuschlagende Rechtlichkeit und Grundsätzlichkeit, ferner eine Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe, welche jede Probe bestanden haben. Hunderte von genialen Wetterfahnen, Windbeuteln und Feiglingen wären da schmählich unterlegen, wo Benito Juarez gesiegt hat.

Er war in einem Weiler Namens San Pedro in der Sierra de Oaxaka geboren und hat in seinen Knaben- und Jünglingsjahren alle Mühsale und Kümmernisse der Armuth durchringen müssen, um sich die Möglichkeit der Bildung zu eröffnen. Für tüchtige Naturen ist so ein Ringen bekanntlich ein Stahlbad, worin sich der Charakter kräftigt, während untüchtige darin ertrinken. Benito studirte die Rechtswissenschaft und wurde nach beendigtem Studium Lehrer derselben am Kollegium der Stadt Oaxaka, welche seit der Erringung der Unabhängigkeit des Landes stets eine Hauptburg des Republikanismus gewesen ist. Juarez selber war von Jugend auf ein in der Wolle gefärbter Republikaner. Neben seinem Lehramte betrieb er auch die Advokatur, deren Handhabung ihm weitum den Ruf eines makellos ehrlichen und redlichen Mannes verschaffte. Auf diesen Ruf gründete sich seine Erwählung zum Gouverneur des Staates Oaxaka und nie wurde, selbst dem Zeugnisse der Feinde des Mannes zufolge, dieses Amt besser verwaltet. Die große Achtung, die er sich zu erwerben wußte, wird auch bestätigt durch den Umstand, daß ihm eine jener alten Kreolenfamilien, welche sonst die Beimischung von indianischem Blute streng und stolz vermeiden, die Familie Mazo, ihre Tochter Margarita zur Frau gab.

Was Juarez als Gouverneur von Oaxaka durch Besserung der Rechtspflege, Hebung der Finanzen, Abstellung von Mißbräuchen des Beamtenschlendrians, Förderung des Gewerbefleißes, Schaffung

und Mehrung der Verkehrsmittel für seine heimische Provinz that, trug seinen Ruf über die Gränzen derselben hinaus, so daß die liberale Partei Mexiko's in ihm bald einen ihrer geehrtesten, ja geradezu ihren verläßlichsten Führer anerkannte. Durch unmittelbare Volkswahl, wie die Verfassung sie vorschrieb, ist er zur Zeit, als die Präsidentschaft dem Kommonfort zufiel, zum Vorsitzer des höchsten Nationalgerichtshofes bestellt worden. Kommonfort ernannte ihn sodann zum Justizminister, als welcher er den staatsstreichlerischen Gelüsten und Anläufen des Präsidenten entschieden und nachdrucksam entgegentrat, als Rechtsmann, einsichtiger Patriot und redlicher Staatsdiener stetsfort den Satz behauptend, daß Mexiko aus dem unseligen Wirrwarr ewiger Umwälzungen endlich einmal herausgerissen, von der Anarchie erlös't und auf die Bahn gesetzmäßiger Freiheit gebracht werden müsse.

Nach Kommonforts Fall erst provisorischer, dann (seit 1862) definitiver Präsident der Republik, hat der zapotekische Indianer mit dieser höchsten Würde die, wie es scheinen mußte, geradezu unerträgliche Bürde eines Krieges überkommen und übernommen, welcher über das Sein oder Nichtsein des Landes entscheiden sollte, den Krieg gegen die Armeen und Flotten Frankreichs, den Krieg auch zugleich gegen die mit den fremden Eindringlingen landesverrätherisch verbündete Pfaffen- und Rückwärtser-Partei.

Eine ungeheure Aufgabe! Der Zapoteke hat sie gelös't; nicht allein, aber doch als erster Vormann. Als solcher und als echter und rechter Principmann auf dem Felsgrund seiner unerschütterlichen Ueberzeugung stehend, hat er sich von dem Lug- und Trugspiel des Kaiserschwindels keinen Augenblick blenden oder täuschen lassen, hat auch im äußersten Mißgeschicke die Hoffnung, daß das gute Recht Mexiko's, dessen gesetzmäßiger Stabhalter er war, schließlich doch zu Ehren kommen und die republikanische Losung „Libertad y Independencia“ triumphiren werde.

Dieser Triumph der guten Sache über ein ruchloses Attentat

ist zu einem guten Theile der Triumph des schlichten Indianers aus der Sierra de Oaxaka, welcher mit der richtigen Einsicht in die Lage und die Bedürfnisse seines Landes, mit der unwankbaren Entschlossenheit und zähen Ausdauer, welche ihn als Staatsoberhaupt kennzeichneten, in seinem persönlichen Auftreten und Gebaren ruhige Würde, lebhaftes und feines Gefühl und eine außerordentliche Sanftmuth und Milde zu paaren wußte.

Alles in allem: — Benito Juarez ist die bedeutendste geschichtliche Gestalt, welche innerhalb des Kreises europäischer Civilisation bislang aus der indianischen Rasse hervorgegangen.

5.

Jecker und Kompagnie.

Wenn ein wissender Mann es einmal aufgegeben hat, Menschen und Dinge durch die Idealbrille zu betrachten, so gibt es für ihn nichts belustigenderes als die Mund und Augen aufsperrende Verwunderung, womit ein naives Publikum vor der Weltgeschichtebühne sitzt und sich weismachen läßt, die aufgebauschte und aufgedonnerte Madame Histoire, welche da droben auf Moniteur-Kothurnen herumstelzt, sei die wirkliche und wahrhaftige Jungfrau Historia.

Verschafft euch Zutritt hinter den Kulissen, ihr lieben Leute! Da werdet ihr sehen, wie man die gemeine Gassendirne von Lorette zur genannten Madame herausstaffirt, um Gimpel damit zu fangen und sie zur Subskription auf „mexikanische Anleihen“ zu verführen.

In Paris hat man ja bekanntlich die theatralische „Mache“ von jeher aus dem Fundamente verstanden. Die Haupt- und Staatsaktion, betitelt „Mexikanische Expedition“ ist aber nicht nur mit dieser gewohnten Geschicklichkeit arrangirt und inscenirt worden, sondern auch mit einem gewissen diabolisch-kynischen Hohn, als wäre es

darauf angelegt, einmal so recht deutlich zu machen, was alles die dummen Teufel von Völkern sich bieten lassen.

Wie haben sich nicht die guten Franzosen mit dem Humbug: „La grande nation marschirt stets an der Spitze der Civilisation“ — humbugsiren und nasführen lassen! So sehr, daß die größere Hälfte der „großen Nation“ vor lauter an der Spitze der Civilisation Marschiren keine Zeit hatte, lesen und schreiben zu lernen und die fenster-, licht- und luftlosen Schweinekober, welchen noch jetzt Hunderttausende von bäuerlichen Behausungen in Frankreich auf's Haar gleichen, in Menschenwohnungen umzuwandeln. Der „Neffe des Onkels“ hat die Kitzelung der äffischen Eitelkeit der Franzosen bekanntlich zu einem Haupthilfemittel seiner Despotie gemacht. In der Krim, in Italien, in China, in Kochinchina, überall ward an der Spitze der Civilisation marschirt, derweil man daheim Frankreich anderweitig glücklich machte.

Am theuersten ist das „an der Spitze der Civilisation Marschiren“ in Mexiko den Franzosen zu stehen gekommen. Die Tausende und wieder Tausende von armen Soldaten, die Hunderte und wieder Hunderte von Millionen, welche die mexikanische Expedition gekostet hat, wer hat sie genau gezählt? Eine klare Rechnung wird vielleicht nie gestellt werden oder gestellt werden können. Aber was thut das? Frankreich ist ja, wie jedermann weiß, zu jeder Zeit und unter allen Umständen „reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen“, und jedes Volk hat bekanntlich die Regierung, welche es verdient.

Es ist sehr ergötzlich, die Schwulstoden und Bombasthymnen, welche der kaiserliche Moniteur und die gesammte bonaparte'sche Presse über die Motive der Expedition nach Mexiko angestimmt haben, mit der nachstehenden Geschichte zusammenzuhalten.

Während seiner Gegenpräsidentschaft hatte der General Miramon mit einem gewissen Jecker, Schweizer von Geburt und später (1862) als Franzose naturalisirt, ein Geldgeschäft gemacht. Der Jecker streckte dem General die Summe von 7,452,140 Francs

vor; davon aber nur 3,094,640 Fr. in barem Gelde, die größere Hälfte in Werth-, beziehungsweise Unwerthpapieren. Hierfür erhielt Herr Jecker von dem Afterpräsidenten auf die Staatskasse der Republik Mexiko lautende Schuldbriefe im Betrag von — 15 Millionen Pesos (75 Millionen Francs in runder Summe). Diese gesammten Schuldverschreibungen — so setzte am 15. Juli von 1862 Lord Montagu im englischen Unterhause auseinander — verkaufte Jecker an den damaligen französischen Gesandten in Mexiko und dieser an andere Leute, bis sie zuletzt in den Händen des Herrn de Morny, des Halbbruders Napoleons des Dritten von mütterlicher Seite, sich befunden hätten. Lord Montagu deutete sogar sehr merkbar an, daß noch höher stehende Personen als Morny an dieser Jeckerei mitbetheiligt gewesen seien. Wie dem gewesen sein mag, genug, die französische Regierung verlangte von Mexiko die Rückzahlung des jeckerischen Anleihens und zwar im Betrage von 15 Millionen Pesos[1]). Der Präsident Juarez erklärte, daß, obgleich

---

1) Depesche Sir Ch. Wyke's, englischen Gesandten in Mexiko, vom 19. Januar 1862 an den Grafen Russel. — Schreiben des Grafen Russel vom 3. März 1862 an den Grafen Cowley, englischen Gesandten in Paris. — Depesche Cowley's vom 5. März 1862 an Russel. — Graf Keratry, welcher sich um die Geschichte der mexikanischen Expedition schon früher die bedeutendsten Verdienste erwarb, hat dieselben noch gemehrt durch seine lichtvolle, gründliche, aktenmäßige Abhandlung „La créance Jecker, les indemnités françaises et les emprunts mexicains," gedruckt in den beiden Novemberheften der „Revue contemporaine" von 1867. Nach dem Falle des Banditen-Empire vom December 1851 wurde unter vielen andern zur Illustrirung desselben dienenden Dokumenten in den Tuilerien auch ein vom 8. December 1869 datirter und an den Kabinetschef Napoleons des Dritten, M. Conti, gerichteter Brief des Schwindlers J. B. Jecker aufgefunden und in den „Papiers et Correspondance de la famille impériale" (Paris 1871), t. I, p. 1, veröffentlicht. Dieser Brief, welcher das Einverständniß Jeckers mit Morny zum Zwecke einer infamen Geldschneiderei vollkommen bestätigte und überhaupt darthat, daß die Genesis der mexikanischen Expedition die schmutzigste von der Welt war, mußte den Apologeten des maximilianischen

der ganze Handel ungesetzlich gewesen, die Republik um des Friedens willen bereit sei, die vom Jecker dem Miramon wirklich geliehene Summe anzuerkennen und zu erstatten, nicht aber die 15, d. h. 75 Schwindelmillionen.

Damit wäre aber den Leuten, welche dieses allerliebste Geschäft unternommen hatten, natürlich nicht gedient gewesen. Sie verlangten den Betrag ihrer „Bons“ und Frankreich mußte schließlich auch diese „Gloire“ bezahlen. Denn die Inhaber der miramon'schen Schuldbriefe sind in Folge der mexikanischen Expedition befriedigt worden und haben sich also in diesem Falle Schwindelmillionen in wirkliche verwandelt, was bekanntlich nicht so häufig zu geschehen pflegt wie das Umgekehrte.

Im Februar von 1863 kam die Jeckerei im Corps législatif zur Sprache. Diese Versammlung war nämlich seit 1857, wo 5 Republikaner in dieselbe gewählt worden, nicht mehr eine so ganz „stumme“, wie es im Interesse des Bonapartismus zu wünschen

---

Kaiserschwindels sehr ungelegen kommen. Diese Apologeten (W. v. Montlong, Prinz Salm, Dr. S. Basch, Fr. von Hellwald) haben in ihren bezüglichen Schriften zur Aufklärung dieses Kaiserschwindels viel Verdankenswerthes beigebracht, aber ein rücksichtsloses Hinstellen der Wahrheit, daß es blanke Narrheit war, auf so bodenlos schmutziger Basis etwas Ehrliches, Ehrenhaftes und Dauerndes erbauen zu wollen, sucht man bei ihnen vergebens. Als ich meinen Essay zum erstenmal bekannt machte (Februar 1868), stand das verhuell'sche Banditen-Empire scheinbar noch im Vollglanze seiner Herrlichkeit und war also die Anbetung Napoleons des Dritten ein Glaubenssatz aller schlecht- und knechtschaffenen Skribenten Europa's. Ganz in der Ordnung also, daß mein „Trauerspiel in Mexiko“ für alle Hofpublicisten — es waren auch schweizerische darunter — zu einem erschrecklichen Aergernisse wurde. Seither wird sich der Zorn dieser Herren wohl etwas abgekühlt haben: der Bovist, vor welchem sie krochen und räucherten, ist ja ab und todt. Mir aber gereicht es zur Genugthuung, daß meine Auffassung und Darstellung des mexikanischen Abenteuers schon i. J. 1868 die richtige war, so zwar, daß alle seitdem erschienenen Beiträge zur Geschichte dieses Abenteuers nicht eine einzige bedeutsame Aenderung meines Textes nöthig gemacht haben.

gewesen wäre. Die kleine republikanische Opposition griff den ganzen Riesenhumbug des mexikanischen Unternehmens entschieden an und Jules Favre beleuchtete insbesondere das jeckerische Geschäft. Er äußerte, mit den Waffen Frankreichs habe man die 75 Millionen zurückgefordert, während man doch wissen mußte und zweifelsohne wußte, daß alle die Schuldverschreibungen, welche dieser Forderung zu Grunde lägen, auf ein schmähliches Wuchergeschäft basirt und zum vierten Theil ihres Nominalwerthes aufgekauft seien und zwar, wohlverstanden! noch bevor der Jecker als Franzose naturalisirt worden sei. Trotzdem habe man denselben als ein französisches Opfer mexikanischer Anarchie und Treulosigkeit hingestellt und seine Sache ohne weiteres zur Sache Frankreichs gemacht. Die Herren von der Regierung würden ja wohl wissen, warum. Die Erwiderung des „Sprechministers“ Billault, eines Renegaten mit einer Stirne von Bronze, fiel ganz kläglich aus. Er schwatzte von der Leichtfertigkeit und Lebhaftigkeit der französischen Einbildungskraft, welche gar zu gerne an „skandalöse Insinuationen“ glaube, und sagte, es würde ihm leicht sein, das Gegentheil von allem zu beweisen, was Favre vorgebracht habe; allein er hütete sich wohl, diesen Beweis auch nur von ferne zu versuchen. Favre hatte eben einfach die Wahrheit gesagt.

Der finanzielle Theil des mexikanischen Handels entsprach überhaupt dem Charakter des Ganzen. Lug und Trug von A bis Z. Jedermann weiß, welche Mittel aufgeboten wurden, um die Franzosen zur Betheiligung an den „mexikanischen“ Anleihen zu bewegen, die in Mexiko selbst nicht den allergeringsten Anklang gefunden haben. Was es mit dem angeblichen „Imperialismus“ der Mexikaner auf sich hatte, erhellte schreiend aus der Thatsache, daß von den Obligationen dieses zur Begründung der Monarchie in Mexiko kontrahirten Anleihens nicht eine einzige im Lande selber untergebracht werden konnte. Sogar von den mexikanischen Mitgliedern des Kaiserschwindelkomplotts hat nicht ein einziges sich

herbeigelassen, auf die Anleihe zu subskribiren. Diese Herren wußten eben besser als die armen unwissenden Philister von kleinen Rentiers in Frankreich, welche Hoffnungen auf ein mexikanisches Kaiserthum zu setzen seien. Im übrigen sind von den 500 Millionen der sogenannten mexikanischen Anleihe nicht mehr als etliche 40 zur Zeit des Kaisertraums in die Staatskasse Mexiko's und 8 in die Tasche des Prinzen selbst geflossen, welcher, wie eine Depesche des nordamerikanischen Staatssekretärs Seward unhöflich sich ausdrückte, „vorgab, Kaiser von Mexiko zu sein“.

6.

Das Komplott.

Vom Jahre 1830 an hatten sich alle Plattköpfe und Schablonenpolitiker der Täuschung und Hoffnung hingegeben, der zweischlächtige Balg Konstitutionalismus müßte zu einem Riesen aufwachsen, welcher nach rechtshin dem Absolutismus und nach linkshin dem Demokratismus die Stange halten und mit dieser so zu sagen Balancirstange das tausendjährige Reich der richtigen Mitte und liberalen Mittelmäßigkeit herbeiwinken würde. Der Balg hat aber diesen Erwartungen seiner Säugammen und Wärterinnen, der französischen Doktrinäre und der deutschen Professoren, sehr schlecht entsprochen. Er ist nur zu einem „Wasserkopf“ und „Kilkropf“ ausgewachsen, zu einem armen Ding von „Fex“ oder „Löhl“, welcher mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in größeren und kleineren Schaubuden, so man „Kammern“ nennt, Grimassen schneiden und Kapriolen machen darf, damit das Völker-Publikum was zum Gaffen habe.

Das vielverschrieene und vielverfluchte Jahr 1849 verdient bei näherem Zusehen die ihm widerfahrene schlechte Behandlung

gar nicht; denn es war ja wohl unstreitig der Wendepunkt, von wo ab die Faxen und Flausen des konstitutionellen Fex mehr und mehr in ihrem wahren Wesen erkannt und nach ihrem wirklichen Werthe taxirt wurden. Es ist auch ein schätzenswerthes Verdienst der mit dem Jahre 1849 obenauf gekommenen Rückwärtserei, daß sie den kläglichen Grimassirer, Gestikulirer und Deklamirer recht brutal geschurigelt hat. Das trug zur allmälig anhebenden Klärung der politischen Anschauungen sehr viel bei, indem es allen, die überhaupt zu sehen vermochten und sehen wollten, deutlich zeigte, daß die Riesenhaftigkeit des mehrgenannten Balges Wind und Dunst und die vielbesungene Balancirstange nur ein ordinärer Stock sei, zu weiter nichts tauglich, als bei Gelegenheit seinen eigenen Träger damit durchzubläuen.

Seither ist der Principienkampf auf die einfache Formel zurückgeführt: Entweder Absolutismus oder Demokratismus. Was zwischen diesen beiden Polen mitten inne liegt, ist nur werth, von denselben zerquetscht zu werden, und wird es auch.

Der Decembermann von 1851 hat das klar erkannt, und da er als „Neffe des Onkels“ selbstverständlich Absolutist sein wollte, so fand er, daß sein „Stern“ ihm die Mission zugewiesen habe, dem absolutistischen Princip den Sieg über das demokratische zu verschaffen. Nicht etwa nur in Frankreich, nein, in ganz Europa, und nicht nur in Europa, sondern, wo möglich, auch in Amerika. Bei Erfüllung einer derartigen weltgeschichtlichen Mission sind aber, wie kaum gesagt zu werden braucht, die Bedenken und Skrupel der kleinbürgerlichen Moral durchaus unzulässig. Was ist überhaupt die Moral? Ein relativer Begriff, ein blankes Ding, welches eben nur deßhalb stets so blank aussieht, weil es in der Welt von jeher sehr wenig gebraucht wurde. Ueberdies hat die „Staatsraison“ bekanntlich zu allen Zeiten den Satz geheiligt und bethätigt, daß der „Popanz der Sittlichkeit“ nur für die „Roture“ und für die „Kanaille“ da sei. Sich von demselben verunbequemen oder gar

schrecken zu lassen, zeigt klärlich eine „inferiore“ Natur an. Die „superioren“ stehen über dem Gesetze. Natürlich braucht in „Thronreden“, „Rundschreiben“, „offenen Briefen“ und dergleichen Schaustücken für den gaffenden Pöbel mehr von dieser Thatsache nicht gerade die Rede zu sein. Die Welt will ja die Wahrheit nicht wissen, warum sie also damit behelligen?

Der schlaue Rechner, welcher aus dem verwickelten Rechenexempel der Februarrevolution so viele Millionen Stimmen zu seinen Gunsten herauszurechnen gewußt hatte, fing unmittelbar nach dem italischen Feldzug von 1859 an, das mexikanische Rechenexempel zu „studiren“. Es that sich ja da drüben im Lande Montezuma's ein so einladend weites Gebiet auf, allwo die französische Gloire ihren Rosinante nach Herzenslust herumtummeln konnte, um ob solcher Tummelei zu vergessen, wo und, ach, wie daheim die Schuhe sie drückten. Als dann vollends der mit 1860 ausbrechende Rebellenkrieg der südstaatlichen Sklavenbarone gegen die Union ganz neue und ungeheuer günstige Ziffern in das mexikanische Rechenexempel hineinstellte, da wurde die Beschäftigung damit eine sehr eifrige, eine fast leidenschaftliche. Wie vor Zeiten Katharina die Zweite von ihrem „polnischen Projekt“ und von ihrem „türkischen Projekt“ gesprochen hatte, so sprach Napoleon der Dritte jetzt von seiner „großen Idee“, welche Mexiko hieß. Das Ding sah freilich sehr abenteuerlich aus, aber nur um so reizender, wenigstens für den „Abenteurer von Bologna, Straßburg und Boulogne“, über dessen „Abenteuerlichkeit“ man so viel gelacht hatte, bis er zuletzt die Lacher auslachen konnte und mit Cayennepfeffer überstreuen, daß ihnen die Augen überliefen.

Zu Anfang des Jahres 1861 waren in Paris die mexikanischen Emigranten, der weiland Afterpräsident Miramon, der Erzbischof La Bastida — bei jedem weltgeschichtlichen Lug- und Trugspiel ist herkömmlicher Weise ein Pfaffe als Hauptmantscher thätig — der General Almonte (seine indianische Mutter hatte ihn dem

Pfarrer Morales auf einem Berge, al monte, geboren, daher der Name), und die Herren Hidalgo, Lopez und Gutierrez d'Estrada mit brennendem Eifer am Werke, den Ballon des Kaiserschwindels zusammenzuplätzen und mit dem blauen Lügendunst zu füllen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung von Mexiko sei monarchisch gesinnt und mit Sehnsucht der Aufrichtung eines Thrones gewärtig. Im gleichen Sinne wie in den Tuilerien wurde auch im Vatikan gemunkelt und gemantscht. An letzterem Orte insbesondere zu dem Zwecke, im Feuer pfäffischer Intrike die geistlichen Blitze zu glühen, womit der Papst — so log man ihm vor — die nicht genug zu vermaledeienden Liberalen, Ketzer und Freimaurer da drüben in Mexiko zermalmen müßte und würde. Der liebe Pius versprach von Herzen alle seine freie Zeit, welche die schwere Arbeit am „Syllabus“ und die Heiligsprechungen von ketzerschmorenden Arbuessen ihm übrig ließen, auf das große Werk der Wideraufrichtung von Thron und Altar in Anahuak zu verwenden.

Die französische Regierung, in welcher, „spanische Sympathieen obenauf waren (dans le sein duquel prévalaient des sympathies espagnoles)“, ließ, vorerst noch im Geheimen, der wühlenden, lügenden, ränkelnden mexikanischen Emigration ihre Ermuthigung, Unterstützung und Förderung angedeihen. Sie und der Papst brachten die mexikanischen Verschwörer und Vaterlandsverräther auch mit dem Erzherzoge Maximilian und seiner Frau in persönliche Beziehungen.

Aber was hatte es doch mit den am französischen Hofe vorherrschenden „spanischen Sympathieen“ für eine Bewandtniß? Je nun, das war „durch die Blume“ gesprochen, wie man eben in dem glücklichen Frankreich des zweiten Empire nicht selten zu sprechen sich veranlaßt sah. Die Sache ist diese, daß eine Dame von spanischer Herkunft in den Tuilerien einen sehr breiten Raum einnahm, welchen sie ja wohl schon als Erfinderin der Krinoline ansprechen durfte und mußte. Diese Dame hat von Anfang an alle ihre zehn

niedlichen Finger in dem mexikanischen Handel gehabt und die Expedition nach dorthinüber als einen Kreuzzug zu Ehren des alleinseligmachenden Glaubens nach Kräften gefördert. Zu diesen „spanischen Sympathieen" kamen die Machenschaften von Jecker und Kompagnie. 75 Millionen sind selbst in unserer Zeit des Milliardenschwindels keine zu verachtende Bagatelle. Die Theilhaber am Geschäfte der Jeckerei wollten ihr „Benefice" haben.

Bei dem „weitausschauenden und fernhintreffenden" Blick, welchen man Napoleon dem Dritten nachrühmte, stand mit Bestimmtheit zu erwarten, daß der Kaiser, sowie er die mexikanische Frage zu „studiren" angefangen hatte, darin eine hochwillkommene Aufforderung sah, dem Winken seines Sterns zu folgen und seine Mission, die Demokratie mit der Wurzel auszurotten, in Erfüllung zu bringen. Im Vorschritte des nordamerikanischen Bürgerkrieges reifte seine „große Idee" mehr und mehr zu fester Entschließung heran. Die Rebellion der Sklavenjunker gegen die große Republik jenseits des Oceans mußte nothwendigerweise seine Sympathie im höchsten Grade erregen, wie sie ja auch die herzliche Theilnahme und Parteinahme der englischen Hierarchie und Aristokratie und aller festländischen Pfaffen und Junker erregte. Wie die englischen Hochkirchler, Oligarchen und Spekulanten in schamlosester Weise die Sache der rebellischen Sklavenzüchter unterstützten, ist bekannt. Napoleon der Dritte faßte und behandelte aber die Sache in viel größerem Stil. Er kombinirte die südwestliche Empörung gegen die Union mit dem mexikanischen Handel und zog aus den Prämissen dieser Thatsachen die Schlußfolgerung, daß hier eine herrliche Gelegenheit gegeben sei, den Gedanken der Demokratie da, wo er in der modernen Zeit zuerst zu einer großartigen Wirklichkeit geworden war und wo er seinen festesten Rückhalt hatte, mit einem geschickt geführten Stoße tödtlich in's Herz zu treffen.

Sehr begreiflich, daß diese Idee dem Kaiser der Franzosen so

groß erschien, daß er sie, wie schon gemeldet, seine „große“ par excellence nannte.

In Wahrheit, das Ding war verführerisch, sehr verführerisch. In Amerika festen Fuß fassen, den Franzosen eine neue tüchtige Dosis von Gloire-Opiat eingeben, in Mexiko einen Thron aufrichten und auf demselben vorderhand einen Vasallen Frankreichs installiren, von Mexiko aus den ohne Zweifel siegreichen südstaatlichen Rebellen die Hand reichen, mit ihrer Hilfe die Union sprengen, die einzelnen Theile derselben monarchisiren und zu einer Reihe französischer Lehnsstaaten zu gestalten, dadurch die Nichtigkeit der Demokratie ad oculos demonstriren und also den Cäsarismus auch jenseits des Weltmeers triumphiren machen — welch' ein Traum! Schade nur, daß solche Herrscherträume den Völkern so unermeßlich viel Schweiß, Blut und Thränen kosten. Aber wer wird auch die Weltgeschichte von so kleinbürgerlich-sentimentalem Standpunkte aus ansehen? Wozu wären die Völker überhaupt da, wenn sie die Träume ihrer Herren nicht bezahlen sollten und wollten?

Träumen und Träume verwirklichen ist jedoch zweierlei, sehr zweierlei.

Zuvörderst freilich blinkte und winkte der Stern des Bonapartismus sehr hoffnungs- und verheißungsvoll. Das Komplott gegen Mexiko, von allerhöchsten, allerschönsten und allerheiligsten Händen gehätschelt, gefüttert und in Gang gesetzt, marschirte prächtig. Die ersten, in's Jahr 1860 zurückreichenden Anspinnungen mit dem Erzherzog Maximilian wurden im Laufe des Jahres 1861 schon zu festeren Fäden gedreht. Kuriere dampften, Telegramme flogen zwischen Paris, Wien, Rom und dem hoch auf der Punta Griguana gelegenen Miramare hin und her.

Zu Ende des letztgenannten Jahres, also gerade zur Zeit, wo die kraft des Vertrags vom 31. Oktober zwischen Frankreich, Spanien und England beschlossene Schuldforderungsexpedition nach Mexiko zur Ausführung kommen sollte, gab der Erzherzog eine

vorläufige Erklärung ab, daß er die Kaiserkrone von Mexiko, welche ihm Gutierrez d'Estrada im Namen seiner Mitverschworenen, d. h. im Auftrage Napoleons des Dritten angeboten hatte, annähme; aber nur „unter der Bedingung, daß Frankreich und England ihn mit ihrer moralischen und materiellen Garantie zu Lande und zu Wasser unterstützten".

Dieses in spanischer Sprache geschriebene und an Gutierrez d'Estrada gerichtete Aktenstück wurde, ohne allen Zweifel mit Vorwissen und Bewilligung des französischen Hofes, von Paris aus nach Mexiko geschickt und zwar an einen ehemaligen Minister Santa-Anna's, Don Aguilar, welcher in engster Verbindung mit dem General Marquez schon seit zehn Monaten daran gearbeitet hatte, dem Komplott auch in Mexiko auf die Beine zu helfen und, wie Marquez am 18. Januar von 1861 seinem Mitverschworenen geschrieben hatte, „die politische, sociale und militärische Reaktion zu organisiren".

Die französische Regierung hielt das Komplott und den aus demselben resultirenden eigentlichen Zweck der vorbereiteten Expedition nach Mexiko vor der englischen geheim, bis der Umstand, daß Maximilian auch den moralischen und materiellen Schutz Englands zur Bedingung seines Eingehens auf den Kaiserschwindel machte, Napoleon und seinen Minister Thouvenel nöthigte, in London wenigstens einige unbestimmte Andeutungen über das, was im Werke sei, geben zu lassen. Allein das englische Ministerium machte schon zu diesen unbestimmten Andeutungen eine so üble Miene, daß man es in Paris bereute, auch nur soweit sich herausgelassen zu haben. Der englische Gesandte am französischen Hofe, Lord Cowley, schrieb am 2. Mai 1862 an den Chef des auswärtigen Amtes, Earl Russel, er habe den Minister Thouvenel mehrmals dieser Sache wegen interpellirt und derselbe habe ihm die kategorische Versicherung gegeben: „Es wird dem mexikanischen Volke keine Regierung aufgedrungen werden (aucun gouvernement

ne sera imposé au peuple mexicain)“. Lord Cowley gab sich aber damit noch nicht zufrieden. Es war ihm ein Geraune von der Kaiserschaftskandidatur des Erzherzogs Maximilian zu Ohren gekommen und er richtete an Monsieur Thouvenel die Frage, ob hierüber etwa zwischen Frankreich und Oestreich unterhandelt würde. Der Minister Napoleons verneinte das mit Bestimmtheit und erklärte, nur Mexikaner hätten Unterhandlungen mit dem Erzherzog angeknüpft.

Bei jedem Schritte, den man in diesem Trugspiele vorwärts thut, stolpert man über officielle Lügen.

7.

Die Krone gemacht und gebracht.

England war mißtrauisch geworden und ging den Vertrag vom 31. Oktober nur mit Vorbehalten ein, wünschte auch, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ja ebenfalls Forderungen in und an Mexiko hatten, zum Beitritt eingeladen würden. Diese Einladung erging dann wirklich, wurde aber in Washington abgelehnt und in seinem vom 4. December 1861 datirten Ablehnungsschreiben betonte es Seward, daß zwar die Union den drei verbündeten Mächten das Recht, Mexiko zu bekriegen, um den Beschwerden ihrer Angehörigen Abhilfe zu verschaffen, nicht bestreiten wollte, jedoch mit Bestimmtheit erwartete, daß den Mexikanern, gegen welche, als gegen ein benachbartes und republikanisch regiertes Volk die Vereinigten Staaten freundschaftliche Gesinnungen hegten, inbetreff der Form ihrer Staatsverfassung durchaus kein Zwang angethan werde.

Das war ein erstes, entferntes, aber doch verständliches Drohmurren des Brother Jonathan. In London und sogar in

Madrid verstand man dieses Drohmurren gar wohl, während man sich in Paris hochmüthig den Anschein gab, es gar nicht zu hören, und im Stillen dabei dachte: Wartet nur, vermaledeite Yankees, unsere lieben Freunde, die Sklavenbarone der Südstaaten, werden euch den Kopf schon zurechtsetzen!

Da man mit der Wahrheit bekanntlich nicht sehr weit kommt in dieser Welt, so that Frankreich so, als wäre es von ganzem Herzen damit einverstanden, daß auf Englands Betreiben in den Oktobervertrag die ausdrückliche Erklärung aufgenommen wurde, die „kontrahirenden Mächte würden in keiner Weise in Mexiko eine Gebietserwerbung oder sonst irgend einen besonderen Vortheil suchen, noch auch auf die inneren Angelegenheiten des Landes einen Einfluß ausüben wollen, welcher das mexikanische Volk in der freien Wahl seiner Verfassung und Regierung irgendwie beschränkte."

Zu Anfang des Jahres 1862 waren die Geschwader der drei verbündeten Mächte auf der Rhede von Verakruz vereinigt und war die Stadt selber, nachdem die Mexikaner dieselbe geräumt hatten, in den Händen ihrer an's Land gesetzten Truppen. Die Engländer hatten, wie um von vorneherein gegen eine Expedition weiter landeinwärts zu protestiren, nur Marinesoldaten gelandet. Die Spanier waren in der Stärke von 7000 Mann an's Land gegangen. Die Franzosen zunächst mit nur 3000 Mann, welche aber durch Nachschübe so verstärkt wurden, daß ihre Verbündeten dadurch stutzig gemacht und zu dem Argwohn veranlaßt wurden, Napoleon der Dritte müßte neben dem gemeinsamen Unternehmen noch seine besonderen Zwecke verfolgen. Das hieß die Wahrheit errathen, die Wahrheit, welche ein wissender Mann, ein französischer Soldat, der Graf Kératry, also formulirt hat: „La défense de nos nationaux, le désir de venger les outrages subis par eux, outrages dont il faut en justice accuser plûtot tout le Mexique que Juarez, tout cela n'était qu'un prétexte relégué d'avance au second plan de l'entreprise. Mais on l'invoquait pour débar-

quer des troupes sur le territoire de la république et y prendre pied, jusqu'au jour où le gouvernement français pourrait inaugurer librement sa politique dans le Nouveau-Monde."

Auf die halberrathenen Geheimpläne der Franzosen blickten übrigens die Spanier fast mit noch größerem Argwohn als die Engländer, was sich leicht aus der Thatsache erklärt, daß auch sie, die Spanier, Absichten verfolgten, welche mit dem officiellen Programm der Expedition keineswegs im Einklange standen. Am Hofe zu Madrid träumte man nämlich ebenfalls, wenn auch nicht ganz so ausschweifendkühn wie am Hofe zu Paris. Ja, man träumte dort von der Möglichkeit, die spanische Herrschaft in Mexiko wieder herzustellen, und insbesondere hatte der an die Spitze des spanischen Expeditionskorps gestellte General Prim diesen spanischen Hoftraum genährt in der sehr lebhaften Hoffnung, es könnte bei dieser Gelegenheit für ihn selber ein mexikanisches Vicekönigthum, ja vielleicht sogar ein unabhängiges mexikanisches Königthum mit abfallen. Als aber der Herr Graf von Reus herausgewittert hatte, womit die Franzosen umgingen, sah er ein, daß die Halb- oder Ganzkrone Mexiko's für ihn doch zu hoch hinge, und bestimmte dann in seinem Aerger den madrider Hof, die spanische Expedition schleunig zurückzuziehen.

Zunächst gaben die Engländer und die Spanier ihren Verbündeten deutlich zu merken, daß sie die erwähnte Klausel im Oktobervertrag eingehalten wissen wollten, indem sie darauf bestanden und es durchsetzten, daß dem weiland Afterpräsidenten Miramon und seinem Mitgesellen, dem Pater Miranda, die Landung in Veracruz untersagt wurde. Die Miramon, Miranda, Almonte, Bastida und Mitkomplottirer mußten also vorerst noch zuwarten, bis die französische Politik mehr und mehr sich entschleierte. Dann durfte diese Rotte von Dunklern, Dieben, Mördern und Verräthern ins Land zurückkehren, um unter dem Schutze der Fahne des kaiserlichen Frankreichs alle Gräuel des Bürgerkrieges wieder in Gang zu bringen.

Zunächst und bevor es soweit kam, wurde den Franzosen der Vorwand entzogen, welcher sie angeblich nach Mexiko geführt hatte. Denn die mexikanische Regierung that ihre Bereitwilligkeit dar, den gegründeten Beschwerden und Forderungen der Verbündeten gerecht zu werden.

Der General Prim, als nomineller Oberbefehlshaber der gesammten Expedition, hatte mit Doblada, dem Minister des Präsidenten Juarez, am 19. Februar eine Zusammenkunft in dem zwischen Verakruz und Orizaba gelegenen Dorfe La Soledad. Hier wurde die Präliminarkonvention von La Soledad vereinbart. Dieselbe bestimmte, daß am 15. April in Orizaba Konferenzen über die streitigen Punkte zwischen Kommissären der Verbündeten und Bevollmächtigten des Präsidenten Juarez eröffnet werden sollten. Während der Dauer dieser Verhandlungen sollte es den Truppen der Alliirten, um aus der ungesunden „Tierra caliente", wo sie vom Vomito decimirt wurden, wegzukommen, gestattet sein, Orizaba, Kordoba und Tehuakan zu besetzen. Juarez ratificirte diese Konvention, der Graf Reus, der englische Kommodore Dunlop und der französische Admiral Jurien de la Gravière — er war nicht mit in dem Geheimnisse seiner Regierung — thaten ebenso. Doblado erhielt vom mexikanischen Kongresse unbeschränkte Vollmacht, mit den Verbündeten zu unterhandeln, und seine Abmachungen sollten nur der Sanktion des Präsidenten bedürfen.

Daraufhin setzten sich die Franzosen nach Tehuakan, die Spanier nach Kordoba und Orizaba in Marsch, die wenigen Engländer aber, welche an's Land gesetzt worden, schifften sich schon jetzt wieder ein.

Der Weg einer friedlichen Ausgleichung schien also betreten; allein bald wurde es klar, wer diesen Weg nicht gehen wollte. Schon am 9. April kam es in Orizaba zwischen den Kommissären der drei Mächte zu Erörterungen, welche die schlechtgenähte Allianz aus den Nähten gehen machten. Der französische Kommissär,

Monsieur Dubois de Saligny, ein intimer Freund Almonte's und durch diesen in engster Verbindung mit der mexikanischen Pfaffenpartei, erklärte im Namen seines Kaisers, die Konvention von La Soledad sei unverträglich mit der Würde Frankreichs; ferner, die französische Regierung wolle nicht mehr mit dem Präsidenten Juarez unterhandeln, und endlich, der Marsch der Truppen nach der Hauptstadt sei unerlässlich zum Schutze der französischen Interessen.

Bedurfte diese von seiten des vertrauten Trägers der Politik Napoleons des Dritten abgegebene Erklärung noch einer Illustration, so ward eine solche in wenigen Tagen geliefert, indem Almonte in Orizaba erschien, unter dem Schutze des Herrn Dubois de Saligny als „Präsident" der Republik Mexiko sich proklamirte und eine „Regierung" organisirte.

Die Engländer und Spanier merkten jetzt, wie sehr sie gehumbugsirt worden seien, und machten, daß sie aus Mexiko hinauskamen. Der geäffte Prim, dem der Kaiser der Franzosen allerlei chimärische Hoffnungen vorgegaukelt haben sollte, konnte sich nicht enthalten, seinem Verdruß in einem Briefe an Napoleon dadurch Luft zu machen, daß er ihm sagte, die Hoffnungen und Absichten desselben in Beziehung auf Mexiko seien auch nur Chimären. Denn er schrieb: „Die höheren Klassen und konservativen Interessen, auf die man sich etwa stützen könnte, üben hier auf die Massen keinen Einfluß mehr aus. Vierzig Jahre republikanischer Regierung, die trotz der Anarchie und der aus derselben hervorgegangenen Uebel zurückgelegt sind, haben auf diesem Boden demokratisch-republikanische Sitten und Gewöhnungen bis in die Sprache hinein ausschließlich festwurzeln lassen. Die Mexikaner werden darum keinen von Frankreich ihnen aufgezwungenen Monarchen annehmen." Eine ähnliche Anschauung hatte während seines Aufenthalts in Mexiko der englische Kommodore Dunlop gewonnen. Er berichtete an seine Regierung: „Ich bin der Ueberzeugung, daß von allen

Parteien hier zu Lande einzig und allein die klerikale der Monarchie zugeneigt ist und zwar durchweg nur deßhalb, weil die Monarchie ihr als das einzige Mittel erscheint, wieder Einfluß zu gewinnen. Zur klerikalen Partei gehört alles im Lande, was bigot und fanatisch ist; sie ist rückwärtsig in der Politik und stemmt sich gegen den Geist der Zeit; endlich ist sie der Mehrheit des Volkes verhasst, maßen diese Mehrheit einer freisinnigen Politik huldigt." Graf Russel hat die Summe seiner in Mexiko eingeholten Erkundigungen im Oberhause so gezogen: „In den großen Städten gibt es unter den reicheren Klassen etliche Personen, welche für die Monarchie gestimmt sind; die Mittelklassen jedoch hängen der Republik fest an."

Am 2. Mai verließen die letzten Spanier Verakruz. Die letzten Engländer waren schon früher weg. Die Franzosen blieben demnach allein zurück und konnten, ihrer Verbündeten entledigt, jetzt wieder einmal nach Herzenslust „an der Spitze der Civilisation marschiren".

Diesen Civilisationsmarsch in seinen kriegsgeschichtlichen Einzelheiten zu verfolgen, ist weder Aufgabe noch Absicht des vorliegenden Essay, dessen Verfasser die breite und wohlgefällige Behandlung der Kriegsgeschichte überhaupt als eine Barbarei verabscheut. Für seinen Zweck reicht es aus, die entscheidenden Akte auf dem Kriegstheater anzudeuten ....

Napoleon der Dritte hatte die Konvention von La Soledad verworfen, weil er keinen Frieden mit der Republik Mexiko wollte, sondern den Krieg. Er fühlte sich ja doppelt gebunden: erstens an seine „große" Idee und zweitens durch die Abmachungen mit dem Erzherzoge Maximilian. Während aber, wie wir sahen, jenseits des Oceans schon im April von 1862 zu Orizaba die französische Politik ihre bis dahin vorgesteckte Maske abthat, wurde diese in Europa noch immer beibehalten. Doch im Sommer des genannten Jahres mußten die Minister Billault und Rouher im Corps législatif die bestimmten Versicherungen abgeben, nur die Schirmung

der französischen Interessen habe die Eröffnung des Krieges gegen Juarez hervorgerufen und von Gründung einer Monarchie in Mexiko, sowie von einer Kandidatur Maximilians sei gar keine Rede. Billault fügte noch mit Betonung hinzu, „man werde es den Mexikanern durchaus überlassen, die Form ihrer Regierung zu bestimmen.“ Wozu wären denn die Lügen da, als um gelogen zu werden?

Aber Napoleon der Dritte hatte in dem mexikanischen Rechenexempel von Anfang an eine kleine Ziffer übersehen oder mißachtet, welche bald als eine große sich herausstellte: den schlichten Zapoteken, der auf dem Präsidentenstuhle von Mexiko saß. Wem konnte es auch einfallen, so einem „Kerl von Rothhaut“ irgendwelche Bedeutung beizulegen? Wer konnte sich träumen lassen, daß dieser Mensch es wagen würde, Sr. kaiserlichen Majestät von Frankreich, vor welcher die europäische Gesellschaft bis zu ihren höchsten Spitzen hinauf seit Jahren wie Rohr vor dem Winde sich beugte, zu widerstehen, zu widerstehen bis auf's äußerste, allen Gefahren trotzend, alle Lockungen verachtend?

In Wahrheit, Benito Juarez hat in einer Zeit, welche in niederträchtiger Erfolganbetung alle vorhergegangenen überholte, ein großes Beispiel gegeben. Er hat gezeigt, was ein redlicher Mann schon dadurch zu bedeuten habe und zu leisten vermöge, daß er unwankbar den Schaft der Princip- und Rechtsfahne festhält, ob nun diese Fahne siegreich vorwärts getragen oder geschlagen unter tausend Fluchtnöthen vor den Griffen der Feinde gerettet werde.

Juarez durchschaute ohne Zweifel von Anfang an den wahren Sinn und die wirkliche Absicht der französischen Expedition nach Mexiko. Er errieth, was die Machenschaften der Almonte, Hidalgo, Gutierrez, La Bastida und Mitverräther in Paris und Rom bezweckten. Alle diese Menschen waren ja sehr „fromm“ und konnte man also folgerichtig des schlimmsten von ihnen gewärtig sein. Der

Zapoteke ließ sich durch keine officielle und officiöse Lüge irremachen. Er wußte, was Mexiko von dem Decembermanne zu erwarten habe: — die Vernichtung der Republik und die Errichtung eines französischen Vasallenthrons auf den Trümmern derselben. Er aber faßte den Entschluß, unter allen Umständen seine Pflicht und Schuldigkeit als oberster Hüter der Republik zu thun, und so that er.

Auch anderwärts ließ man sich durch die der französischen Expedition nach Mexiko vorangestellten Vorwände über den eigentlichen Zweck derselben nicht täuschen: — im Weißen Hause zu Washington. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß Abraham Linkoln und seine Minister inmitten der Bedrängnisse des großen Bürgerkrieges dennoch sorgliche und theilnahmsvolle Blicke nach Mexiko hinüberrichteten. Sie fühlten, sie wußten ja, daß dort die Republik im Princip bedroht sei. Sie waren auch entschlossen, die Errichtung einer Monarchie in Mexiko nie und nimmer anzuerkennen; aber sie mußten vorderhand ihrer Zeit harren. Ueberzeugt, diese würde kommen, beschränkten sie sich auch jetzt schon keineswegs auf sympathisches Zusehen. Beweis hierfür, daß der „alte Abe“ an Juarez schrieb: „Wir befinden uns nicht in offenem Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf Geld, auf Geschütze und auf Freiwillige, deren Absendung wir begünstigen werden“. Und er hielt Wort; denn der arme Abraham Linkoln gehörte eben auch zu den altfränkisch-ehrlichen Leuten, welche nicht „realpolitisch“ genug sind, um zu begreifen, daß die Worte nur da sind, um Lug- und Trugstricke daraus zu drehen.

Ungeachtet dieser Unterstützung von seiten der Union — welche Unterstützung noch dazu erst dann ausgiebiger wurde, als die Sache der südstaatlichen Sklavenbarone allmälig dem Untergange sich zuneigte — war die Aufgabe des Präsidenten von Mexiko eine so ungeheure, daß sie wohl auch einen wackern und muthigen Mann an ihrer Durchführung verzweifeln machen konnte. Denn es be-

stand ja diese Aufgabe in nichts geringerem als der Macht Frankreichs und zugleich der mit dieser Macht verbundenen einheimischen Pfaffen- und Rückwärtserpartei zu widerstehen und zwar zu widerstehen an Spitze eines Staatswesens, welches so eben nur erst versucht hatte, aus dem Elend einer vierzigjährigen Anarchie heraus den ersten Schritt auf den festen Boden einer zeitgemäßen Verfassung und einer aufgeklärten und redlichen Verwaltung zu thun. Juarez verzweifelte nicht, wie denn ein Principmann nie zu verzweifeln braucht; denn er kann wohl untergehen, aber nie entehrt werden. Und das Glück hatte der standhafte Präsident, Mitpatrioten und Mitstreiter zu finden, die mit ihm unerschütterlich aushielten in dem großen Kampfe für die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Landes. In erster Linie stand da neben Juarez der General Porfirio Diaz, ein Indianer wie er, ein Gentleman von hoher kriegerischer Begabung, kühnster Tapferkeit und glühendster Vaterlandsliebe, ein Mann, auf welchen in jeder Beziehung das Eigenschaftswort „ritterlich“ anzuwenden wäre, so es nicht durch schnöden Mißbrauch längst seine ursprünglich-edle Bedeutung ganz verloren hätte.

Während Juarez und seine Generale, unter welchen in den Anfängen des Krieges Zaragoza die vortretende Rolle innehatte, die Mittel des Widerstandes rüsteten, befahl der Kaiser der Franzosen, beträchtliche Verstärkungen nach Mexiko zu senden, und ernannte den General Forey, einen der „Helden“ des 2. Decembers, zum Oberbefehlshaber des mexikanischen Unternehmens. An diesen schrieb er unterm 3. Juli 1862 im Schlosse Fontainebleau jenen, unstreitig zum großen Verdrusse seines Verfassers bekannt und berüchtigt gewordenen Brief, welcher, im schroffsten Gegensatze zu den Erklärungen der kaiserlichen Regierung in den Kammern, in officiellen Aktenstücken und in der Presse, die eigentlichen mexikanischen Absichten des Schreibers darlegte, obzwar auch jetzt noch unter der bekannten bonaparte'schen Verschleierung. Die entscheidende

Stelle des Briefes ist diese: — „Wenn in Mexiko eine dauerhafte Regierung unter dem Beistande Frankreichs hergestellt ist, so werden wir jenseits des Oceans der lateinischen Rasse ihre Kraft und ihren Glanz zurückgegeben haben (si un gouvernement stable s'y (en Mexique) continue avec l'assistance de la France, nous aurons rendu à la race latine, de l'autre côté de l'océan, sa force et son prestige).“

Aus dem Bonaparte'schen ins Deutsche übersetzt lautet das so: Wir wollen jenseits des Oceans der germanischen (angelsächsischen) Rasse die romanische gegenüberstellen, dem germanischen Princip der Selbstbestimmung der Individuen und der Selbstregierung der Völker das romanische Princip des Despotismus, dem amerikanischen Republikanismus den europäischen Cäsarismus, der Union-Demokratie eine mexikanische Monarchie, welche mit französischer Hilfe und im Bunde mit den südstaatlichen Sklavenzüchtern das weitere besorgen wird ... Da hieß es eben auch wieder einmal:

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen ...“

Charakteristisch, sehr charakeristisch ist auch im oben mitgetheilten Dokumente der Gebrauch des Wortes „prestige“, was bekanntlich eigentlich Blendwerk bedeutet. Es ist, wie jedermann weiß, eins der Leib- und Lieblingsworte des Imperialismus gewesen; im übrigen eine der windbeuteligsten Windbeuteleien, welche jemals auf- und ausgewindbeutelt worden sind, aber gerade darum so recht gemacht, einem äffisch-eiteln Franzosenthum als Leitseil durch die Nase gezogen zu werden. Der Kaiser kannte seine Franzosen gründlich. Er wußte, daß sich mit Tiraden, wie „Le prestige de la France“ — „Marcher à la tête de la civilisation“ — „Déployer le pavillon français“ — mexikanische Anleihen populär machen und alle Angriffe auf das mexikanische Unternehmen leicht pariren ließen — vorderhand. Was er aber lange nicht so

gründlich kannte, das war Mexiko und waren die Mexikaner, die er nach den jämmerlichen Exemplaren, welche an seinem Hofe gemunkelt und gemantscht hatten, beurtheilte, sowie nach den ganz falschen, auf gründlicher Unkenntniß beruhenden Berichten des Monsieur Dubois de Saligny, der seinem Gebieter vorgaukelte, die Franzosen würden auf ihrem Marsche nach der Hauptstadt von Mexiko überall als „Befreier“ (libérateurs) mit Triumphbogen und Lobgesängen empfangen werden.

Aus diesem „Prestige“ erklärt es sich, warum Napoleon der Dritte mit so unzureichenden Mitteln an die Zerstörung der Republik jenseits des Meeres gegangen ist und warum er namentlich gegenüber dem nordamerikanischen Bürgerkrieg eine Politik schwächlicher Halbheit befolgte. Er hatte die südstaatliche Rebellion im Geheimen ermuthigt, er hatte sie sogar offen als kriegführende Macht anerkannt und behandelt und dadurch natürlich den ingrimmigen Groll der Union herausgefordert. Aber in wunderlicher Verblendung ging er nicht weiter, während er doch, um sein mexikanisches Unternehmen triumphiren zu machen, den südstaatlichen Rebellen ohne Zaudern eine hilfreiche Hand reichen und ihre Sache zu der seinigen machen mußte . . . . .

Derweil war drüben in Mexiko nach dem Bruche der Konvention von La Soledad der französische Faustrechtskrieg gegen die Republik eröffnet worden, am 27. April 1862 von Orizaba aus. Bezeichnend genug geschah es mit einem abermaligen Wortbruche; denn der genannten Konvention gemäß hatten die Franzosen sich verpflichtet, falls die eingeleiteten Unterhandlungen sich zerschlügen, von Orizaba hinter die Linie des Chiquihuite zurückzugehen. Aber was hatte in dieser ganzen Angelegenheit ein Wortbruch mehr oder weniger zu sagen? Nichts. Oder doch etwas? Man darf diese Frage wohl dahin bejahen, daß die Wortbrüchigkeit, welche die Franzosen beim Beginne des Krieges wiederholt sich zu schulden kommen ließen, eine der Ursachen der feindseligen Stimmung gegen

sie gewesen ist, welche bald der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes sich bemächtigte.

Die Mexikaner waren auch gar kein so verächtlicher Feind, wie der französische Uebermuth sich eingebildet hatte. Durch die erst neuerlich mit so leichter oder gar keiner Mühe in China geholte Gloire aufgeblasen, glaubte man auch in Mexiko mit etlichen Brigaden alles machen zu können. Die Mexikaner waren aber denn doch keine Chinesen. Das erste Vordringen der Franzosen auf Puebla im Mai 1862 mißlang völlig. Sie wurden mit blutigen Köpfen nach Orizaba zurückgejagt, wo sie sich in ihren Verschanzungen nur unter großen Mühsalen und Entbehrungen bis zur Ankunft ihrer auf dem Ocean schwimmenden Verstärkungen hielten. Diese machten eigentlich eine neue Armee aus, welche 30,000 Mann zählte, so daß, spätere beträchtliche Nachschübe eingerechnet, die Gesammtstreitmacht der Franzosen in Mexiko auf 40 und 50,000 Mann Kerntruppen gebracht war und auf dieser Stärke erhalten wurde. Hierzu kamen noch die einheimischen Guerillasbanden, welche von den Klerikalen organisirt und den Franzosen zur Verfügung gestellt wurden. Dieser Feindesmacht waren die Streitmittel der Republik nicht gewachsen, welche zudem gerade jetzt noch ihren vorerst besten General, Zaragoza, durch den Tod verlor. Allein ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit machten die Franzosen auch jetzt nur sehr langsame Vorschritte, und als sie endlich die Hauptstadt erobert und, wie sie wähnten, das ganze Land in ihrer Gewalt hatten, da ward sofort offenbar, daß dies nur eine optische Täuschung war. Sie hatten das Land *nicht* und mußten bald innewerden, daß sie einen Kabinettskrieg begonnen hatten, aber einen Volkskrieg bestehen mußten und zwar unter allen den Beschwerden und Nachtheilen, welche schon die klimatischen Verhältnisse Mexiko's mit sich brachten. Das Machtgebot der Eindringlinge, die trotz der kolossalen Summen, welche die Bewohner Frankreichs für diesen neuen Gloire-Lappen zu bezahlen

hatten, eben auch den Krieg durch den Krieg ernähren ließen und schon dadurch heftigste Erbitterung veranlaßten, reichte nicht über den Umkreis der gerade von ihnen besetzten Städte und Ortschaften hinaus und galt auch innerhalb des Umkreises derselben gerade nur so lange, als sie da waren. Ihre Kolonnen haben sich mit gewohnter Tapferkeit überallhin, bis in die entferntesten Gegenden des Landes hinein und hinaus Bahn gebrochen; aber das war doch nur wie das Herumwühlen einer Hand in einem Sandhaufen. Hinter den feindlichen Kolonnen sammelten sich die Widerstandskräfte immer wieder von neuem und jeder französische Sieg ward für jeden echten Mexikaner ein weiterer Haßstachel gegen die übermüthigen Fremdlinge, welche sein Heimatland wie Räuber angefallen hatten und in deren Gefolge und Geleite die Almonte, Miramon, La Bastida und die ganze Bande der Verräther und Pfaffenknechte nach Mexiko zurückgekehrt waren, um ihre unheilvolle Thätigkeit wieder zu beginnen.

Es ist eine Thatsache, die gar nicht bestritten werden kann und auch von keiner beachtenswerthen Seite her bestritten worden ist: — der Kern des mexikanischen Volkes hielt jetzt, wie später während des Kaiserschwindels, fest an der Republik und an dem recht- und gesetzmäßigen Staatsoberhaupte Juarez; gerade so fest, wie der Präsident seinerseits an seiner Pflicht hielt. Mit den Franzosen haben nur Lumpe und Schufte gemeinsame Sache gemacht, vornehmstes und niedrigstes Gesindel und Geziefer; von dem Kaiserschwindel dagegen ließen sich, wenigstens zeitweilig, auch manche ehrliche Leute in Mexiko bethören, manche ehrliche Leute aus den wohlhabenden und gebildeteren Klassen, während die in den Gemüthern der indianischen Bevölkerung nachdämmernde alte Sage vom weißgesichtigen Messias Quetzalkoatl diesem Schwindel bei den Massen einen gewissen Nimbus gab und eine gewisse Popularität verschaffte; freilich auch nur sporadisch und vorübergehend.

Das alles konnte anders nach Europa herüber scheinen,

so lange die Franzosen mit ihren überlegenen Streitkräften dem nationalen Willen Schweigen und scheinbare Ergebung in die vollendeten Thatsachen auferlegten. Daß es aber so war, wie so eben angegeben worden, haben die Ereignisse nach dem Abzuge der Franzosen ganz unwiderlegbar erwiesen.

Zu Ende Septembers von 1862 stieg der General Forey zu Verakruz ans Land, um sich, wie die herkömmliche Phrase lautet, in Mexiko „den Marschallsstab zu holen", mit welchem ja, wie bekannt, die Herren vom December 1851, soweit sie Soldaten, der Reihe nach beschenkt worden sind. „Dem Verdienste seine Kronen" oder Stöcke! Es vergingen aber noch Monate, bevor die Franzosen ihre Operationen gegen Puebla wieder aufzunehmen vermochten. Erst im März von 1863 gingen sie in zwei Kolonnen von Jalapa und Orizaba aus gegen die genannte Stadt vor, wo die mexikanische Hauptmacht unter dem Kommando des Generals Ortega Stellung hatte. Bei Berennung, Belagerung und Erstürmung dieses Platzes verfuhr Forey so langsam, zögernd und umständlich, daß man ihm allgemein nachsagte, er habe die Gewinnung desselben noch viel schwieriger erscheinen lassen wollen, als sie wirklich war, um den Firniß seines Marschallstockes, den er dafür erhielt, glänzender zu machen. Am 18. Mai kapitulirte Ortega und fiel Puebla sammt 12,000 mexikanischen Kriegsgefangenen in die Hände der Franzosen. Nach diesem Schlage konnte ein ernstlicher Versuch, die Hauptstadt zu vertheidigen, gar nicht gemacht werden. Am 31. Mai verließ Juarez dieselbe mit allem, was er an Heerkräften noch zusammenhalten konnte, und wandte sich nach San Luis de Potosi, welche Stadt er, am 16. Juni daselbst eingetroffen, zum obersten Regierungssitze machte. Ueberall auf seinem Wege ließ er energische Manifeste ausgehen, in welchen er alle Veranstaltungen, Einrichtungen und Ernennungen, alle Staatsakte der französischen Eindringlinge und ihrer landesverrätherischen Schützlinge und Parteigänger zum voraus für unrechtmäßig, für

ungesetzlich, für straffällig, für null und nichtig erklärte, sowie auch für seine Person gelobte, bis zu seinem letzten Athemzuge die Freiheit und Selbstständigkeit des Landes zu vertheidigen. Er war so wenig gebeugt und entmuthigt, daß er mit ruhiger Bestimmtheit seine triumphirende Rückkehr in die Hauptstadt voraussagte. Er ist kein falscher Prophet gewesen.

Am 6. Juni wurde Mexiko von den Franzosen unter General Bazaine besetzt. Am 10. hielt Forey seinen Einzug, zwischen dem Verräther Almonte und dem Monsieur Dubois de Saligny reitend. Die Rolle, welche dieser Kommissär Napoleons des Dritten in dem mexikanischen Handel spielte, erinnert mutatis mutandis auffallend an die bekanntlich sehr mißduftende, welche der französische Gesandte Bois-le-Comte in den schweizerischen Sonderbundswirren von 1846—47 gespielt hat, im Auftrage seines Meisters Guizot, welcher dann später freilich den dummen Teufel schnöde verleugnete.

In das eigene Wesen äffisch-eitel verliebt, von ihrer, der liebenswürdigsten Schwerenöther von der Welt Unwiderstehlichkeit gegenüber von Mann und Weib durchaus überzeugt, dabei hinsichtlich alles Nichtfranzösischen, hinsichtlich der Fühl- und Denkweise, der Bildungsstufe, der Sitten und der geschichtlichen Erinnerungen anderer Völker ganz unglaublich unwissend, so sind die Franzosen in der Kunst, fremde Nationen zu kennen, zu werthen und zweckmäßig zu behandeln, allzeit elende Stümper gewesen. Ganz in der Ordnung demnach, wenn sie sich inbetreff der Mexikaner gewaltig verrechneten. Und auch inbetreff der Mexikanerinnen verrechneten sie sich so sehr, daß ihre Officiere bald zu der komischen Klage Veranlassung fanden, in diesem „verwünschten Lande könne man sich ja gar nicht um der Frauen willen ruiniren.“ Bei ihrem Einzug in die Hauptstadt mit etlichem Halloh begrüßt, schlossen sie daraus, daß die gesammte Bevölkerung „Befreier“ und „Retter“ in ihnen sähe, während jener Empfangschwindel ihnen

doch nur von ihren in Mexiko niedergelassenen Landsleuten mit der den Franzosen in solchen Veranstaltungen eigenen Geschicklichkeit bereitet worden war. Um die Sympathie der Bevölkerung noch mehr anzufeuern, veranstalteten sie sodann abwechselnd Ballfeste und pompose Processionen. Letztere sollten zur Beschmeichelung des Klerus dienen, wie es ja bekanntlich zum System des Neu-Bonapartismus gehörte, die Pfafferei und die Pfaffen zu hätscheln, auf daß die Volksverdummung in erwünschter Blüthe erhalten bliebe. Monsieur Dubois de Saligny, der französische Prokonsul in Mexiko, hätte, um seine und seines kaiserlichen Gebieters Frömmigkeit zu erweisen, gar zu gern auch den Verkauf der geistlichen Güter rückgängig gemacht und der lieben „todten Hand" ihren ungeheueren Reichthum zurückgegeben; aber das ließ sich leider nicht bewerkstelligen und durfte zum Anfang nicht einmal versucht werden, um nicht alle die zahlreichen Käufer von eingezogenen Kirchengütern sofort zu erklärten Feinden des zu errichtenden Kaiserthums zu machen.

Denn damit wurde jetzt vorgegangen und eine schamlosere Komödie ist kaum jemals gespielt worden. Der Marschall Forey hatte nicht mehr viel damit zu thun, indem er kurz nach seinem Einzug in Mexiko heimberufen und in der Oberbefehlshaberstelle durch den General Bazaine ersetzt ward. Oberregisseur der Kaisermacherei-Komödie war Monsieur de Saligny, seine Haupthandlanger dabei sind die mexikanischen Generale Almonte und Marquez sammt dem Exminister Aguilar gewesen. Es wurde von seiten dieser Leute und ihrer Helfershelfer zum voraus ungescheut ausposaunt, das der Erzherzog Maximilian von Oestreich Kaiser von Mexiko werden würde und zwar als erklärter Kandidat der klerikalen Partei. Monsieur de Saligny „designirte" sodann 35 Stück „Notable", welche eine „Junta superior"* bildeten. Diese 35 Stück „Notable" sollten sich 215 weitere Mitglieder zugesellen und diese Notabelnversammlung sollte „unter dem Schutze

der französischen Fahne ruhig und in Frieden berathen", welche Regierungsform Mexiko annehmen wollte. Man versuchte, um der Posse einen ernsthaften Anstrich zu geben, auch Liberale und Republikaner für diese angebliche Notabelnversammlung zu weibeln und zu werben; aber vergeblich, wie denn überhaupt neben Pfaffen und Pfäfflingen die Franzosen in Mexiko nur etlichen vornehmen und geringen Pöbel, echte „Kanaille", für sich und ihre Machenschaften zu gewinnen wußten. Diese Spottgeburt von Notabelnversammlung, aus welcher sich aber sogar notorische Klerikale bald wieder beiseite geschlichen hatten, beschloß auf einen Kommissionsbericht Aguilars hin, es sei die Republik Mexiko hiermit in eine Monarchie umgewandelt, diese Monarchie solle ein Kaiserthum sein und die Kaiserkrone ohne Zögern durch eine zu entsendende Abordnung dem Erzherzog Maximilian angetragen werden.

Und diese klägliche, unter dem Schutz und Schirm der französischen Trikolore abgehaspelte Schnurre wagte man eine „einstimmige und feierliche Abstimmung der Repräsentanten des mexikanischen Volkes zu Gunsten der Monarchie und des Kaisers Maximilian" zu nennen!

Die „Notabelnversammlung", d. h. Monsieur de Saligny, ernannte dann bis zum Eintreffen des Kaisers eine provisorische Regentschaft, zusammengesetzt aus den Generalen Almonte und Salas und aus dem Erzbischof La Bastida. Dieser, ein Priester hochmüthigster Sorte, fand aber seine beiden Kollegen bald nicht bigot und reaktionär genug und die Franzosen des frommen zweiten Empire noch lange nicht so fromm, wie er sie wünschte. Er überwarf sich mit Almonte — Salas war eine Null — und mit dem General Bazaine. Er behauptete, die „heilige Kirche erleide jetzo dieselben Angriffe und Beeinträchtigungen wie unter der Regierung des Juarez, ja noch erbittertere", und wühlte und intrikirte so heftig, benahm sich so unverschämt, daß der französische Obergeneral sich genöthigt sah, ihn aus der provisorischen Regierung zu ent=

fernen. Der Räuber und Jeckeranleihenmacher Miramon kam Ende Juli's nach der Hauptstadt, billigte alles Geschehene und wurde dafür zum Obergeneral des zu errichtenden Nationalheeres ernannt. Ueber diesen Oberbefehlshaber hat sich aber während der Dauer des Kaiserschwindels auf seiten der Kaiserlichen der General Mejia, von indianischer Abkunft, an Tüchtigkeit und Ruf weit hinweggehoben. Zugleich mit Forey verließ in den ersten Tagen des Oktobers Monsieur de Saligny Mexiko und wurde zeitweilig durch Herrn von Montholon ersetzt. Bazaine, der ein kluger Mann war, erkannte die Nothwendigkeit, den Käufern von Kirchengütern beruhigende Versicherungen zu geben, und versetzte dadurch die gesammte Prälatur und Bonzenschaft in nicht geringe Wuth, welche nicht beschwichtigt wurde durch den Anblick des protestantischen Gottesdienstes, welchen der General für die Protestanten unter seinen Soldaten durch ihren Feldprediger öffentlich halten ließ. So that sich eine Kluft der Entfremdung und Erbitterung zwischen den Franzosen und der mexikanischen Priesterpartei auf, welche letztere jetzt alle ihre Hoffnungen auf den Kaiser Maximilian setzte.

Die Abordnung, welche die kaiserliche Goldschaumkrone nach Miramare bringen sollte, bestand aus dem Pater Miranda, dem Señor Aguilar und sieben anderen Herren. Sie ging am 16. August in Verakruz zu Schiffe. In Paris schlossen sich Gutierrez d'Estrada und Hidalgo ihr an. Am 3. Oktober hatten diese Kronebringer, deren Sprecher Gutierrez d'Estrada war — einer der schwächsten Schwachköpfe des Jahrhunderts — Audienz zu Miramare.

Der Erzherzog biß aber noch nicht fest und entschieden auf den lockenden Köder. Schon die unüberwindliche Kälte, welche das englische Kabinett dem Kaiserschwindelprojekt fortwährend entgegenstellte, hatte ihn stutzig und bedenklich gemacht; denn er scheint denn doch ein richtiges Vorgefühl über die Natur der Verläßlichkeit

einer Bürgschaft gehabt zu haben, welche einzig und allein von dem „Neffen des Onkels“ übernommen wurde. Auch der totale Unwerth der Berathung, Abstimmung und Beschlußfassung der angeblichen Notabelnversammlung mußte sich ihm aufdringen. Hatte sich ja doch sogar der napoleonische Minister Drouyn de Lhuys nicht entbrechen können, am 17. August 1863 an den französischen Oberbefehlshaber in Mexiko zu schreiben: „Wir werden die Stimmen der Notabelnversammlung bloß als ein vorläufiges Zeichen der Stimmung des Landes ansehen dürfen“. Maximilian nahm also am 3. Oktober die dargebotene Krone nur mit dem Vorbehalt an, daß, wie er sich ausdrückte, „die Errichtung des Thrones von einem Plebiscit der ganzen Nation abhängig gemacht würde“.

Ob er keine deutliche oder gar keine Vorstellung gehabt, wie der Bonapartismus es verstehe, dergleichen „Plebiscite“ zuwegezubringen, mag dahingestellt bleiben. Genug, die Franzosen unternahmen einen Feldzug ins Innere von Mexiko, welcher den Zweck hatte, „die Stimmen der Städte im Innern zu sammeln (à recueillir les suffrages des villes de l'interieur)“, und der Erzherzog gab sich mit dieser Abstimmung zufrieden[1]). Daß er sie als eine reine Formalität, sich selbst aber bereits als Kaiser betrachtete, erhellt daraus, daß er den Winter über eifrig jene Unterhandlungen mit Napoleon dem Dritten pflegte, welche dann zwischen den beiden zum Abschlusse des Vertrags von Miramare führten. Diesem zu-

1) Wie dieselbe beschaffen war, hat insbesondere W. von Montlong, Kabinettsofficier des „Kaisers“ Maximilian, in seinen „Enthüllungen über die Ereignisse in Mexiko“ (1868) nachgewiesen, so daß die angebliche Volksabstimmung zu Gunsten des maximilianischen Kaiserthums in den Augen eines jeden, der überhaupt sehen wollte oder will, als eine der infamsten französisch-officiellen Lügen, die jemals gelogen worden sind, erscheinen mußte und muß. Die Einzelnheiten dieser „Volksabstimmung“ sind bei Montlong nachzulesen, besonders S. 8 fg., wo die brutalen Großthaten, welche der französische General Jeanningros als Stimmensammler verübte, in die verdiente Beleuchtung gerückt sind.

folge sollten von der unter Förderung von seiten der französischen Regierung aufzubringenden mexikanischen Anleihe von zunächst 300 Millionen 105 der französischen Staatskasse als Ersatz für geleistete oder noch zu leistende Vorschüsse zufließen; auch sollten die Kosten der französischen Expedition durch die mexikanische Staatskasse und zwar in 14 Jahresraten von je 25 Millionen vergütet und außerdem die Ansprüche französischer Unterthanen an den mexikanischen Staatsschatz geprüft und nach Billigkeit befriedigt werden. (Freut euch des Lebens, Jecker und Kompagnie!) Die französische Armee in Mexiko sollte in möglichster Bälde auf den Betrag von 25,000 Mann herabgemindert werden, einschließlich einer 9000 Mann starken „Fremdenlegion", welche nach Abzug aller übrigen französischen Soldaten noch 6 Jahre lang in Mexiko zurückbleiben müßte. Vom 1. Juli von 1864 an sollte die mexikanische Staatskasse für den Sold aller Truppen, auch der französischen, aufkommen. Der Sinn dieses Vertrags war demnach: der Erzherzog Maximilian soll unter dem Namen eines Kaisers in Mexiko für Napoleon den Dritten den Präfekten machen dürfen, gerade so lange er Geld genug aufbringen kann, um die französische Besetzung des Landes zu bezahlen . . . Der Kaiser von Oestreich hat seinerseits die Werbung eines aus Oestreichern bestehenden Freiwilligenkorps in der Stärke von 6000 Mann für das Kaiserreich Mexiko gestattet und gefördert. Ebenso der König der Belgier, und zwar zum großen Verdrusse derselben, die Bildung einer belgischen Freischar.

Am 10. April von 1864 stellte sich Don Gutierrez d'Estrada zu Miramar als Sprecher der wiederum dort erschienenen mexikanischen Deputation abermals in Positur und bot dem Erzherzoge noch einmal die Kaiserkrone an, feierlich versichernd, die gewünschte Volksabstimmung hätte das gewünschte Resultat gehabt, das „mexikanische Volk hätte mit enthusiastischer Zustimmung die von der Notabelnversammlung getroffene Wahl Sr. Majestät des Empe-

rador Maximiliano I. sanktionirt". Auf diese französisch gegebene Versicherung hin gab Maximilian seinerseits die spanische, daß er, nun die von ihm gestellte Bedingung erfüllt sei, die Krone Mexiko's annehme. Im weiteren erblickte der Prinz eine providentielle Fügung darin, daß die mexikanische Nation einen Nachkömmling jenes fünften Karls, in dessen Reichen die Sonne nie unterging und unter dessen Regierung Mexiko zum erstenmal an das Haus Habsburg gekommen war, zu ihrem Kaiser erwählt habe. Sodann gab er die Erklärung ab, er werde, sobald die Herstellung der Ordnung gesichert sei, in Mexiko eine liberale Konstitution einführen, welche der Ordnung die Freiheit zugesellen sollte. Nachdem sodann von beiden Seiten hinlänglich viel Pathos und auch etzliche Rührung verbraucht worden war, wie der gute Ton bei solchen Anlässen verlangt, schwur Maximilian I. auf das Evangelienbuch, „sein Volk glücklich zu machen", und leistete ihm dagegen Señor Gutierrez d'Estrada den Unterthaneneid „im Namen Mexiko's".

Es ging bei dieser Staatsaktion ganz ernsthaft her und hat, soviel bekannt, niemand gelacht. Der Mensch ist eben eine „ernsthafte Bestie".

8.

„Los Emperadores".

War der Schwur des Prinzen, Mexiko „glücklich zu machen", aufrichtig und ehrlich geschworen?

Ja!

War die Sachlage so, daß Aussicht zur Erfüllung dieses Schwures vorhanden?

Nein!

War der Erzherzog der Mann dazu, unter allen Umständen zu leisten, was er versprochen hatte?

Abermals nein!

Der Prinz wurde am 6. Juli 1832 geboren, als der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzessin Sophie von Baiern, ein hübscher, wenn auch etwas zarter Junge, der sich zu einem stattlichen Jüngling entwickelte. Blond, blauäugig, etwas wächsern von Hautfarbe, schlank und feingegliedert, von ungezwungener Haltung, feinem Anstand und zierlicher Bewegung, so war die Erscheinung des Prinzen eine sehr gewinnende. Seine Persönlichkeit, von einem vortretenden Zuge von Weichheit und Schwärmerei durchzogen, hat überall und bis zuletzt große Anziehungskraft auf die Menschen geübt. Niemals freilich hat dieser Persönlichkeit der Zauber beherrschender Kraft innegewohnt, sondern nur die Sympathieerregung, welche der reingesinnten, traulich sich erschließenden und der Anlehnung bedürftigen Weichheit eigen zu sein pflegt. Statt Weichheit könnte man fast Weiblichkeit sagen; denn in Wahrheit, es geschieht mit gutem Grund, wenn man den Prinzen zuweilen scherzend eine „verkleidete englische Miß mit angeleimten blonden Backenbärten“ hieß. Das weibliche Element im besten Sinne des Wortes hat in seiner psychischen Organisation das männliche weit überwogen. Daher die äußerst rege Empfänglichkeit und Anempfindungsfähigkeit des Erzherzogs, daher sein lebhaftes Schönheitsgefühl, sein feiner Formsinn, seine dichterische Stimmung und Anschauungsweise, sowie die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks in gebundener und ungebundener Rede; daher aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, daher die Abwendung von der Strenge logischen Denkens und die Hingabe an Gefühlsschwelgerei und Phantastik.

Nachdem der Prinz das beklagenswerthe Opfer einer ruchlosen Politik geworden war, hat man seine literarischen Versuche, Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichte, in einer stattlichen Bändereihe unter dem Titel „Aus meinem Leben“ der Oeffentlichkeit übergeben (1867). Ein theures Vermächtniß für die Freunde des Unglück-

lichen, keine Frage; aber vergrößern konnte die Bekanntmachung dieser Stilübungen denselben nicht. Dagegen gewähren sie allerdings willkommene Einblicke in das Wesen des Erzherzogs.

Er stellt sich in diesen Aufzeichnungen als ein ganzer Lothringer-Habsburger dar, obzwar er sich nur als letzteren fühlt. Das Lothringische in seiner Abstammung, wie es sich so höchst verschiedenartig in den zwei Figuren Josephs II. und Franz II. ausgeprägt hatte, war gar nicht nach dem Geschmacke des Prinzen. Joseph mußte ihm, dem Erzromantiker, als Aufklärer und Antiromantiker zuwider sein und ebenso der Großvater Franz als die fleischgewordene Prosa. Der Erzherzog bekannte gern und frei seine Vorliebe für das Mittelalter. „Ich leugne es nicht, ich liebe die alte Zeit. Nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und den Bären jagte und zwar in freien Forsten. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt" (A. m. L. II., 71). Sieht das nicht einer Reminiscenz aus dem „Hasper a Spada" auf's Haar ähnlich? Der Prinz hatte also die alte dumme Lüge vom Mittelalter, wie sie ihm sein Präceptor vorgeleiert, für bare Münze genommen. Ganz in der Ordnung demnach, daß er für mittelalterliche Barbareien aller Art schwärmte, wie z. B. für das spanische Stiergefecht. „Durch den Lauf der Jahrhunderte prägte es sich immer mehr der Sitte des Volkes ein und selbst der verderbliche Einfluß der Aufklärer, dieser reißenden Wölfe im Schafspelze, dieser von Menschenliebe singenden Hyänen, konnte dieses Fest nicht ausrotten, wie es ihnen mit so vielem Alterthümlichen gelang" (A. m. L. II., 73). Leider bekanntlich auch mit der „heiligen" Inquisition, so daß der im Jahre 1851 in Spanien reisende Prinz

nicht mehr das „ritterliche“ Vergnügen haben konnte, neben der Hinschlachtung von Stieren auch noch die Verbrennung von Juden und Ketzern mit anzusehen.

Seine kindisch-zornige Auslassung gegen die Aufklärer läßt deutlich die kirchliche Zwangsjacke sehen, in welche die ganze Erziehung des Erzherzogs eingeschnürt war. Daher der starke Akcent, welchen er überall auf seine Katholicität gelegt hat. Bei seinem Besuche in der Kathedrale von Sevilla, wo neben andern heiligen Knochen auch die des heiligen Ferdinand gezeigt werden, erregte es ihm eine angenehme Empfindung, daß der genannte Heilige, bekanntlich ein allerhöchsteigenhändiger Juden- und Ketzerbrenner, „ihm als Hauptvertreter an Gottes Thron von der Kirche bestellt sei“ (A. m. L. II., 27). Wunderlich kontrastirt dann mit diesen hispanischen Anschauungen und Ueberzeugungen die Anwandelung, sein deutsches Nationalbewußtsein herauszukehren. Der arme Prinz ist eben nie zu einer Gedankenklärung gelangt, welche ihm gezeigt hätte, was für unermeßliches Unheil die hispanische Habsburgerei über Deutschland gebracht hat.

Mitunter scheint sich aber doch unwillkürlich eine moderne Ader in ihm geregt zu haben. So, wenn er den Satz niederschrieb: „Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, ist faul und geht ihrem raschen Untergange entgegen“. Allein solche Regungen waren nicht von Dauer und konnten es nicht sein, weil ihnen die Grundlage einer wirklichen Einsicht in das Wesen und Wollen des 19. Jahrhunderts fehlte. Die romantische Dämmerung verdrängte sofort wieder die prosaische Tageshelle. Nur in dieser Dämmerung oder „mondbeglänzten Zaubernacht“ fühlte der Prinz sich behaglich. Schade, daß sein Behagen gestört wurde durch einen unruhig hin und her tastenden Thatendrang, welcher, weil die Thatkraft dem phantastischen Wünschen durchaus nicht entsprach, auch wieder mehr einem weiblichen Gelüste als einem mannhaften Wollen entsprang. Der Erzherzog hat

sich über das Maß seiner Talente und seiner Kraft offenbar einer großen Selbsttäuschung hingegeben, und als er den Vers machte:

„Klein ist, nur zu wollen,
Was man eben kann;
Was er will, zu können,
Macht den großen Mann“ —

hat er sicherlich sich eingebildet, daß er ein solcher sei, welcher könnte, was er wollte.

Es ist begreiflich und sehr verzeihlich, daß die leicht erregbare Phantasie des Prinzen an der Vorstellung sich entzündete, den Thron Montezuma's wieder aufzurichten, als ein durch den Segen des Papstes geweihter und gefeiter Ritter Sankt Georg der Monarchie jenseits des Oceans den Drachen des Republikanismus zu besiegen und in einem märchenhaft-schönen Lande die Krone zu tragen als ein Herrscher, welcher, wohlgesinnt und milde, Frieden, Ordnung und Gedeihen da pflanzen würde, wo bislang Anarchie und Bürgerkrieg unausgesetzte Verwüstung angerichtet hatten.

Aber der Prinz mußte wissen und wußte, daß die ihm angebotene Kaiserkrone aus Lug gemacht und mit Trug lackirt war; er mußte wissen und wußte, daß seine Wahl zum Kaiser von Mexiko durch eine sogenannte Notabelnversammlung nichts war als eine vom Monsieur Dubois de Saligny veranstaltete Polizeiposse; er mußte wissen und wußte, daß die ihm vorgelogene „enthusiastische Zustimmung des mexikanischen Volkes zu dieser Wahl“ nur fauler Wind; er konnte wissen, daß die Urkunde, welche ihn zum Titularkaiser machte, in Wahrheit und Wirklichkeit nichts anderes sei als ein ihm von Napoleon dem Dritten ausgestelltes Anstellungspatent als französischer Oberpräfekt oder vielmehr Unterpräfekt von Mexiko; er konnte endlich auch wissen, daß er die finanziellen Verpflichtungen, welche er kraft des Vertrags von Miramar übernommen, nicht würde erfüllen können; denn er konnte doch unmöglich erwarten, die Mexikaner würden so holzschlägeldumm sein,

jahrein jahraus ihre letzten Pesos herzugeben, um die stipulirten Millionen und wieder Millionen an dieselben Franzosen zu bezahlen, welche gekommen waren, ihnen den Krieg zu machen und die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Landes zu vernichten: — ja der Erzherzog konnte und mußte das alles wissen und dennoch und trotz alledem ließ er sich von dem „Abenteurer", „Parvenu" und „Decembriseur" mit einer Krone beschenken, von demselben dritten Napoleon, welcher etliche Jahre zuvor Oestreich einer seiner schönsten Provinzen beraubt und das Haus Lothringen-Habsburg so schwer gedemüthigt hatte. Aber freilich, was hat man sich da viel zu verwundern? Schlichtbürgerliche Sittlichkeits- und Anstandsbegriffe vermögen sich eben zu solcher Höhe prinzlicher „Ritterlichkeit" nicht zu erheben, was jedoch den strengen Wahrheitsmund der Geschichte nicht hindert zu sagen, daß in dieser „Ritterlichkeit" oder „hohen Politik" das Moment der Schuld des Opfers der mexikanischen Tragödie lag.

Fast ist man versucht, romantischer Weise anzunehmen, den Romantiker Maximilian habe schon im J. 1851 eine romantische Vorahnung seiner romantischen Kaiserfahrt über den Ocean beschlichen. Im Gruftgewölbe des Domes von Granada, an den Särgen Ferdinands und Isabella's, der „katholischen Könige", hatte er damals gereimt:

„Düstrer, dumpfer Fackelschein
Führt den Enkel zu der Stätte,
Wo der Könige Gebein
Ruht im kalten engen Bette.

„An dem Sarg er sinnend steht,
Bei dem Staub der großen Ahnen,
Lispelt stille sein Gebet
Den schon halbvergessnen Manen.

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüstert aus den morschen Pfosten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra euch im Osten!"

Hätte der Erzherzog statt „Flüstert aus den morschen Pfosten" gesagt „aus den morschen Resten", so hätte er darauf reimen können: „Glänzt plus ultra euch im Westen" — und die prophetische Hindeutung auf seine Zukunft wäre ja handgreiflich vorhanden gewesen. Aber, in allem Ernste gesprochen, gerade zu jener Stunde ist im Dome zu Granada dem Prinzen so etwas wie ein Schicksalswink zutheil geworden. Denn er fügte der mitgetheilten Aeußerung in Versen noch diese in Prosa hinzu: „Die Dämmerung brach in die ernsten Wölbungen herein, ein dunkler Schleier über das Reich des Todes. Der Sakristan erschloß ein kleines Gemach, rumpelte im Finstern herum und kam mit den Reichs-Insignien des katholischen Ferdinands und dem Gebetbuche der frommen Isabella wieder zum Vorschein. Stolz, lüstern und doch wehmüthig griff ich nach dem goldenen Reif und dem einst so mächtigen Schwerte. Ein schöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der spanischen Habsburger, letzteres zu schwingen, um ersteren zu erringen." (A. m. L. II., 164.)

Dreizehn Jahre später hat der Erzherzog versucht, den „schönen glänzenden Traum" zu verwirklichen. Allein das „mächtige" Schwert seines Ahnherrn, welcher übrigens weit mehr ein völlig gewissenloser siebenfach destillirter Diplomat und Geschäftsmann als ein „Ritter" gewesen ist, war viel zu schwer für ihn. Er hatte weder zum Kriegsmanne noch zum Staatsmanne so recht das Zeug. Das Fiasko, welches er als Generalgouverneur der Lombardei erfahren hatte, hätte ihm ja diese Wahrheit sagen können. Aber wo wollen und wollten die Menschen die Stimme der Wahrheit hören, und wäre es auch die in ihrer eigenen Brust? Zum stilllebigen Träumer und Reimer, zum Kunstkenner, Parkanleger und Blumenzüchter war der Prinz gemacht. Unterrichtet, feinfühlig, nicht ungeübt im Beobachten, bei zeitweiligen Anflügen von Altklugheit doch vorwiegend Phantastiker, ein gemüthlicher Plauderer,

aber ohne irgendwelchen selbstständigen Gedankenwurf, voll hochfliegender Reminiscenzen, aber ohne energischen Seelenschwung, den Kitzel zum Handeln mit der Kraft zum Handeln verwechselnd, — Summa: eine weit mehr passive als aktive Natur, ganz dazu angethan, von dem Triebwerk der „hohen Politik“ mitleidslos zermalmt zu werden.

Für den Erzherzog, wie er nun einmal war, ist es ein großes Unglück gewesen, daß er in der Person der Prinzessin Charlotte von Belgien eine Frau zur Gattin bekam (1857), in welcher das männliche Element ebenso vorwog, wie in ihrem Gemahl das weibliche.

Auch die Erzherzogin ist keineswegs schuldlos von einem schrecklichen Geschicke ereilt worden. Sie war es, welche, von Ehrgeiz verzehrt, den träumerischen Einbildungen ihres Gatten, er sei bestimmt, große Thaten zu thun und eine erste Heldenrolle auf der Weltbühne zu spielen, eine bestimmte Richtung gab. Sie war es, welche ihren ganzen übermächtigen Einfluß auf den Prinzen aufbot, um ihn zum Eingehen auf das Kaiserschwindelspiel zu bewegen, und sie hat an diesem Spiel selber einen so starkvortretenden Antheil genommen, daß die Mexikaner sie ihrem Gemahle durchaus gleichstellten und daß die Anhänger des Kaiserthums nicht vom Kaiser und von der Kaiserin sprachen, sondern beide in der Gesammtbezeichnung „Los Emperadores“ untrennbar zusammenfaßten.

Die Tochter Leopolds von Belgien war keine gewöhnliche Frau. Ernstgestimmt, nachdenklich und arbeitsam von Jugend auf, hatte sie sich eine vielseitige Bildung erworben, las, schrieb und sprach geläufig deutsch, französisch, italisch und englisch, war auch eine Politikerin, soweit man das eben sein kann ohne Menschenkenntniß und Erfahrung. Es war ihr nicht beschieden, ihrem Gatten Kinder zu geben, und das war ihr großes Unglück. Denn Frauen, welchen des Weibes süßester Pflicht und höchster Bestimmung, Kinder zu gebären und zu erziehen, genugzuthun versagt ist, werden ja durch ihre ungestillte Sehnsucht in der Regel auf allerlei Wege

der Thorheit getrieben. Am häufigsten auf die Bahn der Frömmelei oder auf die ebenso schlüpfrige eines unweiblichen Ehrgeizes. Die Erzherzogin wußte beides zu vereinigen: sie war fromm und ehrgeizig zugleich und beide Motive haben denn auch inbetreff des unseligen mexikanischen Kaiserschwindels ihre Wirkung gethan. Die Prinzessin glaubte oder bildete sich ein, zu glauben, ihr Gemahl würde von dem auf seiner Seele lastenden Gewichte der Thatenlosigkeit zu Tode gedrückt. Das war gar nicht zu befürchten; allein sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß es so sein müßte, und handelte darnach. Frauen, die nicht Mütter sind, und also nicht durch Muttersorgen stets an das Mögliche und Wirkliche gemahnt werden, sind in der Hingabe an ihre Marotten und Leidenschaften ganz unberechenbar und springen mit Leichtigkeit über Schranken hinweg, die ihnen heilig, heiligst sein müßten.

Daraus erklärt sich, wie die Enkelin Louis Philipps mit Louis Bonaparte in freundliche Beziehungen treten mochte; daraus erklärt sich, daß die Nichte der Prinzen Orleans aus den Händen Napoleons des Dritten eine Schaumgoldkaiserinkrone als Almosen zu empfangen sich nicht geschämt hat.

Aber es sollte eine Stunde kommen, wo der Almosengeber und die Almosenempfängerin einander gegenüberstanden und die Enkelin Louis Philipps die ganze Bitterkeit des bonaparte'schen Almosens zu schmecken bekam. Man beleidigt das „schlichtbürgerliche" Sittengesetz und Anstandsgefühl doch nicht immer ungestraft.

9.

Von Veracruz bis Chapultepek.

Am 28. Mai von 1864 warf, wie schon gemeldet worden, die Novara, nachdem sie am Fortfelsen von San Juan d'Ulua

vorbeigeglitten, vor Veracruz Anker. Den hier Landenden bietet aber bekanntlich das schöne Aztekenland keinen einladenden Anblick. Ein langgestreckter, flacher, sandiger, dürrer Küstensaum und darauf zwischen Sanddünen und Sümpfen emporsteigend die weißen, flachdachigen Häuserwürfel der Stadt, zu geraden Straßenzeilen zusammengefügt wie lange Reihen von Grabmonumenten, — das ist alles. Der guten Gräfin Kollonitz kam das Ganze vor „wie ein großer Kirchhof", und daß die glühendheiße Hafenstadt mit ihrer Umgebung ein solcher heißen durfte, davon konnten sich die Ankömmlinge überzeugen, wenn sie ihre Blicke nach dem gegenüber der Insel Sacrificio gelegenen „Jardin d'acclimatation" richteten. So nämlich hatten die Franzosen mit echtfranzösischem Witz eine weite Einfenzung benamset, innerhalb welcher die Scharen von Franzosen begraben liegen, die in der ersten Zeit nach der Landung der mexikanischen Expedition unter dem Gluthimmel der Tierra caliente am Vomito gestorben waren.

Die Thetis, der Novara vorauseilend, hatte die Ankunft des Kaisers in Veracruz gemeldet. Es schien jedoch niemand davon Notiz nehmen zu wollen. „Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand angesichts seines Reiches und war im Begriffe, es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen, niemand empfing ihn! Es war ein unheimliches Gefühl für alle." So unsere gräfliche Gewährsfrau [1]). Die Gleichgiltigkeit der Bewohner von Veracruz gegen den Kaiserschwindel erklärt sich übrigens leicht aus dem Umstand, daß diese Hafenstadt stets ein Hauptsitz des Liberalismus gewesen ist.

Die sogenannte provisorische Regierung hatte ihren Obmann, den General Almonte, aus der Hauptstadt nach der Küste geschickt, um „Los Emperadores" zu empfangen. Der tapfere General hatte

1) Paula Kollonitz: Eine Reise nach Mexiko i. J. 1864, S. 69.

aber, sei es aus Scheu vor dem Liberalismus oder aus Furcht vor dem Vomito von Veracruz, unterwegs in Orizaba Halt gemacht. In der Zwischenzeit, bis er von dort herbeigeholt war, erschien der Kommandant der französischen Flottenstation, Contre-Admiral Bosse, an Bord der Novara und benahm sich als vollendeter Nichtgentleman, brummend und scheltend und den „neuen Beherrscher von Mexiko" so recht fühlen lassend, daß derselbe in den Augen der Franzosen eben nur eine napoleonische Kreatur sei, ein untergeordnetes und voraussichtlich bald vernütztes Werkzeug der Tuilerienpolitik. Unter den übrigen wenig tröstlichen Auslassungen des Flegels von Admiral war auch die, daß die Reise nach der Hauptstadt sehr gefährlich sei, maßen sich Guerrillasbanden gebildet hätten, zum Zwecke, das Kaiserpaar unterwegs wegzufangen, und daß der General Bazaine noch nicht Zeit gehabt habe, sichernde Gegenmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Tage, nachdem Almonte endlich eingetroffen, wurde die Landung bewerkstelligt. „Der Empfang — bezeugt die Gräfin — war äußerst kühl. Die Bevölkerung von Veracruz war schwach vertreten; mit einigen Triumphbogen und landesüblichen Petarden hatte sie sich abgefunden." Die Franzosen hatten, um ihre Truppen möglichst schnell aus dem Pestilenzgebiete der Küste hinwegzuschaffen, eine Eisenbahn improvisirt, denn „gebaut" konnte man kaum sagen, die von Veracruz über La Soledad bis nach Lomalto reichte, eine Strecke von 2 Stunden Fahrzeit. Bis Lomalto konnte man demnach in civilisirter Reiseweise gelangen. Hier jedoch begannen für die Emperadores und ihr Gefolge die komischen Leiden und tragischen Freuden einer Reise im Innern von Mexiko. Doch wurde, als der Wanderzug aus der heißen Region in die gemäßigte und aus dieser in die kühle auf der Hochebene von Anahuak langsam sich emporwand, der Empfang von seiten der Bevölkerung allmälig wärmer. Eine hochwürdige Geistlichkeit hatte ja Lungen, Stimmritzen und Zungen nicht geschont, um insbesondere

der indianischen Bevölkerung einzupredigen, daß die erlauchten Emperadores eigens und extra in der Absicht über das Meer gekommen seien, um die armen rothen, braunen, gelben, schwärzlichen und scheckigen Söhne von Anahuak glücklich zu machen. Der Wunsch wurde auch hier, wie überall und allzeit, des Glaubens Vater.

Natürlich strengte die klerikale Partei auch nach anderen Richtungen hin alle ihre Kräfte und Mittel an, um — immer unter dem Schutze französischer Bajonette, versteht sich — in den nach der Hauptstadt hinaufziehenden Emperadores die Vorstellung zu erwecken, es müßte an dem Humbug einer Volksabstimmung zu Gunsten des Kaiserthums doch ein Fetzen Wahrheit hängen. Verdächtig freilich war es, daß augenscheinlich große Vorsicht, ja Aengstlichkeit aufgewandt werden mußte, um den kaiserlichen Reisezug durch französische Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferde gegen etwaige Anfälle von Seiten republikanischer Guerrilleros zu schützen und zu decken. Allein an den Rastorten, wie Kordoba, Orizaba und Puebla, hatte der Eifer der Klerikalen in Verbindung mit den Künsten französischer Polizisten alles so herzurichten gewußt, daß das Kaiserpaar sich sogar schmeicheln durfte, mit Begeisterung empfangen worden zu sein. Abgesehen aber auch von solchen Blendwerken des Parteieifers und polizeilicher Kunst, ist der Erzherzog und seine Gemahlin von vielen mexikanischen Herren und Damen mit Wohlwollen angesehen und bewillkommt worden, weil die Einfachheit und Güte des Prinzen und der Prinzessin einen durchaus gewinnenden Eindruck machten. Wenn aber Maximilian und Charlotte in diesem höflichen, ja herzlichen Empfang eine dauerhafte Bürgschaft für die Popularität des Kaiserschwindels erblickten, so war das eine grelle Täuschung. Diese verhoffte Bürgschaft war gerade so viel werth wie das Vivatgeschrei, welches Haufen von Indianern, Mestizen und Zambos auf Kommando ihrer Seelenhirten an dem Wege des Kaiserpaares anstimmten. Der Erzherzog allerdings ließ zuweilen merken, daß er von allem,

was er während der Hinaufreise gen Tenochtitlan gesehen und gehört, nicht allzusehr erbaut sei; allein seine Frau ließ diese Stimmung nicht Herrin über ihn werden. Sie ihrerseits war von allem entzückt oder that wenigstens so. Sie äußerte sich ganz begeistert über Land und Leute und zählte ohn' Unterlaß die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit auf, welche ihnen unterwegs gegeben worden seien. Die arme Frau hatte keine Ahnung, wie sehr das alles Schein und Schaum und wie bald der Schein verschwinden und der Schaum verfliegen würde.

Am 12. Juni hielten die kaiserlichen Schein- und Schaum-Majestäten, geleitet von dem General Bazaine, ihren Einzug in die Hauptstadt. Blumenguirlanden, Draperien, Triumphbogen mit den Inschriften Maximiliano und Karlota mangelten nicht. Doch durfte — sagte unsere gräfliche Augenzeugin — „die ganze Feierlichkeit nicht nach europäischen Begriffen beurtheilt werden. Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz." Glücklich, wenn weiter nichts gefehlt hätte! Aber welcher denkende Mensch konnte glauben, daß ein macht- und geldloser Fremdling, dieser von einem französischen General eingeführte und inthronisirte Titularkaiser, welchen alsbald die schlimmsten Gesellen Mexiko's, die Miramon, La Bastida und Marquez, als ihren Parteichef umgaben, lange vorhalten könnte? Vielleicht glaubten es die zum Einzuge der Emperadores massenhaft herbeigeströmten Indianer, welche, wie wohlbezeugt ist, in dem freundlich grüßenden Erzherzog einen neuen Quetzalkoatl sahen; allein auch dieser indianische Glaube war von kurzer Dauer. Der arme östreichische Quetzalkoatl konnte ja keine Wunder thun.

Dem großen Regierungsgebäude an der Plaza mayor hatte man den hochtönenden Namen „Palacio imperiale" gegeben; allein die Einrichtung und Ausstattung dieses Kaiserpalastes war die eines europäischen Gasthofes zweiten oder dritten Ranges und versinnbildlichte in ihrer Halbfertigkeit, Trödelhaftigkeit und

Schluderigkeit ganz gut, aber wenig einladend, das Wesen dieser Stegreifdichtung von mexikanischem Kaiserthum.

Die mit dem erzherzoglichen Paare aus Europa herübergekommenen Herren, Damen und Diener machten zu dieser Palastwirthschaft sehr verwundernde Augen und gebärdeten sich nicht wenig enttäuscht, rath- und hilflos. Die Emperadores jedoch „zeigten sich mit allem zufrieden“. Nur wünschten sie sich aus dem zwar nicht gerade verwünschten, aber doch verwanzten „Palacio imperiale“ hinaus nach dem Sommerschlosse der alten aztekischen Herrscher auf Chapultepek, das aber freilich mehr Ruine als Schloß war. So wurde denn eiligst ein Pavillon daselbst für den Prinzen und seine Gemahlin zu nothdürftigem Wohnen hergerichtet. Ach, das war kein Miramare! Die gute Gräfin Kollonitz mußte in Chapultepek mit dem Rest ihres Vorraths von Wanzenpulver herausrücken. Diese armen Majestäten hätten mit Leporello singen oder seufzen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“

10.

Der Anfang nur der Anfang vom Ende.

Der Reiz der Neuheit, welcher das Erscheinen, Auftreten und Gebaren der Emperadores begleitet und für eine Weile den Anschein allgemeiner Zustimmung hervorgebracht hatte, mußte sich schnell vernützen in einem Lande, auf dessen Staatsbühne seit 40 Jahren die „Verwandelungen“ der Scene unaufhörlich und mit reißender Raschheit bewerkstelligt worden waren.

Die Mexikaner konnten unmöglich über die Thatsache hinwegsehen, daß der angebliche Kaiser eben doch nur ein Figurant und die wirkliche Macht und Gewalt bei dem zum Marschall erhobenen Oberbefehlshaber der französischen Armee sei. Diese Armee aber

war und blieb in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung eine feindliche, der man eben nur Gehorsam zollte, wo und wie man schlechterdings mußte. Die nationale Fahne, das mußte selbst die klerikale Partei heimlich sich eingestehen, flatterte in den Lagern und an den Beiwachtfeuern der republikanischen Generale und Bandenführer. Mexiko war nicht in „Palacio imperiale“ der Hauptstadt, sondern da, wo gerade die unstäte Wanderregierung des Präsidenten Juarez sich befand. Das Gefühl hiervon kräftigte sich und nahm an Umfang zu in demselben Maße, in welchem die Bevölkerung das Schwergewicht der französischen Okkupation immer schmerzlicher empfand. Auch konnten die ewigen Häkeleien, Eifersüchteleien und Zänkereien zwischen den Vertheidigern des wieder aufgerichteten Thrones Montezuma's, d. h. zwischen den französischen, östreichischen, belgischen und kaiserlich-mexikanischen Truppen im Volke nur das Bewußtsein mehr und mehr zur Klarheit bringen, daß alle diese Leute an die Haltbarkeit der Sache, welche sie verfochten, selber nicht glaubten.

Die Aufgabe, welche dem östreichischen Prinzen gestellt war, ist eine solche gewesen, daß nur ein Phantasiemensch, wie er einer war, nicht von vorneherein an der Möglichkeit einer Lösung derselben verzweifelte. Während die rechtmäßige Regierung des Landes gegen ihn, den auf französischen Gewehren importirten Usurpator, Krieg führte und er noch dazu gezwungen war, die Interessen seiner Beschützer, der Franzosen, stets über seine eigenen zu stellen, sollte er über weite Länderstrecken hin seine monarchische Autorität zur Geltung bringen, eine Autorität, welche nie eine andere Basis gehabt hatte als Lug und Trug. Stets unter dem Banne der argwöhnischen Blicke Bazaine's und der nicht minder argwöhnischen Blicke, welche zwar fernher, aber deßhalb nicht weniger wuchtend aus dem Weißen Hause zu Washington auf ihn herabgerichtet wurden, sollte er eine „nationale“ Armee von mindestens 40,000 Mann schaffen, während doch, mit wenigen

Ausnahmen, alles gute Heermaterial auf der republikanischen Seite sich befand, sollte er ferner das ganze Verwaltungs-, Justiz-, Finanz- und Verkehrswesen neu organisiren und sollte er endlich den schweren Geldforderungen des französischen Hofes nachkommen, zu welchen dieser durch den Vertrag von Miramare berechtigt war. Selbst eine Intelligenz ersten Ranges hätte dieses kolossale Wirrsal nicht zu bewältigen vermocht, selbst eine Eisenhand wäre an dieser Aufgabe erlahmt. Der Erzherzog war kein Mann von Genius und besaß keine eiserne Hand; aber das schlimmste für ihn war, daß er kein Princip vertrat, sondern nur einen Schwindel.

Zu dieser Zeit vorzugsweise von dem belgischen Staatsrath Eloin berathen, einem Herrn, welchen der alte König Leopold, von dem es rein unbegreiflich, daß er seinem Schwiegersohne zur Annahme der mexikanischen Krone hatte rathen können, seiner Tochter als Mentor mitgegeben hatte, machte der Prinz den Versuch, der doppelten und drückenden Bevormundung durch die Franzosen und durch die klerikale Partei sich zu entziehen. Da er im Beobachten nicht ungeübt war, so hatte er bald bemerken müssen, daß seine Stellung als französischer Schützling und als Haupt der klerikalen Partei die Möglichkeit, in Mexiko Wurzel zu fassen, beträchtlich herabminderte. Er nahm daher einen Anlauf, dem Lande zu zeigen, daß er mehr als ein Figurant und Werkzeug der Franzosen und auch keineswegs ein gehorsamer Diener der Pfaffen sei. Nachdem er die letzteren und ihren Anhang schon dadurch für seine Sache erkältet hatte, daß er keine Miene machte, die Kirchengüter an den Klerus zurückzugeben — was übrigens ganz unmöglich — entfernte er die Führer der Klerikalen so ziemlich aus allen wichtigen Aemtern, schickte auch mehrere derselben als Gesandte nach Europa, um sie aus dem Lande zu bringen, und versuchte eine Regierung aus „nationalen“ Elementen zusammenzusetzen. Aber was waren das für Leute? Entweder unsaubere oder untüchtige; denn, sei es

auch hier wiederholt, alle besseren und tüchtigeren nationalen Kräfte hielten fest an der Republik und an Juarez.

Der Erzherzog wähnte nun, mit Hilfe seiner halbliberalen Halbmänner oder Ganzunmänner von Ministern, Generalen und Präfekten die nothdürftig konstruirte kaiserliche Regierungsmaschine in Gang bringen zu können. Die Räder rasselten und schwirrten, die Maschine polterte und spie die von dem Prinzen schon zum voraus während seiner Meerfahrt präparirten Statuten, Edikte, Organisationen, Verordnungen, Manifeste und Befehle in ganzen Haufen nach allen Richtungen hin aus; aber dabei hatte es sein Bewenden. Die Maschine wirkte nicht. Das ganze Regieren des Prinzen war und blieb papieren und wurde auch, noch bevor die darauf verwandte Dinte recht trocken, Makulatur. Nach wenigen Monaten mußte der arme Schattenkaiser sich der Demüthigung unterziehen, dem Marschall Bazaine das Geständniß zu machen, daß er, der „Kaiser", nur durch die Franzosen und mit den Franzosen regieren könnte. Der Marschall übernahm es demnach, das Land zu „pacificiren", wie man es nannte; ferner, eine mexikanische „Nationalarmee" zu organisiren und durch eine aus Frankreich herübergerufene Beamtenschar das Finanz- und Zollwesen zu „reguliren"; endlich den unablässig wiederholten Bestürmungen der „kaiserlich-mexikanischen" Regierung um Geldvorschüsse von Zeit zu Zeit zu entsprechen.

Der Versuch, von den Franzosen sich zu emancipiren und eine „nationale" Partei und Regierung zu gründen, war demnach vollständig gescheitert. Die Klerikalen allerdings waren vorderhand bei Seite gestellt, allein durch diese Beiseitestellung war ja der Erzherzog der einzigen Stütze beraubt, welche er außer den Franzosen im Lande gehabt hatte.

Ebenso mißlangen nach anderen Seiten hin unternommene Versuche. Der Prinz, gerne des Ursprungs seiner Kaiserschaft vergessend — was sehr begreiflich und verzeihlich — hatte sich in dem süßen

Traum einer allgemeinen Versöhnung der Parteien des Landes gewiegt und es war ihm zweifelsohne heiliger Ernst mit der Absicht, diesen Traum zu verwirklichen. Es konnte ihm hierbei nicht entgehen, daß das Schwergewicht des mexikanischen Parteiwesens bei den republikanischen Patrioten war, und diese Erkenntniß sollte sich in seiner Abwendung von den Klerikalen manifestiren. Aber die Berechnung, dadurch eine Herüberziehung der Republikaner zur monarchischen Fahne anzubahnen, schlug gänzlich fehl, und die Hoffnung des Erzherzogs, selbst Gegner wie den standhaften Juarez und den tapferen Diaz für seine Person und für das Kaiserthum zu gewinnen, erwies sich durchaus trügerisch. Wie bekannt, sind wiederholt die zuvorkommendsten Eröffnungen, die lockendsten Anerbietungen an Juarez und Diaz ergangen, aber allesammt rund und nett zurückgewiesen worden. Als es mit der Beschmeichelung und Verlockung der Republikaner nicht ging, ist dann der Prinz mit einer Plötzlichkeit, welche der Unbeständigkeit des eigenen und seiner Unkenntniß des mexikanischen Charakters entsprach, an einem unheilvollen Tage zu einem Schreckensystem hinübergesprungen, welches, wähnte er, die Männer vernichten sollte, die er nicht hatte verführen können.

Einen weiteren und sehr herben Fehlschlag erfuhr der Erzherzog in Washington. Wunderlicher Weise scheint er geglaubt zu haben, daß man dort die Tragweite der französischen Invasion und der Aufrichtung eines bonaparte'schen Vasallenthrons in Mexiko gar nicht beachtet oder nicht erkannt hätte. Und doch mußte er Kenntniß haben von einer lakonischen aber inhaltsvollen Note, welche der Staatssekretär Seward schon unterm 7. April von 1864 an Herrn Dayton, den Gesandten der Union in Paris, gerichtet hatte, um davon der französischen Regierung Kenntniß zu geben. Diese Note hatte so gelautet: „Ich sende Ihnen eine Abschrift der Resolution, welche am 4. dieses Monats im Repräsentantenhause *einstimmig* angenommen worden. Sie bringt die Opposition

dieser Staatskörperschaft gegen die Anerkennung einer Monarchie in Mexiko zum Ausdruck. Nach allem, was ich Ihnen schon früher mit aller Offenheit zur Information Frankreichs geschrieben habe, ist es kaum nöthig, noch ausdrücklich zu sagen, daß die in Rede stehende Resolution die allgemeine Ansicht des Volkes in den Vereinigten Staaten inbetreff Mexiko's feststellt."

Ob wohl Napoleon den Dritten angesichts dieser Note die Ahnung überkam, daß die in jener Decembernacht von 1851 gemeuchelmordete Republik doch nicht umsonst ihr „Exoriare aliquis!" in die Welt hinausgeröchelt habe?

Schwerlich! Und falls ihn diese Ahnung wirklich überkam, so konnte er sie ja kurzweg abweisen mit der Selbstberuhigung, daß Brother Jonathan dermalen nicht und wahrscheinlich überhaupt niemals im stande sein werde, jenem Racheruf Folge zu leisten. Hatten doch gerade zur Zeit, wo Seward seine Note schrieb, die Siege des südstaatlichen Generals Lee die Sache des Sklavenbaronenthums auf den Gipfel der Hoffnung erhoben. Freilich, zum Nachdenken konnte es den Selbstherrscher an der Seine immerhin stimmen, daß das Kabinett von Washington auch jetzt, inmitten der höchsten Bedrängniß der Union durch die südstaatliche Rebellion nicht anstand, so kurz und bestimmt anzudeuten, was der napoleonische Vasallenthron in Mexiko von den Vereinigten Staaten zu erwarten habe: — Nichtanerkennung und Feindschaft.

Uebrigens hätte dieses entschlossene Festhalten am republikanischen Princip und an der Monroe-Doktrin von seiten der Unionsregierung der Erzherzog auch schon daraus entnehmen können, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten Mexiko etliche Tage, bevor er selber es betrat, verlassen hatte. Endlich konnte ihm auch nicht unbekannt sein, daß Romero, der Gesandte der Republik Mexiko bei der Union, in verschiedenen Städten derselben öffentliche Werbungen veranstaltete, daß Juarez fortwährend Zuzug

von Freiwilligen aus den Vereinigten Staaten empfing und daß er, hauptsächlich auf dem Umwege über Kalifornien, von dorther mit Geld, Lebensmitteln und Kriegszeug unterstützt wurde.

Trotz alledem hatte der Prinz vom Wesen des Nordamerikanerthums so wenig eine Vorstellung, daß er wähnte, mittels einer ohne Wissen und Zuthun des französischen Marschalls beschlossenen diplomatischen Sendung nach Washington Männer wie Linkoln und Seward von ihren Principien abzubringen und sich von ihnen eine Art Anerkennung oder wenigstens die Versicherung der Neutralität der Unionsregierung zu verschaffen. Zu diesem Ende sandte er seinen Minister Arroyo nach Washington, der aber dort die Aufnahme fand, welche er erwarten mußte, nämlich gar keine. Er wurde rund und nett abgewiesen.

Der Erzherzog, von der richtigen Ueberzeugung geleitet, daß er als bloßes Werkzeug der napoleonischen Politik, als Schützling der französischen Waffen den Mexikanern niemals etwas anderes werden könnte denn eine abenteuerliche Figur einer der abenteuerlichsten Episoden ihrer abenteuerlichen Geschichte, hatte also versucht, sich zu nationalisiren, sich auf eigene Füße zu stellen, die patriotische Partei für sich zu gewinnen und den Argwohn und Groll der Vereinigten Staaten zu entwaffnen. Allein alle diese Versuche, Anläufe und Bemühungen waren so kläglich mißlungen, daß dem Prinzen, wollte er nicht das klügste thun, d. h. seine Schaumgoldkrone dem nächsten besten Bettler schenken und zur süßen Muße von Miramare zurückkehren, nichts übrigblieb, als von neuem auf Gnade und Ungnade in die Arme der Franzosen sich zu werfen, welche ihm natürlich von da ab sehr deutlich fühlbar machten, wie sie von seiner Kaiserschaft im allgemeinen und von seinen Emancipationsversuchen im besonderen dachten. Die doppelt peinliche Demüthigung, welche dies für den östreichischen Prinzen mit sich brachte, hätte er sich ersparen können, falls er sich inbetreff der Tauglichkeit, d. h. Untauglichkeit der „gemäßigten Liberalen“, welche dem Kaiser-

thron zugefallen waren, keine Illusionen gemacht haben würde. Denn von diesem Menschenkehricht, von solchen Spülichtmenschen war schlechterdings nichts zu erwarten, ausgenommen Dummheiten und Feigheiten. Die Halblinge und Hämmlinge waren auch in Mexiko so, wie sie überall sind. Zu feig, um ganze Verräther zu sein, fanden sie sich mit ihrem Gewissen dahin ab, daß sie nur halbe sein wollten. Weil der Kaiserschwindel, von französischen Bajonetten gehalten, den Anschein einer Realität hatte, so schwindelten diese Herren Realpolitiker denselben mit, selbstverständlich mit dem stillen Vorbehalte, sofort nach dieser oder jener Seite hin abzuspringen, wo sich etwa Gelegenheit böte, einem anderen Erfolge zu huldigen, einer anderen „vollendeten Thatsache“ realpolitisch sich anzubequemen, wie das allenthalben und allzeit des Amphibienthums Natur und Kunst ist . . .

Zwischen Maximilian und Bazaine hob nun aber eine Schachpartie an, welche nur mit der Mattsetzung des ersteren endigen konnte. Der Erzherzog sträubte sich fortwährend gegen seine französischen Fesseln, welche er doch unmöglich abschütteln konnte, falls er nicht seinem Herren und Meister in Paris das Danaergeschenk von Krone vor die Füße werfen wollte. Und das wollte er nicht, weil sich sein Stolz dagegen sträubte, nach Hause heimzukehren mit dem Geständniß, er habe die größte Don-Quijoterie des Jahrhunderts begangen.

Dem Marschall hat man allerhand nachgesagt und soviel ist gewiß, daß er während der Okkupation Mexiko's durch die Franzosen sich selber durchaus nicht vergaß. Man weiß ja, daß französische Marschälle und Generale von derartigen Unternehmungen auch noch solidere Dinge als Gloire mitheimzubringen pflegen. Bazaine war ein praktischer Mann. Er lehnte den Titel eines „Duc de Mexique“, welchen ihm der Erzherzog anbot, ab; natürlich aus purer Bescheidenheit, in welcher Tugend französische Marschälle und Generale bekanntlich von jeher groß gewesen sind. Dagegen

sah er sich mit den Augen seines liebebedürftigen Herzens um unter den schöneren und schönsten Töchtern des Landes oder wenigstens der erreichbaren Gegenden und sein Stern wollte, daß eine der schönsten oder gar die allerschönste der mexikanischen Sennorita's, die siebzehnjährige Pepita de la Penna, welche aber die ihr von Klätscherin Fama angelogenen „märchenhaften" Reichthümer keineswegs besaß, im Juni von 1865 seine Frau Marschallin wurde. In Folge dieser Verbindung soll Bazaine, angeeifert durch den Ehrgeiz seiner jungen Frau, mit dem Plane sich getragen haben, den östreichischen Prinzen zu entfernen und sich selber zum König oder Kaiser von Mexiko zu machen.

Unmöglich ist das nicht. Wahrscheinlich sogar sind dem französischen Oberbefehlshaber, der ja doch, soweit die Gewalt der französischen Waffen in Mexiko reichte, thatsächlicher Gebieter im Lande war, derartige Träume der Ruhm- und Herrschsucht durch den Kopf gefahren. Aber zu einem Versuche, dieselben zu verwirklichen, ist es nicht gekommen. Wenigstens ist bislang kein Beweis von einiger Verlässlichkeit beigebracht worden, daß ein solcher Versuch wirklich stattgefunden habe. Weiterhin hatte der Marschall allem nach das Recht, über Verleumdung sich zu beklagen, wenn ihm nach dem Eintritte der mexikanischen Katastrophe leise und laut vorgeworfen wurde, er habe das Kaiserthum geradezu an die republikanischen Generale verrathen und verkauft. Freilich ist es im Interesse der historischen Wahrheit höchlich zu bedauern, daß der vielsprochene Briefwechsel zwischen Maximilian und Napoleon noch nicht an die Oeffentlichkeit gekommen ist; denn derselbe würde ohne Zweifel manche Geheimfalte des Trauerspiels in Mexiko bloßlegen. Allein bei jetziger Aktenlage ist, wenn man gerecht sein will, kein anderes Urtheil möglich als dieses, daß Bazaine durchweg und bis zuletzt nach seinen Instruktionen gehandelt und nur die Befehle seines Herrn, des Kaisers der Franzosen, vollzogen habe.

11.

Ein Todesurtheil, das sich einer selber schreibt.

Die Franzosen haben behauptet — und zwar mit jener Zuversicht, womit sie derartige Behauptungen aufzustellen gewohnt sind — daß zu Anfang des Jahres 1865 die Aufgabe, welche ihnen der Wille ihres Kaisers und das Vertrauen des mexikanischen Vasallen desselben in Mexiko gestellt hatte, in umfassender Weise gelös't gewesen sei („largement accompli"). Dem Lande sei Ruhe und Friede zurückgegeben gewesen, die „nationale" Armee auf guten Grundlagen organisirt, das Verwaltungswesen neu eingerichtet und eine wirksame Kontrole hergestellt. Alle die Veranstaltungen, Organisationen und Einrichtungen der Franzosen seien aber durch die Unfähigkeit, Sorglosigkeit und Trägheit der Minister Maximilians und seiner Regierung überhaupt gelähmt, verwirrt und unwirksam gemacht worden.

An diesem Vorwurf ist etwas wahres, sogar viel. Allein nicht minder wahr ist, daß die Franzosen, indem sie in Mexiko in ihrer Weise „an der Spitze der Civilisation marschirten", d. h. nach der französischen Regierungsschablone organisirten und regierten, nur ein großes Kartenhaus von Civil- und Militärverwaltung zuwegebrachten, welches hinter ihren abmarschirenden Kolonnen sofort zusammenstürzte.

Man muß auch hervorheben, daß wahrheitsliebende Franzosen selber keineswegs nur die Regierung Maximilians oder den Prinzen persönlich für diesen Zusammensturz verantwortlich gemacht haben. So ein Franzos hat diese zwei Fragen gethan: „Trug nicht die eigentliche Schuld die französische Regierung, da sie mit ungeheuren, von der öffentlichen Meinung verabscheuten Opfern (aux prix d'énormes sacrifices repoussés par l'opinion publique) in Mexiko eine Dynastie gründen wollte und dieser Dynastie doch nur 40 Mil-

lionen aus zwei starken Anleihen zukommen ließ, während sie selber dadurch 500 Millionen sich verschaffte, welche die Dummheit geköderter und getäuschter Darleiher ihr darbot (500 millions prêtés par d'imprudents souscripteurs alléchés et trompés)? Hieß das nicht wissentlich (sciemment) ein todtgeborenes Reich in die Welt setzen?" [1])

Diese vernichtenden Fragen konnten nur der Moniteur und seinesgleichen zu verneinen wagen.

Derweil schien im Jahre 1865 noch alles gut zu gehen. Die mobilen Kolonnen der Franzosen durchzogen ja das weite Gebiet der Republik und nur mühsälig hielten die republikanischen Generale, im Norden insbesondere Negrete, im Süden Diaz, unter wechselnden Erfolgen noch das Feld. Die „nationale" Armee war auf 35,000 Mann gebracht und hierzu kamen 6545 Oestreicher und 1324 Belgier. So verfügte die Regierung des Erzherzogs, das französische Heer gar nicht mitgerechnet, über eine Streitmacht von 43,520 Mann mit 12,482 Pferden und einzelne kaiserliche Generale, vor allen Mejia, leisteten an der Spitze dieser Streitmacht tüchtiges.

Allein schon war außerhalb der Gränzen Mexiko's der Schicksalsschlag gefallen, welcher den Thron des östreichischen Prinzen zertrümmern sollte. Mit dem Beginne des Frühlings von 1865 neigte sich ja die Rebellion der Südstaaten ihrem Untergange zu. Am 28. März hoben Grant und Sheridan, nachdem die Rebellenarmee unter Lee den eng und enger sie umstrickenden Kreis der Unionsheere vergeblich zu durchbrechen versucht hatte, die allgemeine Vorwärtsbewegung an, welche zu der fünftägigen Schlacht bei Petersburg und Richmond führte. Der Sieg der Union war vollständig, die Vernichtung der Rebellion unbedingt und die Ermordung des Präsidenten Linkoln am 14. April durch einen Fanatiker der

1) Kératry, 88.

Sklavenjunkerei konnte dieser nur noch ein weiteres Schandmal aufdrücken. Die große transatlantische Republik stand siegreich da und um so glorreicher, da sie gegen ihre besiegten Todfeinde eine Milde und Großmuth bewies, wie solche im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte noch nie und nirgends vorgekommen war und wie sie dem Monarchismus eine glühende Schamröthe auf die Stirne hätte jagen müssen, falls dieser große Herr derartigen „bürgerlichen" Anwandelungen überhaupt zugänglich wäre. Die Demokratie hatte durch diesen und in diesem Kampf eine Lebensfähigkeit und Kraft erwiesen, welche selbst ihre Freunde ihr nicht zugetraut hatten und welche ihren Feinden gewaltigen Respekt einflößte. Man brauchte, um dies zu erkennen, nur die höchst ergötzliche Gesichterverlängerung anzusehen, welche vom Nordkap droben bis zum Kap Matapan drunten bei den Rückwärtsern aller Grade und Farben sich bewerkstelligte, als die großen Siegesbotschaften nach Europa herübergelangten. In jenen Apriltagen mochte auch ein Gewisser fühlen, daß ein gewisses „Exoriare aliquis!" doch kein leerer Schall gewesen sei. Er sollte sehr bald vollwichtige Beweise zu Handen haben, daß der Ruf vernommen, beachtet und erhört worden war.

Man muß übrigens gestehen, daß man am pariser Hofe die ganze Bedeutung und Tragweite des Sieges der Union über die südstaatliche Rebellion wohl verstand und zu würdigen wußte. Der imperialistische Adler ließ jetzt die Flügel merkwürdig hängen, während er dieselben ein Jahr zuvor bei Uebergabe der oben erwähnten Note Sewards hochmüthigst gespreizt hatte. Damals, im April 1864, hatte Napoleon des Dritten Oberkommis für die auswärtigen Angelegenheiten, Monsieur Drouyn de Lhuys, den amerikanischen Gesandten vom hohen Roß imperialen Allmachtgefühls herab gefragt: „Wollen Sie Frieden oder Krieg?" Ganz so, als wollte der Herr Oberkommis sagen: Einen Krieg mit euch Yankees sehen wir für ein Ding an, das man so nebenbei abmacht. Nun aber, Anno 1865, machte schon die *Möglichkeit* dieses Dinges

ein so drohendes Gesicht, daß die Tuilerienpolitik gerathen fand, schleunigst von dem erwähnten hohen Rosse herabzusteigen und klein, sehr klein beizugeben.

Im „Palacio imperiale“ zu Mexiko war man weit weniger gut über die Bedeutung des Triumphes der Union unterrichtet. Ja, man wähnte, daß von dorther für das mexikanische „Kaiserthum“ gar nichts zu besorgen sei. Dies thut unwiderleglich dar, daß die Illusionen des östreichischen Prinzen zu dieser Zeit noch in voller Blüthe standen und daß diese Illusionen unendlich viel länger waren als sein Verstand. Zu seiner Entschuldigung darf und muß jedoch gesagt werden, daß gegen den Herbst von 1865 hin die Lage des Republikanismus in Mexiko eine ganz verzweifelte zu sein schien. Eine so verzweifelte, daß der Erzherzog bei seiner Unkenntniß des mexikanischen Volkscharakters wohl der Täuschung sich überlassen konnte, jeder nennenswerthe Widerstand gegen seine Kaiserschaft sei zu Ende und es handle sich nur noch darum, den Ueberresten der „Dissidenten“, den etwa noch widerstrebenden „liberalen“ Elementen energisch den Meister zu zeigen. Alle Hauptstädte und Häfen des weiten mexikanischen Gebietes befanden sich ja, nur wenige ausgenommen, in den Händen der Franzosen und der „Kaiserlichen“. Französische Kolonnen waren sogar bis nach dem entlegenen Chihuahua vorgedrungen, wo der Präsident Juarez und seine Wanderregierung ein Asyl gefunden hatte. In Folge dieser Okkupation hatte der Präsident nach Paso del Norte entweichen müssen, dem in nordöstlicher Richtung äußersten Gränzort Mexiko's am Rio Grande, jenseits dessen das Gebiet der Vereinigten Staaten anhebt. Es hieß sogar, Juarez habe den mexikanischen Boden ganz verlassen, was jedoch unwahr.

Der Erzherzog glaubte es aber und hielt seine Herrschaft jetzt für eine unbestrittene. Er wußte nicht, daß Juarez auch vom äußersten Gränzorte aus seinen Widerstand mit ungebrochener Zähigkeit fortsetzen und daß die republikanische Fahne bald wieder

da und dort im Felde flattern würde. So beschloß er denn, die eine Hand versöhnlich gegen die „Liberalen" auszustrecken, zugleich aber die andere drohend zu erheben. Der Prinz versammelte demnach seinen Ministerrath und legte demselben ein Dekret vor, welches, wähnte er, zugleich beruhigend und vernichtend wirken sollte. Im Eingange dieses Aktenstückes war gesagt, daß der „Kaiser" alle redlichen und tüchtigen Männer des Landes um sich zu versammeln wünschte und daß er zum Beweise dessen dem Benito Juarez den Vorsitz im höchsten Gerichtshofe anbieten wollte. Dann schlug aber der milde Mollton plötzlich in die brutalste Durtonart um. Die Republikaner, d. h. die rechtmäßigen Vertheidiger des Bodens ihres Vaterlandes gegen eine demselben mit unerhörter Perfidie auferlegte Invasion und Usurpation, wurden ohne weiteres zu „Banditen, Straßenräubern und Verbrechern" gemacht und für „vogelfrei und außerhalb des Gesetzes stehend" erklärt, die republikanischen Harste als „Banden" bezeichnet. Jedes ergriffene Mitglied einer solchen „Bande" sollte unerbittlich zum Tode durch Erschießen verurtheilt und dieses Urtheil binnen 24 Stunden vollzogen werden.

Dies ist das berüchtigte Dekret vom 3. Oktober 1865. Der Erzherzog hat es mit eigener Hand vom ersten bis zum letzten Buchstaben geschrieben und hat sich damit sein eigenes Todesurtheil geschrieben.

Der Krieg war schon bislang mörderisch genug geführt worden, wenigstens von seiten der Franzosen und der „Kaiserlichen", welche in wahrhaft barbarischer Weise ihre republikanischen Gefangenen als „Banditen" behandelten, während — es ist eine unbestreitbare Thatsache — bis dahin Juarez und die meisten seiner Generale ihre französischen und „kaiserlichen" Gefangenen mit großer Milde und Menschlichkeit behandelt hatten.

Die sämmtlichen Minister des Erzherzogs unterfertigten nach ihm das verhängnißvolle Dokument. Allein diese Herren haben nachmals Sorge getragen, zu verhüten, daß die Wucht des Mord-

dekrets auch sie erdrückte; sie haben sich nämlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und nach Frankreich gerettet. Der Marschall Bazaine hat, wenn man französischen Quellen glauben darf, seine Einwilligung zu dem Blutmanifest nur zögernd und widerwillig gegeben. Gewiß ist, daß er die Ausführung des Dekrets nicht hinderte, sondern energisch förderte. Zu Dutzenden, zu Hunderten sind mexikanische Republikaner diesem grausamen Erlasse zum Opfer gefallen. Erbarmungslos wurden den Vorschriften desselben gemäß die beiden gefangenen republikanischen Generale Salazar und Arteaga erschossen, vielbetrauerte Märtyrer für die Unabhängigkeit ihres Landes. Warum haben die gefühlvollen Knechtsseelen in Europa, welche ein so wüthendes Gezeter erhuben, als das Dekret vom 3. Oktober auf seinen Verfasser zurückfiel, nicht auch diese Standrechtsschüsse gehört? Sind Männer, welche in der Erfüllung heiligster Pflichten sterben, etwa weniger beklagenswerth als ein ehrgeiziger Romantiker, auf welchen ein von ihm selbst geschleuderter Stein zurückprallte? Der Prinz war ja ein Stück von einem Poeten und ein Kenner der poetischen Literatur. Wohl ihm, wenn ihm, als er sich hinsetzte, sein blutig Edikt zu verfassen, der Warnungsruf der genialsten deutschen Dichterin zu Sinne gekommen wäre: —

„Wirfst du den Stein, bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand mag treiben!“

Das Oktoberdekret, welches den Republikanismus förmlich ächtete, rief in den Vereinigten Staaten einen allgemeinen Wuthschrei hervor und hat natürlich nicht wenig dazu beigetragen, daselbst den Kredit des Präsidenten Juarez zu erhöhen, so daß er zu dieser Zeit in New-York eine mexikanische Anleihe von 30 Millionen Dollars machen konnte; sowie nicht weniger dazu, seiner Fahne immer mehr nordamerikanische Freiwillige zuzuführen, und endlich dazu, das Kabinett von Washington zu energischem Auftreten zu treiben.

Der Gang der Nemesis, gewöhnlich ein sehr langsamer und hinkender, hier war er einmal rasch und fest.

Der Präsident Johnson und seine Minister vermochten natürlich unschwer zu erkennen, daß der unbequeme und anmaßliche Kaiserschwindel in Mexiko verschwinden müßte, sobald die französische Armee aus dem Lande verschwunden sein würde. Hierauf richteten sie also ihr nächstes Absehen. Die Regierung von Washington hatte aber zum Vorgehen gegen die Okkupation Mexiko's durch die Franzosen noch ein zweites mächtiges Motiv. Sie wollte Napoleon den Dritten sein feindseliges Verhalten gegen die Union zur Zeit ihrer Bürgerkriegsbedrängniß büßen lassen; wollte ihm zeigen, daß er nicht ungestraft davon geträumt haben sollte, einen Todesstoß in das Herz des Republikanismus zu thun; wollte endlich mittels des Umsturzes von Maximilians Thron nicht allein dem Bonapartismus eine bittere Demüthigung bereiten, sondern auch der französischen Eitelkeit und Ueberhebung eine eindringliche Lektion geben.

Schon am 6. December von 1865 stellte der Staatssekretär Seward dem aus Mexiko nach Washington versetzten und am ersteren Orte durch einen Herrn Dano ersetzten französischen Gesandten Montholon eine Note zu, worin bestimmt erklärt war, daß die französische Intervention und Invasion in Mexiko ein Ende nehmen müßte, weil mit den Principien der Vereinigten-Staaten-Politik in keiner Weise vereinbar. Schon am 9. Januar von 1866 gab der früher so patzige Oberkommis Drouyn de Lhuys die demüthige Antwort: „Die französische Regierung ist bereit, die Rückberufung ihrer Truppen aus Mexiko nach Möglichkeit zu beeilen."

Man hatte sich also in den Tuilerien entschlossen, den verhaßten Yankees unbedingt ihren Willen zu thun und das unter dem Gelärm aller Trompeten und Pauken des Chauvinismus in Scene gesetzte mexikanische Abenteuer aufzugeben. Gut soweit. Man hatte eine kolossale Dummheit begangen und sah sich nun in

der Lage, diese Dummheit, obzwar unter allerlei Verblümungen und Verkleisterungen, eingestehen zu müssen. Dummheiten zu machen, wenn auch nicht gerade so kolossale und so kostspielige, kann jedermann passiren, und es ist daher keine übergroße Schande, zu bekennen, daß man dumm gewesen. Aber was ist zu der folgenden Thatsache zu sagen?

Zur Zeit, als der Tuilerienhof bereits entschlossen war, das mexikanische Abenteuer aufzugeben, erhielt der Erzherzog immer noch Briefe vom Kaiser der Franzosen, worin ihm derselbe bestimmte Verheißungen wirksamer Unterstützung machte, und diesen Briefen folgten andere auf dem Fuße nach, welche, von der französischen Regierung an ihre Agenten in Mexiko gerichtet, diese Unterstützung untersagten und namentlich verboten, dem armen Schattenkaiser Geldvorschüsse zu machen, ohne die er doch schlechterdings nicht existiren konnte, wie man in Paris ganz gut wußte[1]).

Kein Zweifel, zur Zeit, als Napoleon der Dritte noch immer Hilfeverheißungsbriefe an den Erzherzog schrieb, war der mexikanische Kaiserschwindel in den Tuilerien bereits aufgegeben. Wie heißt es doch beim alten Cicero? „Ubi facta loquuntur, non opus est verbis.“

Freilich, dieser rücksichtslose Brother Jonathan da drüben hatte nun einmal die vertrakte „Notion“, daß mit dem widerwärtigen Schwindelding in Mexiko rasch aufgeräumt werden müßte. Quer das, sehr quer für den „Neffen des Onkels“, welchen die feige Niedertracht der Alten Welt seit 14 Jahren in einen solchen

1) „Pourquoi donc des lettres de l'empereur Napoléon à Maximilien, qui contenaient sanc cesse des promesses directes de concours efficace, étaient-elles constamment precédées ou suivies d'ordres de ses ministres, interdisant aux agents français les avances financières“. Kératry, 105. Im übrigen steht fest, daß die Regierung Maximilians redlich sich bemühte, ihren pekuniären Verpflichtungen gegen Frankreich nachzukommen, und sie ist denselben im ganzen auch wirklich gewissenhaft nachgekommen.

Allmachtdusel hineingespeichelleckt hatte, daß er gewähnt, er werde auch der Neuen Welt nur so nebenbei und zu seinem Privatvergnügen seine Träume als Gebote auferlegen können. Um die Unpopularität des mexikanischen Unternehmens in Frankreich hätte sich Napoleon der Dritte keinen Pfifferling gekümmert und auch nicht zu kümmern gebraucht, wohl wissend, daß die Mode des „Ruere in servitium“ unter den Franzosen noch für einige Zeit vorhalten würde. Aber Brother Jonathan sagte: Fort mit den Frenchmen aus Mexiko, kalk'lir' ich! und die Frenchmen gingen....

In der diplomatischen Sprache machte sich das allerdings höflicher, jedoch nicht eben viel. Am 12. Februar von 1866 richtete Herr Seward an den französischen Gesandten zu Washington wiederum eine Note, worin dem Tuilerienhofe höchst unliebsame Wahrheiten gesagt wurden. Z. B.: „Ich muß dabei beharren, daß, welche Absichten und Gründe Frankreich dazu gehabt haben mag, die von einer gewissen Klasse von Mexikanern zum Sturze der republikanischen Regierung und zur Aufrichtung eines Kaiserthrons angewandten Mittel in den Augen der Vereinigten Staaten als ohne die Autorisation des mexikanischen Volkes ergriffen und gegen den Willen und die Meinung desselben in Ausführung gebracht betrachtet werden müssen.“ In diesem Tone ging es fort bis zum Schlusse, wo dann erklärt wurde, die Union erwarte des bestimmtesten, daß „der Kaiser der Franzosen sofort mit Bestimmtheit erklären werde, die Thätigkeit seiner Armee in Mexiko einstellen und dieselbe nach Frankreich zurückrufen zu wollen, ohne irgend eine Stipulation oder Bedingung von ihrer (der Union) Seite (sans aucune stipulation ni condition de notre part).“ Und als ob auch dieses noch nicht deutlich genug wäre, wurde die Wermuthsdosis geradezu verdoppelt, indem Seward kundgab: „Es ist die Ansicht des Präsidenten (Johnson), daß Frankreich die versprochene Heimberufung seiner Truppen nicht um einen Augenblick verzögern darf (n'a que faire de retarder d'un instant la retraite

promise)." Endlich forderte noch die Note von Frankreich die bestimmte Zeitangabe („l'avis definitif de l'époque") dieser Heimberufung.

Der Tuilerienhof hatte sich beeilt, diesen Forderungen theilweise noch zuvorzukommen. Denn schon unterm 14. Januar hatte Monsieur Drouyn de Lhuys an den französischen Gesandten in Mexiko geschrieben: „Unsere Okkupation muß ein Ende nehmen und wir müssen uns ohne Verzug darauf vorbereiten (il faut que notre occupation ait un terme, et nous devons nous y préparer sans retard). Es ist der Wunsch des Kaisers, daß die Räumung gegen den nächsten Herbst zu beginnen könne." Am folgenden Tage schrieb der Minister abermals und faselte die Kreuz und die Quer von der Fürsorge der französischen Regierung für das glorreiche Werk, das sie unternommen und von ihrer Sympathie für den Kaiser Maximilian („le gouvernement de l'empereur, dans sa sollicitude pour l'oeuvre glorieuse dont il a pris l'initiative et dans sa sympathie pour l'empereur Maximilien"). Hart neben diesem albernen Gerede von dem „glorreichen Werk", das man so unglorreich aufzugeben im Begriffe war, stand aber doch das Bekenntniß, es sei „für eine sich bildende Regierung der gefährlichste aller Vorwürfe, nur durch fremde Truppen gehalten zu werden." Ganz richtig! Aber warum war denn der Tuilerienhof in den Besitz dieser Wahrheit und Weisheit jetzt erst gelangt, jetzt erst, nachdem das Kabinett von Washington erklärt hatte, es könne und werde die „fremden Truppen" nicht mehr länger in Mexiko dulden?

Wie verhielt sich sodann die kundgegebene Absicht der französischen Regierung, das mexikanische Unternehmen möglichst rasch fallen zu lassen, zu den Bestimmungen des Vertrags von Miramare, welche dem „Kaiser" Maximilian auf so und so lange die Unterstützung Frankreichs zusicherten? Oh, darüber brauchte man sich weiter keine Skrupel zu machen. Man hatte ja die berühmte Fabel von dem Lamme, welches dem Wolfe das Wasser trübt, als

Vorbild zur Hand. Der arme Maximilian mußte an allem schuld sein. Schon in seiner Depesche vom 14. Januar hatte der französische Minister diesen Ton angeschlagen, indem er schrieb, es sei festgestellt, daß „der Hof von Mexiko ungeachtet seines guten Willens in der anerkannten Unmöglichkeit sich befände, die Bedingungen von Miramare fürder zu erfüllen“, d. h. die französischen Truppen zu bezahlen.

Dies war das Präludium zur Zerreißung des Vertrages von Miramare durch den Tuilerienhof, welcher, streng genommen, formell dazu nicht ganz unberechtigt war, aber doch wohl wissen mußte, daß jener Vertrag ihm eine moralische Verpflichtung auferlegt hatte, von welcher nichts, aber auch gar nichts ihn entbinden konnte als das „Car tel est notre plaisir“, welches der Mächtige dem Hilflosen zuherrscht.

Um den Riß weniger kreischend zu machen, d. h. die Einwilligung des Erzherzogs zur Beseitigung des plötzlich so unliebsam gewordenen Vertrages zu erhalten, wurde im Januar von 1866 der Baron Saillard nach Mexiko geschickt, mußte aber unverrichteter Dinge nach Europa zurückkehren. Maximilian konnte dem Begehren Napoleons unmöglich entsprechen und sandte, seine Weigerung zu begründen, ein vertrauliches Schreiben an den Kaiser der Franzosen, dessen Ueberbringer der General Almonte war.

Der arme Schattenkaiser erwartete von dieser Sendung einen Erfolg, von welchem schon gar keine Rede mehr sein konnte. Sehr begreiflich aber, daß er noch hoffte, weil er von seiten des Tuilerienhofes über dessen eigenes fatales Mißverhältniß zu den Vereinigten Staaten ganz und gar im Dunkeln gelassen wurde. Noch zu Ende Mai's wußte der Erzherzog nichts davon, daß Napoleon sich hatte entschließen müssen, vor dem Willen der Union die französische Flagge in Mexiko zu streichen. Beweis für dieses sein Nichtwissen ist der Brief, welchen der Prinz am 28. Mai zu Chapultepek an Bazaine

schrieb, als er erfahren hatte, daß Juarez aus Paso del Norte nach Chihuahua zurückgekehrt sei, welche Stadt nach dem Abzuge der Franzosen sofort dem Präsidenten wieder ihre Thore aufgethan hatte.

Mit der Naivität eines Kindes und der leichterregbaren Phantasie eines Poeten schrieb der Erzherzog an den Marschall: „Ganz unzweifelhaft liegt es nicht weniger im Interesse Ihres glorreichen Souveräns, meines erhabenen Bundesgenossen, des Kaisers Napoleon, als in dem meinigen, den Anmaßlichkeiten des Kabinetts von Washington ein Ende zu machen (de mettre un terme aux prétentions du cabinet de Washington) und zwar dadurch, daß man den Juarez aus seiner letzten Hauptstadt vertreibt.“ Er wähnte also, sein „erhabener Bundesgenosse“ würde mit ihm zusammen gegen das Sternenbanner angehen. Armer Poet!

12.

Die Fahrt in den Wahnsinn.

Mit dem Beginne des Jahres 1866 konnte sich in Mexiko kein sehender und hörender Mensch mehr darüber täuschen, daß es mit dem Kaiserschwindel rasch abwärts ging. Alles Deliberiren, Dekretiren und Ediktiren im „Palacio imperiale“ half nichts. Die republikanische Fahne erschien überall wieder im Felde und in demselben Verhältnisse, in welchem die Franzosen aus den entfernteren Landschaften sich zurückzogen und gegen die Hauptstadt hin sich zusammenzuscharen begannen, schritt die „Rebellion“, d. h. der neubelebte rechtmäßige Widerstand gegen die fremde Usurpation ebenfalls gegen jenen Centralpunkt hin vor.

Den Streitern für die Unabhängigkeit ihres Landes kam es sehr zu statten, daß ihre Gegner unter einander in ewigem Genörgel und Gezänke lagen. Die Franzosen wurden auch von ihren

Verbündeten, den „Kaiserlichen", geradezu gehaßt. Die östreichischen Fremdenlegionäre verstanden sich nicht mit den belgischen und beide zusammen weder mit den „Kaiserlichen" noch mit den Franzosen, welche letzteren natürlich die allgebietenden Herren spielten, spielen konnten und auch wohl spielen mußten, wenn das Lotterwerk von Kaiserthum überhaupt noch einigermaßen zusammenhalten sollte.

Das Verhältniß des Erzherzogs zu dem französischen Oberbefehlshaber, von Anfang an und seiner Natur nach das unerquicklichste von der Welt, mußte an Verbitterung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zunehmen, besonders von da ab, als der Marschall in Kenntniß gesetzt war, daß man in Paris den Entschluß gefaßt hätte, den mexikanischen Kaiserschwindel fallen zu lassen. Bazaine erfuhr das zunächst in mittelbarer Weise und zwar dadurch, daß, als er zu Anfang Februars von 1866 dem Bitten und Betteln der „kaiserlich"-mexikanischen Regierung um einen Geldvorschuß noch einmal willfahrt hatte, der Tuilerienhof ihm seine Mißbilligung und die Weisung zukommen ließ, fürder kein Geld mehr herzugeben. Die Folge davon war, daß ganze Bataillone der „kaiserlichen" Armee aus Mangel an Sold und Brot sich auflös'ten und zu den Republikanern überliefen. Es wurde dem Marschall zur gleichen Zeit von Paris aus zur Pflicht gemacht, die Mitwirkung der französischen Armee zur Aufrechthaltung des Kaiserthrons nach und nach einzustellen. Schon zu Ende Januars 1866 erhielt er von Hause die Weisung: „Sie haben sehr klug gehandelt, daß Sie Ihre Truppen zwischen San Luis, Aguas-Calientes und Matehuala zusammenzogen. Unsere militärische Rolle (in Mexiko) muß nachgerade aufhören. Der Klagen Maximilians ungeachtet wollen wir nicht einen einzigen Soldaten mehr hergeben."

Diese „Klagen" des Erzherzogs waren zugleich Beschwerden über den Marschall, welche gar reichlich in den Tuilerien einliefen.

Ob Bazaine wohl nichts davon erfuhr, daß ihn „Los Emperadores“ bei seinem Kaiser verklagten, während sie im persönlichen und schriftlichen Verkehr von Artigkeit und sogar von „Freundschaft“ gegen ihn förmlich überflossen? Das ist schwerlich zu glauben. Man wird wohl nichts verabsäumt haben, was den Marschall instandsetzen konnte, sein Gebaren so einzurichten, daß es dazu mitwirken müßte, den Erzherzog „zu extremen Entschlüssen zu treiben“, welche der Tuilerienhof schon zu Ausgang Mai's von dem Prinzen erwartete. Unter diesen extremen Entschlüssen („des résolutions extrêmes“) verstand Napoleon der Dritte zweifelsohne den nächstliegenden Entschluß des Erzherzogs, die verzweifelte Kaiserschwindelpartie aufzugeben, „seinem erhabenen Bundesgenossen“ das Danaergeschenk von Rauschgoldkrone vor die Füße zu werfen und heimzugehen. Der Kaiser der Franzosen hätte es sich schon gefallen lassen, wenn es dabei auch nicht allzu höflich und etikettisch hergegangen sein würde. Wäre es doch noch immer die wohlfeilste Manier gewesen, aus dem nachgerade zu einem furchtbaren Skandal ausschlagenden mexikanischen Unternehmen rasch herauszukommen.

Allein Maximilian war doch nicht ganz so, wie ihn Bazaine seinerseits in seinen Depeschen an den Franzosenkaiser abmalte, — nicht lichtbildlich abmalte, bewahre! sondern so, daß man in den Tuilerien auf die Idee kam, dieser östreichische Prinz ließe sich alles bieten und würde und müßte am Ende aller Enden froh sein, wenn man die Rücksicht gegen ihn so weit triebe, daß ihm die Möglichkeit offen gehalten würde, mit heiler Haut aus diesem verwünschten Mexiko herauszukommen. Aus diesem verwünschten Mexiko, welches dem bonaparte'schen „Car tel est notre plaisir“ eine so häßliche Nase gedreht hatte.

Allerdings, mit „extremen Entschlüssen“ hat sich der Erzherzog zu dieser Zeit getragen, nur mit anderen, als sein „erhabener Bundesgenosse“ voraussetzte und wünschte. Eines Tages

ist ihm nach einer unliebsamen Scene mit Bazaine das Wort entfahren: „Quält man mich zu sehr, so stecke ich meine Krone in die Tasche und lasse mich zum Präsidenten wählen.“ Der Unglückliche trug sich demnach mit dem Wahn, er könne nur so aus dem Kaiserthum in die Republik hinüberspringen. Er vergaß ganz und gar, daß es für die mexikanischen Republikaner eine bare Unmöglichkeit, das Werkzeug Napoleons des Dritten als ihr Oberhaupt anzuerkennen.

Es untersteht keinem Zweifel und erklärt sich auch ganz deutlich aus den Umständen, daß der Erzherzog mälig dazu gekommen war, die Franzosen zu hassen, tüchtig zu hassen, nur um so tüchtiger sie zu hassen, je mehr er fortwährend auf ihren Beistand angewiesen war und blieb. Stand es doch im Juli von 1866 mit der „kaiserlichen“ Regierung so jammerhaft, daß bei der gänzlichen Unfähigkeit seiner halbliberalen Minister Maximilian sich entschließen mußte, die beiden Franzosen Osmond und Friant ins Ministerium zu berufen, um die aus Rand und Band gehende Regierungsmaschine wieder einigermaßen einzurenken, zu flicken und zu kalfatern. Natürlich konnte das den beiden Franzosen beim besten Willen auch nicht gelingen und doch wäre dies Gelingen gerade jetzt um so dringender vonnöthen gewesen, als die republikanischen Angriffsstöße auf das wackelige Ding von Kaiserthum an Kraft und Wucht zunahmen, insbesondere durch die drohenden Operationen der beiden republikanischen Generale Eskobedo und Kortina gegen den „kaiserlichen“ Mejia. Dennoch hielt Maximilian aus und es war keine Phrase, sondern ein aufrichtiger Entschluß, als er um diese Zeit öffentlich die Aeußerung that: „Ich will das Heil Mexiko's; die Kraft mag mir versagen, der Wille wird es nie!“

Aber was hatte dieser Wille „zum Heile Mexiko's“ vermocht? Nichts. Was vermochte er noch? Nichts mehr. Zu Ausgang Juli's erfuhr der Erzherzog, daß die Sendung Almonte's vollständig ge-

scheitert war. Der langen Antwortsnote, welche das Tuilerienkabinett auf die Darlegungen und Bitten von seiten Almonte's ergehen ließ, kurzer Sinn war dieser, daß dem armen Schattenkaiser jetzt plötzlich erklärt wurde, die französische Okkupation Mexiko's müßte aufhören und es würde dem Marschall Bazaine der Befehl zugehen, die Armee mit aller möglichen Beschleunigung in die Heimat zurückzuführen und dabei nur auf die militärische Konvenienz und auf die technischen Fragen Rücksicht zu nehmen, über welche die Entscheidung ihm allein zustände („nous prescririons au maréchal Bazaine de procéder, avec toute la diligence possible, au rapatriement de l'armée, en ne se tenant compte que des convenances militaires et des considérations techniques dont il serait le seul juge").

Freilich war das vorerst nur bedingter Weise hingestellt und angedroht, aber gerade hierin lag eine unqualificirbare Perfidie. Die französische Regierung handelte unter dem Drucke des Kabinetts von Washington, welches durch seinen Gesandten in Paris unabläßig wiederholen ließ: „Macht, daß ihr aus Mexiko fortkommt!" alle Veranstaltungen von seiten Frankreichs nach jener Richtung hin argwöhnisch überwachte und auch in Wien zu bemerken gab, daß es die Absendung von Verstärkungen für die östreichische Legion in Mexiko nicht dulden würde. Napoleon der Dritte und seine Minister-Kommis hüteten sich aber wohl, dem Erzherzoge zu sagen, daß man ihnen und wer ihnen befohlen habe, in Mexiko nicht länger „an der Spitze der Civilisation zu marschiren". Das hätte ja eingestehen heißen, daß es denn doch noch etwas mächtigeres gäbe als das bonaparte'sche „Prestige" und etwas Prächtigeres als den napoleonischen „Stern". Das böse Lamm mußte also dem frommen Wolfe das Wasser getrübt haben. In rauhen, um nicht zu sagen rohen Ausdrücken wurde dem armen Schattenkaiser vorgeworfen, daß er seinen finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich nicht nachgekommen sei, und deßhalb be-

trachte Napoleon auch seinerseits den Vertrag von Miramare als nicht mehr bestehend.

Die Wahrheit ist aber, daß der östreichische Prinz mit größter Gewissenhaftigkeit jenen Verpflichtungen nachgekommen war und daß seine Regierung zur Stunde, wo ihm der zerrissene Vertrag von Miramare vor die Füße geworfen wurde, dem französischen Staatsschatze nicht mehr schuldete als etwa 400,000 Francs, also eine wahre Bagatelle, um welcher willen ein solches Geschrei zu erheben wahrhaft lächerlich war. Ruft man sich noch dazu ins Gedächtniß zurück, daß Maximilian und seine Regierung von den hunderten von Millionen der verschiedenen „mexikanischen Anleihen" nicht mehr als 48 Millionen erhalten haben, so liegt die klägliche Hinfälligkeit der finanziellen Argumente, womit der Tuilerienhof dem von ihm in die Welt gesetzten mexikanischen Kaiserschwindel zu Leibe ging, offen am Tage.

Warum hat denn die napoleonische Regierung nicht zu dem Erzherzog gesagt: „Die Union will weder deinen noch überhaupt einen Thron in Mexiko und wir wollen dich und deinen Thron nicht gegen die Yankees schützen, weil wir es nicht können" —? Warum hat sie, statt diese ehrliche Sprache zu führen, zu den jämmerlichsten Finanzkniffen und Gläubigerpfiffen gegriffen, um den Schattenkaiser zu vermögen, das zu thun, was sie von ihm haben wollte, d. h. seine Thronentsagung und Heimreise? Die Antwort ist leicht zu finden. Der Tuilerienhof that so, weil er seinen Hochmuth nicht so weit beugen wollte, einzugestehen, daß die ganze mexikanische Windbeutelei eine kolossale Dummheit, ein toller Rechnungsfehler gewesen sei; er that so, weil er sich schämte, zu bekennen, daß er sehr pressirt sei, den ganzen Schwindel fahren zu lassen, und zwar auf das Kommando von seiten der Union; und endlich that er so, weil er, das Verderben Maximilians nach dem Abzuge der Franzosen voraussehend, dennoch das Odium, dieses Verderben verschuldet zu haben, nicht auf sich laden wollte.

Die krummen Wege führen aber doch auch nicht immer und überall an das Ziel.

In seiner Antwort auf die durch Almonte in Paris vorgebrachten Wünsche und Bitten des Erzherzogs forderte das französische Kabinett statt des Vertrags von Miramare, welchen es mit Füßen trat, barsch einen neuen, dessen Hauptbestimmung sein müßte, daß die Hälfte der Hafenzolleinnahmen von Verakruz und Tampiko, also die letzten Hilfemittel der „kaiserlich" mexikanischen Regierung, fürder unmittelbar in die französische Staatskasse fließen sollte. Man wußte in Paris, daß dies dem mexikanischen „Kaiserthum" seinen letzten finanziellen Halt entziehen würde; aber das wollte man ja gerade. Wollte der Erzherzog diesen neuen Vertrag nicht annehmen, so sollte Bazaine die französische Armee möglichst rasch einschiffen und den Prinzen seinem Schicksal überlassen.

Auf den persönlichen Untergang Maximilians hatte man es selbstverständlich in Paris nicht abgesehen. Im Gegentheil, man hoffte ihn zu retten, indem man ihm keine andere Wahl ließe als diese, mit der abziehenden französischen Armee ebenfalls abzuziehen. Allein der Rechenkünstler in den Tuilerien verrechnete sich abermals. Er kannte den Romantiker, mit dem er zu thun hatte, wenig.

Der erste Schreckensschlag, den die Willensmeinung Napoleons im „Palacio imperiale" that, schien freilich alle romantischen Dünste zerstreuen und dem Erzherzoge das Vollgefühl seiner verzweifelten Lage geben zu wollen. Er äußerte, wie wohl bezeugt ist: „Ich bin geprellt (joué!). Es bestand eine förmliche Uebereinkunft (une convention formelle) zwischen dem Kaiser Napoleon und mir, ohne welche ich den Thron niemals angenommen hätte. Diese Uebereinkunft garantirte mir unbedingt (me garantissait absolument) die Unterstützung durch französische Truppen bis zum Ende des Jahres 1868."

Maximilian sprach die Wahrheit, aber mit der Wahrheit kommt man bekanntlich nicht weit in der Welt.

Wäre er nur seinem richtigen Instinkte gefolgt, der ihn antrieb, am 7. Juli seine Rauschgoldkrone abzuthun. Schon hatte er die Feder eingetaucht, um seine Thronentsagung niederzuschreiben, als eine Frauenhand seine Hand zurückhielt, die Hand der Erzherzogin, welche dem Kaiserintraum unlieber entsagte als ihr Gemahl dem Kaisertraum.

Das war nun gerade so, als hätte die übelberathene Charlotte das Todesurtheil, welches Maximilian am 3. Oktober von 1865 sich selber geschrieben hatte, ihrerseits jetzt mitunterzeichnet.

Der Ehrgeiz dieser Frau griff nach einem Strohhalm, griff zu dem Wahne, es würde und müßte ihr gelingen, den „erhabenen Bundesgenossen“ umzustimmen, so sie persönlich vor ihm erschiene. Man müßte darüber auflachen, wenn es nicht zum weinen wäre.

Die Erzherzogin wußte ihren Gemahl für ihre Absicht zu stimmen und zu gewinnen, für die Absicht, unverweilt nach Europa zu gehen, um in Paris und in Rom zu unterhandeln, d. h. zu bitten. Napoleon sollte nicht nur das Verbleiben der französischen Armee in Mexiko, sondern auch eine Verstärkung derselben bewilligen, sodann den Marschall Bazaine durch eine handlichere Persönlichkeit ersetzen und endlich ein Darleihen von 36 Millionen gewähren. Der Papst sollte um ein Konkordat angegangen werden, welches die Rechte des Klerus sicherstellte, zugleich aber auch den Inhabern der eingezogenen und veräußerten Kirchengüter Beruhigung gewährte. Würde die Erzherzogin weder in Paris noch in Rom zum Zwecke gelangen, so sollte der Erzherzog die Krone niederlegen, um seiner Frau nach Europa zu folgen.

Am 9. Juli reis'te die Prinzessin aus Mexiko ab. Um das Reisegeld zu beschaffen, hatte man einen kühnen Griff thun müssen, wie sie zu seiner Zeit der fromme Miramon in der Uebung gehabt, einen Griff in das Gemeingut der Hauptstadt, in die sogenannte „Wasserkasse“, wo die zur Unterhaltung der städtischen Dämme bestimmten Gelder deponirt waren.

Während die Erzherzogin auf dem Meere schwamm, setzte der Erzherzog sein Regieren fort, wie es eben gehen, d. h. nicht gehen wollte. Die Republik und ihre rechtmäßige Regierung gewannen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wieder mehr Boden. Ihre berittenen Guerrilleros durchstreiften alle Provinzen und ein besonders schwerer Schlag für das „Kaiserthum" war es, daß sein bester General Mejia die Stadt Matamoros unwiederbringlich an Eskobedo verlor. In Oaxaka ließ Diaz, in Michoakan Regules das republikanische Banner siegreich wehen. Im August kam Maximilian auf den geradezu närrischen Einfall, seiner Sache dadurch aufzuhelfen, daß er das „ganze Reich" in Belagerungszustand erklären wollte. Bazaine jedoch weigerte sich, zu einer Sache die Hand zu bieten, welche ebenso gehässig war als lächerlich, weil unmöglich. Im „kaiserlichen" Ministerium war ein beständiges kommen und gehen. Die beiden Franzosen Osmont und Friant mußten im September auf Befehl Napoleons aus dem Kabinette treten. An die Stellen der einheimischen halbliberalen Nullen kamen hierauf klerikale und übernahm der Pfäffling Larez die Ministerpräsidentschaft. Dieses hin- und herrutschen der Ministersessel war natürlich nur eine eitle Posse. Die Entscheidung über das Schicksal des „Kaiserthums" lag nirgends weniger als in dem „kaiserlichen" Kabinett. Als am 1. Oktober die „kaiserliche" Kasse außer stande war, den Ansprüchen der Franzosen Genüge zu thun, nahmen diese das Zollamt von Verakruz in Besitz, um die Hafenzölle fortan für ihre eigene Rechnung zu erheben. Die vorgefundenen und annexirten Kassenbestände waren aber nicht bedeutend, denn die Mehrzahl der Beamten hatte sich mit ihren Kassen fortgemacht, um die Gelder an Juarez abzuliefern . . .

Derweil war die Erzherzogin von einem furchtbaren Verhängniß ereilt worden.

Die Kunde von ihrer unerwarteten Ankunft in Frankreich — sie stieg am 10. August von 1866 zu St. Nazaire an's Land —

bereitete dem französischen Hof eine bittere Verlegenheit. Napoleon war durch diese plötzliche Erscheinung der Enkelin Louis Philipps, die sich von ihm hatte zur Kaiserin ernennen lassen, so verblüfft, daß ihm die Cigarre ausging, und man wußte in der ersten Ueberraschung gar nicht, was sagen und was thun. Falls die Erzherzogin eine kühlbesonnene, schlaurechnende und zugleich energische Diplomatin gewesen wäre, würde es ihr nicht allzu schwer geworden sein, diese Verlegenheit zu steigern und zu ihrem Vortheil auszunützen. Allein sie war nur eine sorgenbelastete, leidenschaftlich bewegte Frau, deren Nerven durch die Strapazen der Seereise in bebende Schwingung versetzt worden und welche bei dem Manne, der die Güter ihrer Oheime konfiscirt hatte, Anschauungen und Gefühle voraussetzte, für welche in der Philosophie von Gesellschaftsrettern schlechterdings kein Platz ist.

Am 11. August in Paris angelangt und im Grand Hotel abgestiegen, erfuhr sie, daß der Hof in Saint-Cloud sich befände. Die Reise von St. Nazaire nach der Hauptstadt hatte ihre Aufregung so gesteigert, daß ihre Augen in fieberhafter Glut brannten. Sie verlangte einen Hofwagen, um sofort nach Saint-Cloud zu fahren. Herr Drouyn de Lhuys kam, um sie zu beruhigen und ihr zu sagen, der Kaiser sei unwohl und müsse daher bedauern, sie nicht empfangen zu können. Die Prinzessin konnte und wollte sich natürlich hiermit, sowie mit den nichtssagenden Redensarten des Ministers nicht zufrieden geben. Sie mußte und wollte eine Entscheidung haben.

So fuhr sie denn nach Saint-Cloud hinaus, drang in das Schloß und erzwang sich eine Audienz bei dem Kaiser[1]).

Das ist jene bittere Stunde gewesen, wo die Erzherzogin zur Erkenntniß kam, daß auch Prinzessinnen, zumal von dem Gelüste,

1) Es ist jedoch anzumerken, daß eine andere Quelle will, die entscheidende Unterredung zwischen der Prinzessin und Napoleon dem Dritten habe nicht in Saint-Cloud, sondern im Grand Hotel in Paris stattgefunden.

Kaiserinnen zu werden, gestachelte Prinzessinnen gutthäten, die Gesetze bürgerlicher Moral und die Vorschriften bürgerlichen Schicklichkeitsgefühls zu achten.

Aber auch für Napoleon den Dritten war es eine Stunde, die von Wermuth trof. Denn die bittende Schattenkaiserin von Mexiko verwandelte sich im Laufe der Unterredung mehr und mehr in die zornglühende Nichte seiner Todfeinde.

Die Tochter des Königs Leopold mußte bald erkennen, daß der Entschluß Napoleons, das mexikanische Kaiserthum preiszugeben, gefaßt und unwiderruflich war. Da, als alle ihre Hoffnungen zertrümmert und zertreten zu ihren Füßen lagen, vermochte sie ihrer weiblichen Leidenschaftlichkeit nicht mehr zu gebieten. Enttäuschung, Kummer, Schmerz und Erbitterung entluden sich in einem Ausbruche von ungezügelter Heftigkeit. Die Antworten des Kaisers waren schneidend und machten die Wunde des Zerwürfnisses noch klaffender. Ein Wirbelwind von Anklagen und Beschuldigungen flog zwischen den beiden hin und her. Endlich ging dieser peinvolle Auftritt zu Ende und die Erzherzogin schwankte zu ihrem Wagen, Verzweiflung im Herzen.

Der amerikanische Gesandte in Paris hatte das Erscheinen der „fraglichen Dame“, wie er die Prinzessin in seinen Berichten an Seward ungalant nannte, nicht unbeobachtet gelassen. Am 16. August verlangte er von Herrn Drouyn de Lhuys Aufschluß, was denn eigentlich diese Erscheinung zu bedeuten hätte. Der Minister Napoleons beeilte sich, zu erklären, die Anwesenheit der Erzherzogin, die „wir natürlich mit Höflichkeit und Herzlichkeit empfingen“, habe an den Entschlüssen der französischen Regierung inbetreff der mexikanischen Sache durchaus nichts geändert.

Am 23. August verließ dann die Prinzessin Paris und reis'te über Triest nach Rom. Das Aufflackern eines letzten Hoffnungsstrals scheint ihr nach dem Vatikan hingewinkt zu haben. Sie schleppte sich zu den Füßen des alten Priesters, in welchem sie den

Statthalter Gottes sah. Hatte er sie nicht zu der unseligen Kaiserschaft eingesegnet? Mußte er ihr in ihrer Trübsal und Bedrängniß nicht Trost und Hilfe spenden? Aber gesetzt auch, der Papst hätte sein möglichstes für den Schattenkaiser von Mexiko thun wollen, was konnte er thun? Nichts, wieder nichts und abermals nichts! Dieses in der unerbittlichen Tageshelle unserer Zeit mitleidswürdig herumwankende mittelalterliche Gespenst von Papstthum ist ja selber trost- und hilflos und der nächste Weltsturm wird den armen Spuk von dannen fegen, wie der Weltsturm, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts losgelassen war, einen ebenbürtigen mittelalterlichen Spuk, das Heilige-Römische-Reichsgespenst, weggefegt hat.

Was im Schlosse zu Saint-Cloud begonnen worden, ward im Vatikan vollendet. Gestörten Geistes verließ die Erzherzogin den päpstlichen Palast. Als eine Wahnsinnige wurde sie nach Miramare zurückgebracht.

Arme Charlotte! Hättest du das schöne Schloß am Meere nie verlassen, um über den Ocean hin einem Irrlicht zu folgen, dessen Irrlichtsnatur jedes gesunde Auge erkennen mußte, obzwar es in Gestalt einer Kaiserinkrone vor dir hergleißte. Aber deine Verschuldung büßend hast du wenigstens das noch kommende furchtbare nicht mitansehen, nicht mitfühlen müssen. Denn —

„Die Götter haben freundlich dein gedacht
Und lebend schon dich aus der Welt gebracht."

13.

Am Fuße des Citlaltepetl.

In der anhebenden Katastrophe des mexikanischen Kaiserschwindels hat leider ein Deutscher die widerlichste Rolle gespielt, ein Bonze, dessen Rathschläge den östreichischen Prinzen zu einem blutigen Tode führten.

Dieser Rathgeber, Augustin Fischer, war von Geburt ein Wirtemberger. Daß er auch ein „Stiftler" gewesen, d. h. ein in dem berühmten protestantischen „Stift" in Tübingen gebildeter Theologe, wird behauptet, ist aber nicht erwiesen. Im Jahre 1845 hatte er sich einer Auswandererschar angeschlossen, welche nach Texas ging. Seine Laufbahn in der neuen Welt war so buntwechselnd und sein Lebenswandel so lustig als möglich. Als Goldgräber in Kalifornien trat er in Beziehungen zu den Jesuiten und ließ sich von ihnen zum Katholicismus bekehren. Ob er in aller Form Mitglied der Gesellschaft Jesu geworden, ist fraglich; doch deutet sein von da ab geführter Titel „Pater" auf diese Mitgliedschaft hin. Wahrscheinlich in Geschäften des Ordens aus Kalifornien nach Mexiko gegangen, empfing er hier die Priesterweihe und die Stelle eines Sekretärs beim Bischof von Durango. Allein seine Aufführung war selbst nach mexikanisch-geistlichen Begriffen eine so zuchtlose, daß er den bischöflichen Palast bald wieder räumen mußte. Plötzlich tauchte aber der Vielgewandte, Schlaue, Skrupellose in der Umgebung des Erzherzogs wieder auf, welcher — mit dem Staatssekretär Seward zu sprechen — „vorgab, Kaiser von Mexiko zu sein". Ein Señor Sanchez Navarro hatte ihn dem Prinzen empfohlen, über welchen des Paters überlegener Verstand rasch einen herrschenden Einfluß gewann; besonders dann, als in Folge der Abreise der Erzherzogin nach Europa dieser Einfluß sein hemmendes Gegengewicht verloren hatte.

Maximilian erhob den Pater zu seinem Kabinettssekretär und überließ sich der Leitung dieses priesterlichen Abenteurers von allerdings nicht zweideutigem, sondern sehr eindeutigem Rufe. Die Wahl eines solchen Rathgebers kennzeichnet wiederum recht deutlich den Romantiker und den Lothringer-Habsburger.

Der Pater hatte dem Prinzen die Vorstellung einzuschmeicheln gewußt, die Anwesenheit der Franzosen sei das Haupthinderniß einer solideren Begründung der Monarchie in Mexiko. Das Kaiser-

thum müsse sich ohne Rückhalt und Hintergedanken auf die klerikale Partei stützen, welche ja geneigt und entschlossen sei, ihre immerhin noch sehr bedeutenden Kräfte und Hilfemittel für den „Kaiser“ zu entfalten, anzustrengen und einzusetzen, falls ihr derselbe bestimmte Bürgschaften geben wollte, den kirchlichen und konservativen Interessen in ihrem ganzen Umfange Recht zu verschaffen. Mit anderen Worten, der Erzherzog sollte seinen halbliberalen Velleitäten entschieden entsagen und sich als Bannerträger der offenen Reaktion hinstellen. Dies würde ja dazu beitragen, den Franzosen, in welchen eben die Klerikalen Mexiko's doch nur katholisch überfirnißte Ketzer erblicken könnten, den Aufenthalt im Lande noch mehr zu verleiden, als ihnen derselbe ohnehin schon verleidet sei, und nach ihrem Abzuge müßte es dem Kaiser um so leichter werden, mit den Republikanern fertig zu werden, als gar viele, sehr viele Liberale nur durch ihren Groll über die Anwesenheit der Franzosen bei der republikanischen Fahne festgehalten würden.

Und an dieses Blendwerk glaubte der Erzherzog! Und derselbe Mann, welcher an ein solches Blendwerk glauben konnte, hatte sich der Lösung einer der schwierigsten Aufgaben, die jemals einem Menschen gestellt waren, unterwunden! Wohl ist der Kampf eines großen Mannes mit den Schicksalsmächten ein Schauspiel für Götter; aber von dem Schauspiele des thöricht unternommenen und schwächlich geführten Streites eines gewöhnlichen Mannes mit dem Verhängniß müssen selbst die Menschen widerwillig sich abwenden. Maximilian hat erst in den Schlußscenen des Trauerspiels in Mexiko zu tragischer Würde sich aufgerichtet. Zur Zeit, von welcher dermalen die Rede, war sein Gebaren weder klug noch würdig, auch wenn man alle aus seiner verzweifelten Lage resultirenden Milderungsgründe in Anschlag bringt.

Ob der Pater Fischer mit Vorbedacht und planmäßig gehandelt, wer weiß es? Es ging ein Gemunkel um, der Jesuitenpartei daheim in Oestreich sei sehr daran gelegen gewesen, die Rückkehr des

„liberalen“ Erzherzogs nach Europa zu verhindern, und der Pater habe darauf abzielende Instruktionen gehabt. Möglich, aber wenig glaublich. Die östreichischen Jesuiten müßten ja noch dümmer sein, als sie aussehen, falls sie nicht gewußt hätten, was es mit dem angeblichen „Liberalismus“ des Prinzen auf sich habe ....

Maximilian gab den Klerikalen eine der verlangten Bürgschaften, indem er aus den Herren Larez, Marin, Kampos und Tavera ein Ministerium zusammensetzte, dessen Dunkelmännischkeit nicht der leisesten Anzweifelung unterzogen werden konnte (26. Juli 1866). Die gehoffte Wirkung dieser Thorheit, energische Unterstützung des „Kaiserthums“ durch die Klerikalen, trat nicht ein, wohl aber die naturgemäße einer großen Stärkung der patriotisch-republikanischen Sache, welche unlange darauf ein volles hunderttausend von Streitern unter ihren Fahnen hatte.

Und trotzdem gingen dem bethörten Erzherzoge die Augen nicht auf!

Die Bildung des Ministeriums vom 26. Juli war mit gegen die Franzosen gemeint und gemünzt gewesen, was diese auch sofort merkten. Welcher Triumph demnach für sie, welche neue Demüthigung für den östreichischen Prinzen, als die „kaiserliche“ Regierung, welche ja ohne die Franzosen ganz in der Luft stand, schon 4 Tage darauf, am 30. Juli, erklären mußte, daß sie den neuen Vertrag annähme, welchen Napoleon der Dritte als Antwort auf die Sendung Almonte's herrisch diktirt hatte. Gewiß hatten die Franzosen recht, wenn sie fanden, der Erzherzog hätte, statt dieser Demüthigung sich zu unterziehen, ihnen lieber seine Rauschgoldkrone ins Gesicht werfen und auf der Stelle Mexiko verlassen sollen. Im übrigen war und blieb die neue Konvention Wind. Tampiko, dessen Hafenzölle hälftig den Franzosen zufallen sollten, befand sich schon in den Händen der Republikaner, und wenn dadurch die Ausführung der Konvention in Mexiko zur Unmöglichkeit wurde, so war in Paris, noch bevor man dies daselbst erfuhr, beschlossen worden,

auf diesen Vertrag gar keine Rücksicht mehr zu nehmen, obgleich der Tuilerienhof als Gegenleistung für die Annahme desselben von seiten des „Kaisers" Maximilian seinerseits förmlich sich verbindlich gemacht hatte, die französische Armee nicht plötzlich und auf einmal aus Mexiko zurückzuziehen, sondern vielmehr in 3 Terminen, deren letzter erst zu Ende Novembers von 1867 eintreten sollte.

Bevor dem unglücklichen Erzherzoge dieser abermalige Vertragsbruch von seiten der französischen Regierung zur Kenntniß kam, hatte er doch schon mehr oder weniger deutlich geahnt, was für ein falsches Spiel man in Paris gegen ihn spielte. Um dasselbe zu durchkreuzen, ist er, wie es scheint, auf den Einfall gekommen, zu versuchen, ob sich die zwischen Frankreich und der Union schwebende Frage nicht so verwickeln ließe, daß das Kabinett von Washington bis zu einer Beleidigung der französischen Flagge in Mexiko vorschritte. Anders wenigstens scheint sich die von Maximilian an die Vereinigten Staaten dadurch gerichtete Herausforderung, daß er, der nicht ein einziges Schiff besaß, die Blokade gewisser mexikanischer, in der Gewalt der Republikaner befindlicher und so zu sagen vor den Thoren der Union gelegener Häfen anbefahl, nicht begreifen zu lassen. Der Anschlag fiel aber ganz ins Wasser. Der Präsident Johnson erklärte das maximilianische Blokadedekret einfach für null und nichtig und die Franzosen hüteten sich wohl, auch nur einen Finger zu rühren, um dem Dekret Achtung zu verschaffen.

Derweil waren die bitteren Früchte der Zankscene von Saint-Cloud gereift. Mit noch vor Zorn zitternden Händen zerriß Napoleon der Dritte alle seine Vereinbarungen mit dem Erzherzog und beschloß, die französische Armee auf einmal und binnen kurzer Frist aus Mexiko zurückzurufen. Zugleich sollte noch ein Versuch gemacht werden, den östreichischen Prinzen zur Abdankung zu vermögen und dadurch seine persönliche Rettung sicherzustellen. Ebenso

wollte man aber auch, um für die französischen Interessen in Mexiko eine Bürgschaft zu erhalten, auf diplomatischem Wege und unter Vermittelung des Kabinetts von Washington eine Anknüpfung mit den Führern der republikanischen Partei versuchen, — ein Versuch, der dann auch wirklich gemacht worden ist, aber nur den Erfolg hatte, daß in Folge ausdrücklicher oder stillschweigender Uebereinkünfte zwischen den französischen und den republikanischen Generalen der Abzug der Franzosen möglichst wenig von den Mexikanern gestört wurde. Die Sache machte sich dann, wie bekannt, so, daß jene durch diese mit aller Höflichkeit zum Lande hinauskomplimentirt wurden; ungefähr in der Art, wie es den Preußen i. J. 1792 von seiten der Franzosen widerfahren war. Aus den von französischen Agenten besorgten Einfädelungen zu einem Abkommen Frankreichs mit der Republik Mexiko — Einfädelungen, welche nicht nur hinter dem Rücken der erzherzoglichen Regierung, sondern auch hinter dem Rücken Bazaine's (?) gemacht wurden — erklärt es sich auch, daß man in den republikanischen Lagern, namentlich in dem des Generals Diaz, von den Absichten und Entschlüssen des Tuilerienhofes zur Herbstzeit von 1866 immer sehr frühzeitig und gut unterrichtet war. Nicht weniger frühzeitig und genau wurde das Kabinett von Washington, welches man von Paris her nur noch mit Sammethandschuhen anzurühren wagte, von diesen Absichten und Entschlüssen in Kenntniß gesetzt. Die Depeschen des amerikanischen Gesandten Bigelow an Seward zeigen dies in sehr charakteristischer Weise. Der Nachfolger des Herrn Drouyn, der Marquis de Moustier, hatte kaum sein Amt angetreten, als er am 11. Oktober sich beeilte, Herrn Bigelow die Mittheilung zu machen, er, Moustier, habe den Kaiser in Biarritz gesehen und Se. Majestät habe die Absicht geäußert, „die französischen Truppen sobald, als es nur immer möglich, aus Mexiko herauszuziehen, ohne den mit Maximilian geschlossenen Vertrag zu halten“. In ihrer brennenden Besorgniß, der Präsident Johnson könnte auf

den Einfall kommen, seine wackelig gewordene Popularität dadurch wieder zu befestigen, daß er die mexikanische Angelegenheit benützte, um einen Krieg mit Frankreich vom Zaune zu brechen, unterzog sich die französische Regierung auch der demüthigenden Zuvorkommenheit gegen das Kabinett von Washington, bei demselben anzuklopfen, ob ihm die Wiederherstellung der Republik in Mexiko angenehm wäre. Seward antwortete trocken: „Vor allem die Räumung des Landes seitens der Franzosen. Ist diese vollzogen, so sind wir gerne bereit, Andeutungen das Ohr zu leihen, welche darauf abzielen, die Wiederherstellung der Ruhe, des Friedens und des einheimisch-verfassungsmäßigen Regiments in Mexiko zu sichern."

Der Tuilerienhof konnte es mit seinen den Vereinigten Staaten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nicht halten und machen, wie er es mit seinen dem Erzherzog gegenüber eingegangenen machte und hielt. Zum Brother Jonathan durfte man nicht sagen, wie man zum „kaiserlichen Alliirten" Maximilian sagte: Ich thue nicht mehr mit, und was ich dir versprochen, halt' ich nicht. Sieh' zu, wie du aus der verwünschten mexikanischen Schmiere herauskommst.

Doch nein, so geradeheraus sprach man doch nicht; das wäre ja gegen alle Etikette und Diplomatik gewesen. Wer wird in der Politik einen Wort- und Treu-Bruch so nackt und bloß hinstellen, namentlich wenn man selber der Wort- und Treu-Brecher ist? Auch für das Häßlichste läßt sich eine beschönigende Formel finden. Die Sprache der „Staatsraison" ist so wunderbar fügsam und schmiegsam, so manierlich und handirlich!

Die Formel lautete: Maximilian so oder so von neuen Abenteuerlichkeiten abhalten, indem man ihn zur Abdankung bewegt („arracher Maximilien de gré ou de force aux nouvelles aventures, parvenant à le faire abdiquer"), und zum Ueberbringer und Inscenesetzer dieser Formel wurde einer der Adjutanten des Kaisers

der Franzosen ausersehen, der General Castelnau, der, mit sehr weitgehenden Vollmachten ausgestattet, am 17. September nach Mexiko sich einschiffte. Fünf Tage zuvor war an den Marschall Bazaine die bestimmte Mittheilung abgegangen, daß Napoleon der Dritte sich entschlossen habe, die französischen Truppen in Masse zurückzurufen und schon im nächsten Frühjahr die vollständige Räumung Mexiko's zu bewerkstelligen („Napoléon III s'était décidé à rappeler ses troupes en masse et à avancer au printemps prochain leur évacuation complète“).

Der Erzherzog hatte derweil aus den Zeitungen der Vereinigten Staaten den Mißerfolg des von seiner Gemahlin bei dem Kaiser der Franzosen gemachten Versuches ersehen, und wenn er nun, wie er that, noch eine letzte Hoffnung auf die Dazwischenkunft des Papstes in den Tuilerien und in Mexiko setzte, so kennzeichnet das eben wiederum den romantischen Illusionär. In Augenblicken jedoch, wo der scharfe Zugwind der Logik der Thatsachen den Nebeldunst der Illusionen zerstreute, hat der Prinz gar wohl erkannt, daß der Kaisertraum zu Ende und daß es Zeit sei, einzupacken und heimzugehen, um in Miramare philosophische Glossen zu dichten über den virgilischen Vers:

. . . . „Ulla putatis
Dona carere dolis Danaum? Sic notus Ulixes?“ 1)

Einstweilen traf er Vorbereitungen, in Sicherheit zur Seeküste hinabzukommen, indem er sich den Anschein gab, diese Vorbereitungen bezweckten nur die Abholung der, wie er glauben machen wollte, auf der Rückreise aus Europa befindlichen „Kaiserin“ in Verakruz.

Inzwischen waren dem Marschall Bazaine die Entschließungen und Befehle Napoleons des Dritten zugekommen (gegen die Mitte

1) . . . . . Wähnt ihr, der Danaer Gaben
Seien einmal truglos? Kennt also ihr den Ulysses?

Oktobers) und der französische Oberbefehlshaber verschritt zur Ausführung derselben, indem er den Zusammenzug seiner gesammten Streitkräfte nach dem Centralpunkt der Hauptstadt hin anordnete und befahl, daß die Truppen sodann auf der Straße von Mexiko nach Verakruz staffelförmige Stellungen nehmen sollten, um der Reihe nach zur Einschiffung kommen zu können. Der Marschall unterließ nicht, den von seinem „erhabenen Bundesgenossen" förmlich aufgegebenen „Kaiser" von diesen Anordnungen in Kenntniß zu setzen, und die Bemühung des Erzherzogs, Bazaine umzustimmen, war natürlich eine eitle. Es blieb ihm nur noch übrig, das unter solchen Umständen herkömmliche und bräuchliche Geschäft der Ohnmacht zu verrichten, nämlich gegen das Verfahren der französischen Regierung zu protestiren und dann abzureisen. Letzteres wollte er um so mehr beeilen, als er erfahren hatte, daß der außerordentliche Gesandte Napoleons, der General Castelnau, nur noch zwei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt sei, und er ein Zusammentreffen mit demselben zu vermeiden beabsichtigte. Man kannte ja den Inhalt der Mission des Generals bereits. Hatte doch eine im Lager des Porfirio Diaz erscheinende Zeitung triumphirend ausgerufen: „Herr Castelnau, der in Verakruz an's Land gestiegen, macht gar kein Geheimniß aus seiner Sendung; er sagt, daß er den Auftrag habe, Maximilian abdanken zu machen. Man begreift, daß die freiwillige oder erzwungene Abdankung desselben unvermeidlich ist. Die Absichten Frankreichs sind wohlbekannt und die Sonne des neuen Jahres wird die siegreichen Waffen der Republik über dem ganzen Gebiete Mexiko's schimmern sehen".

Der unglückliche Erzherzog befand sich im Schlosse zu Chapultepek, gequält von allen den Bedrängnissen, welche die letzten Tage gebracht hatten, und noch dazu vom Fieber heimgesucht, als ihn am 19. Oktober der schmerzlichste Schlag traf. Ein meerherüber und über die Vereinigten Staaten kommendes Telegramm meldete ihm den Wahnsinn seiner Frau.

Unter der Wucht dieses Schlages mühsam sich halb wieder-aufrichtend wollte er auf der Stelle die Bekanntmachung seiner Abdankung ausgehen lassen und abreisen. Aber der Marschall verhinderte das erstere. Eine so plötzliche Thronentsagung würde nämlich, so kalkulirte man im französischen Hauptquartier mit Recht, die Anarchie im ganzen Lande vollständig entfesseln und diese Anarchie müßte auch den Franzosen verderblich werden. Hatten sie doch nur allzu richtige Anzeichen, daß alle Mexikaner, ohne Unterschied der Parteifarben, geneigt waren, in Masse über die verhaßten Eindringlinge herzufallen und der sicilischen Vesper eine mexikanische zu gesellen. Es galt, nach allen Seiten hin eine feste Haltung zu zeigen und die Aufrechthaltung des Kaiser-schwindels noch immer zu heucheln. Daher befahl denn auch der Marschall dem Ministerium Larez, welches auf die Kunde von der bevorstehenden Abreise des Erzherzogs hin seine Entlassung ein-gereicht hatte, seine Funktionen fortzusetzen, und nach sehr pein-lichen Verhandlungen kam die Vereinbarung zu Stande, daß der „Kaiser“ seine Abdankungserklärung einstweilen noch zurückhalten sollte. (Bazaine wollte sogar, daß der Erzherzog erst nach seiner Ankunft in Europa diese Erklärung von dort herüber sendete.) Ferner, daß die Abwesenheit desselben von der Hauptstadt für eine nur zeitweilige erklärt würde. Diesen Zugeständnissen des Prinzen gegenüber ließ der Marschall die Abreise desselben zu und erklärte, er nehme alles auf sich („qu'il se chargeait de tout“).

Es müssen Tage voll Seelenpein gewesen sein, dieser 19. und 20. Oktober im Sommerschlosse Montezuma's. Als der Prinz am Abend des 20. die Depesche gelesen hatte, worin ihm Bazaine seine Wünsche, d. h. seine Befehle, endgiltig mittheilte, durchmaß er das Gemach in fieberhafter Erregung und murmelte: „Kein Zweifel, meine Frau ist wahnsinnig .... Diese Leute verbrennen mich bei langsamem Feuer ... Ich bin am Ende meiner Kräfte ... Ich gehe.“

Am folgenden Morgen um 2 Uhr fuhren die drei Wagen des „kaiserlichen“ Reisezugs unter der Bedeckung von drei Schwadronen östreichischer Husaren die Straße von La Piedad hin. Mit dem Erzherzoge waren der östreichische Oberst Kodolich, der Leibarzt Basch, Senor Arroyo und leider auch der böse Dämon des Prinzen, der Pater Fischer, welcher ihn völlig umgarnt hielt, ja dermalen mehr als je.

Des „Kaisers“ letzte Regierungshandlung vor seiner Abreise von Chapultepek war die Widerrufung des verhängnißvollen Dekrets vom 3. Oktober von 1865. Gutgemeint, aber unter den Umständen, wie sie jetzt waren, ganz bedeutungslos.

Die Fahrt ging nach Orizaba. Unterwegs, in Ayotla, begegnete der Reisezug des Generals Castelnau dem erzherzoglichen. Der General suchte um eine Audienz bei dem Prinzen nach, wurde aber abschlägig beschieden. Da, wo zwischen La Canada und Akulcingo das Hochland von Anahuak gegen die Tierra caliente abzufallen beginnt, verließ der Erzherzog seinen Wagen, um die bodenlose Wegstrecke zu Fuße zurückzulegen. Während des Haltes in Akulcingo wurden die acht weißen Maulthiere gestohlen, welche den „kaiserlichen“ Wagen zogen. Auf der ganzen Reise sprach der Prinz kaum ein Wort und kehrte nur in Pfarrhäusern ein. In Orizaba hielt er einen feierlichen Einzug, wobei eine Abtheilung französischer Infanterie Spalier bildete. Das schwere Reisegepäck wurde nach Verakruz vorausgeschickt und auf der dort ankernden östreichischen Fregatte Dandolo eingeschifft. Doktor Basch und die übrigen Deutschen in der Umgebung des Erzherzogs glaubten, da das ganze Kaiserschwindelspiel doch offenbar verloren war, nichts anderes, als daß der Erzherzog seinem Gepäcke rasch nachfolgen und sich ebenfalls an Bord des Dandolo begeben würde, um nach Europa abzufahren. Eine andere Lösung konnte sich der gesunde Menschenverstand gar nicht denken; allein was ist der gesunde Menschenverstand einem Romantiker? Höchstens ein Gegenstand des Spottes à la Tieck.

Maximilian machte in Orizaba Halt. Der freundliche Empfang, welchen ihm ein Theil der Einwohnerschaft zutheil werden ließ, verlieh der Goldschaumkrone, welche er abzulegen im Begriffe gewesen, plötzlich in seinen Augen wieder einen Werth, und kaum ließ er das merken, als die Klerikalen unter Leitung des Pater Fischer das Lug- und Trugnetz um ihn herzogen, welches den bethörten Mann ins Verderben reißen sollte. Es war wohl schon eine Machenschaft dieser Menschen, daß der Erzherzog die Gastfreundschaft des Señor Bringas in Orizaba annahm, eines angesehenen Rückwärtsers, welcher zugleich der größte Schleichhändler Mexiko's und als solcher ein Todfeind des verfassungs- und gesetzmäßigen Regiments war, wie es Juarez gehandhabt hatte. Im Hause des genannten Señor empfing der Prinz den Kurier, welcher ihm die näheren Nachrichten über das Unglück überbrachte, von dem seine Frau befallen worden, und der Pater überredete den Geknickten, sich aus der Stadt in die einsame Hacienda La Jalapilla zurückzuziehen; angeblich, um keine Störung seiner Trauer erfahren zu müssen, in Wahrheit aber, damit der Tiefbetrübte besser von allen nichtklerikalen Einflüssen abgesperrt werden könnte. Die frommen Munkeler und Mantscher, welche wohl wußten, daß dem Zerplatzen der Schaumblase des Kaiserthums die Wiederherstellung der juaristischen Regierung und damit die Befolgung einer entschieden widerpfäffischen Politik auf dem Fuße folgen würde, suchten mit allen Mitteln den Erzherzog zu bestimmen, nicht abzudanken und nicht nach Europa zurückzukehren.

Natürlich können nur Schwachköpfe und Nichtkenner der Kirchengeschichte über eine solche Gewissenlosigkeit sich verwundern. Dagegen dürfen wissende Menschen billig über die Dummheit dieses kläglichen Gesindels erstaunen, welches von der Erhaltung eines Bauwerkes schwatzte, während das Krachen vom Einsturze desselben allwärtsher erscholl. Diese jämmerlichen Ränkeler kannten, wenn nicht im Einzelnen, so doch im Ganzen die Instruktionen des

Generals Castelnau; sie wußten, welche Weisungen Bazaine empfangen hatte; sie erfuhren endlich gerade in diesen letzten Tagen des Oktobers, daß Porfirio Diaz nach einem glänzenden Sieg über die östreichische Legion triumphirend in Oaxaka eingezogen sei und daß von allen Seiten her die republikanischen Streitmassen gegen die Hauptstadt des Landes im Vormarsche seien: und trotz alledem bestärkten sie sich selber in ihren Phantasmagorieen und gaukelten dieselben auch dem von Napoleon dem Dritten weggeworfenen Werkzeuge der großen, in den Tuilerien ausgesonnenen und jetzt schmählich mißlungenen Verschwörung gegen den amerikanischen Republikanismus vor. Wenn diese Gaukelei dem modernen Jesuitismus auf Rechnung gesetzt werden dürfte, so müßte man nicht mehr sagen: Dumm wie ein Hammel! sondern: Dumm wie ein Jesuit! Freilich, wer erwartet, daß ein vom Blödsinn mit der Schamlosigkeit gezeugter Wechselbalg, genannt „Syllabus“, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Wunder wirken werde, schreckt auch vor der dümmsten der Dummheiten nicht zurück.

Der General Castelnau war inzwischen in der Hauptstadt angelangt und die Vertheidiger, welche Bazaine gegenüber den in der nordamerikanischen und europäischen Presse gegen ihn laut gewordenen Vorwürfen und Anklagen unter seinen Landsleuten gefunden hat, sie haben nicht ermangelt, mit Fug und Recht geltend zu machen, daß mit der Ankunft des außerordentlichen Bevollmächtigten Napoleons die *politische* Verantwortlichkeit des Marschalls aufhörte. Castelnau erwies sich übrigens der Rolle, welche er in Mexiko spielen sollte, in keiner Weise gewachsen. Er handelte nicht wie ein geriebener Diplomat, sondern wie ein ganz ordinärer Kavalleriecfficier. Er war beauftragt, den Erzherzog zur Abdankung zu bewegen, und nach geschehener Beseitigung des östreichischen Prinzen die Versammlung eines mexikanischen Generalkongresses zu veranlassen, hinter den Kulissen desselben aber die verschiedenen Führer der Patrioten unter einander zu verhetzen

und endlich demjenigen unter ihnen — Juarez immer ausgenommen — welcher den französischen Interessen am besten dienen würde, die Präsidentschaft der Republik zuerkennen zu lassen.

Von alledem brachte der General gar nichts zuwege, obgleich von französischer Seite alles mögliche geschah, um dem verhäßten Juarez, der so unerschütterlich an seiner Pflicht festgehalten hatte, Mitbewerber um die höchste Gewalt zu erwecken, und obgleich man in dem ehrgeizigen General Ortega ein geeignetes Subjekt, den Nebenbuhler des Präsidenten zu spielen, entdeckt zu haben sich schmeichelte. Gegen diese Machenschaft, welche nur dazu angethan war, neue Bürgerkriegswirrsale in Mexiko hervorzurufen, that nun aber das wohlunterrichtete Kabinett von Washington sofort einen Gegenschachzug, indem es Herrn Campbell als Gesandten an Juarez abordnete und diesem Gesandten den berühmten General Sherman als militärischen Berather beigab. Damit wollte die Regierung der Union den Franzosen einen deutlichen und ausdrucksvollen Wink geben, daß sie als rechtmäßiges Staatsoberhaupt in Mexiko nur den standhaften Zapoteken anzuerkennen gewillt sei, und dieser Wink wurde verstanden und befolgt.

Derweil hatte der Erzherzog in seiner Zurückgezogenheit auf der Hacienda La Jalapilla am Fuße des Ciltlatepetl einen aus Brüssel vom 17. September datirten Brief des Staatsraths Eloin erhalten, dessen Inhalt höchst aufregender Natur und ganz geeignet war, die Ränke der Klerikalen fördern zu helfen.

Es ist ein merkwürdiges Aktenstück, dieser Brief, und er wirft grelle, fast unheimliche Streiflichter. Unter andern auch eins auf die Thatsache, daß Maximilian vor seiner Abreise nach Mexiko so lange und so hartnäckig sich geweigert hatte, seinen agnatischen Rechten auf die Thronfolge in Oestreich zu entsagen.

Herr Eloin spricht sich mit äußerster Heftigkeit über das Benehmen der französischen Regierung aus, welches er als Memmen=

haftigkeit („lacheté“) stigmatisirt, und räth dem Erzherzog entschieden davon ab, die Partie vor dem Abzug der französischen Armee aufzugeben. Dann gibt er ihm den Rath, diesen Abzug abzuwarten und sodann auf's neue an das von dem Druck einer fremden Intervention erlös'te mexikanische Volk zu appelliren („au peuple mexicain, degagé de la pression d'une intervention étrangère, faire un nouvel appel“). Würde diese Berufung ungehört bleiben, so hätte der „Kaiser“ seine „erhabene Sendung“ bis zum Ende erfüllt und „Eure Majestät wird dann nach Europa mit demselben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreise umgab, und inmitten der wichtigen Ereignisse, welche sicher nicht ausbleiben werden, wird Eure Majestät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinsicht zukommt (et au milieu des événements importants qui ne manqueront de surgir, Votre Majesté pourra jouer le rôle qui lui appartient à tous égards).“ Was hatten diese mysteriösen Worte zu bedeuten? Herr Eloin läßt uns nicht lange im Zweifel darüber; denn im Verlaufe seines Briefes findet sich diese Stelle: — „Meine Reise durch Oestreich ließ mich die allgemeine Unzufriedenheit bemerken, welche dort herrscht (le mécontentement général qui y règne). Der Kaiser ist entmuthigt (découragé), das Volk wird ungeduldig und fordert ganz laut seine Abdankung (le peuple s'impatiente et demande publiquement son abdication). Die Sympathieen für Eure Majestät breiten sich augenscheinlich über das ganze Gebiet Oestreichs aus.“

Es ist schmerzlich, mit der psychologischen Sonde in der Seele eines Unglücklichen zu wühlen; allein mitunter ist das die Pflicht des Historikers und Pflichten müssen erfüllt werden.

Das Schreiben des Herrn Eloin machte auf den Erzherzog einen bestimmenden, ja geradezu einen beherrschenden Eindruck. Es lag in diesem Briefe ein gewaltsamer Anreiz für den Prinzen, aus dem schwermüthigen Brüten, worein ihn die Kunde vom Ausgange der Unternehmung seiner Frau versetzt hatte, sich herauszureißen

und in neue Abenteuer sich zu stürzen. Möglich, wahrscheinlich vielleicht, daß hierbei der verzweiflungsvolle Vorsatz, eine gebrochene Existenz in einem „ritterlichen“ Wagniß einzusetzen und zu verlieren, mitwirksam gewesen ist. Möglich aber auch, daß dem Prinzen die Illusion vorschwebte, ein ganz neues Dasein beginnen zu können. Romantische Naturen, wie er eine war, sind wetterwendisch wie ein Apriltag, den Einflüssen der Stunden, der Augenblicke unterthan, bestimmbar immer, berechenbar nie.

Und was für eine blendend-verlockende Aussicht that dieser Eloin, welcher offenbar die geheimsten Gedanken Maximilians kannte, vor den Blicken desselben auf! Geradezu die Aussicht auf die Herrschaft über Oestreich, dessen Kaiser ja „entmuthigt“ war und dessen Bevölkerung die Abdankung des Entmuthigten „laut forderte“ und seine Sympathieen für den Erzherzog offen kundgab. Man muß sich, um die Vollbedeutung von alledem zu verstehen, erinnern, daß Eloins Brief nach der Niederlage Oestreichs bei Sadowa geschrieben war, zu einer Zeit also, wo sogar die besten östreichischen Männer der düsteren Ueberzeugung lebten, nur Wunder und ein Wunderthäter könnten das Reich retten.

Konnte, durfte aber der Erzherzog sich einbilden, so ein Wunderthäter zu sein? Oh Himmel, als ob ein Romantiker jemals fragte, ob er könnte, ob er dürfte! Romantik ist Willkür, Blendwerk, Selbstbetrug. Der Romantiker glaubt sich berufen und hält sich für auserwählt, weil er sich gekitzelt fühlt, und in den Eingebungen seiner Eitelkeit hört er Stimmen „von oben“. Es ist, als hätte der Prinz weit weg von La Jalapilla und um viele Jahre zurück sich geträumt und ihm wäre gewesen, als stünde er wiederum in der Königsgruft im Münster von Granada . . .

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüstert aus den morschen Pfosten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra dir im Osten!“

Denn flüsterte nicht aus den „morschen Pfosten“ des mexikanischen Kaiserthrons die Lockung: Was du hier verloren, wirst du drüben in der Heimat verzehnfacht gewinnen? Dröhnte nicht aus dem „Grabe“ seiner transatlantischen Hoffnungen der Trostruf: Ermanne dich! in Europa winkt dir eine weltgeschichtliche Mission —?

Aber dieser halbwahnsinnige Ruhmestraum, von welchem auch am wiener Hofe bei Zeiten etwas ruchbar geworden sein muß [1]), erhielt sofort einen sehr fühlbaren Nackenschlag durch die unausweichlich sich aufdrängende Erwägung, daß ein macht- und ruhmloser Flüchtling, welcher mit einem „zerbrochenen goldnen Stab“ in der Hand heimkehrte, doch wohl kaum Aussicht hätte, daheim als Heiland und Retter begrüßt zu werden. Um in der alten Welt zu gewinnen, mußte man in der neuen noch einmal wagen; um drüben dem Schicksal zu imponiren, mußte man es hüben noch einmal herausfordern. Also nichts mehr von Abdankung und sofortiger Heimfahrt! Warum auch sollte es nicht möglich sein, daß es dem Nachkommen Kaiser Karls des Fünften beschieden wäre, die Herrlichkeit dieses Beherrschers von zwei Welten zu erneuern und im Osten und Westen zugleich das kaiserliche Skepter zu führen?

Pater Fischer hat diese ausschweifenden Träume jedenfalls nicht bekämpft, sondern nach Kräften genährt. Um den Prinzen dorthin zu bringen, wo er ihn haben wollte, d. h. völlig in die Hände der Klerikalen, ließ er den romantischen Träumer einstweilen auch noch mit der Seifenblase spielen, es würde möglich sein, einen „freien“ Nationalkongreß zu versammeln, sobald die Franzosen abgezogen wären, dann im Schoße dieses Kongresses mit den

---

1) Darauf deutet wenigstens der Umstand hin, daß zur Zeit, wo die Rückkehr des Erzherzogs nach Europa erwartet wurde, der wiener Hof den Argwohn nicht verhehlte, welchen ihm schon der bloße Kaisertitel des Prinzen einflößte. Der östreichische Gesandte in Mexiko ward angewiesen, dem Erzherzoge zu eröffnen, daß derselbe die östreichischen Staaten nicht betreten dürfte, falls er mit dem Titel eines Kaisers nach Europa zurückkehren wollte.

Liberalen zu unterhandeln und so den Streit zwischen Republik und Monarchie auf friedlichem Wege zum Austrage zu bringen. Und das hoffte der Verfasser des Blutdekrets vom 3. Oktober! Ja es untersteht gar keinem Zweifel, daß er noch mehr hoffte, nämlich als Friedensstifter eine solche Summe des Dankes von allen Parteien zu erwerben, daß er gebeten, daß er bestürmt werden würde, an der Spitze des Staates zu verbleiben, sei es als Kaiser, sei es als Präsident, welchen letzteren Titel man sich vorderhand ja auch gefallen lassen könnte.

Der hochwürdige Beichtvater that so, als wäre er mit diesen Phantasmen ganz einverstanden; nur machte er immer wieder bemerklich, daß der „Kaiser" nach dem Abzuge der Franzosen doch einen festen Halt haben müßte, auf den er sich zunächst stützen könnte, um den Liberalen so zu imponiren, daß sie sich zur Annahme und Beschickung des projektirten Generalkongresses herbeiließen. Wo aber einen solchen Halt finden, wenn nicht in der klerikalen Partei? Die Klerikalen seien ja bereit, Gut und Blut für das Kaiserthum und für den Kaiser einzusetzen; sie seien willig und auch vermögend, den kaiserlichen Schatz zu füllen und ein Heer auf die Beine zu bringen, — alles natürlich unter der kleinen Bedingung, daß den gerechten Ansprüchen dieser loyalen und opferfreudigen Partei volles Recht widerführe.

Der eifrige Pater erhielt einen sehr gewichtigen Beistand in den Personen der beiden Herren Miramon und Marquez, welche, ohne Zweifel von ihren Freunden heimberufen, gerade jetzt von ihren zwecklosen Gesandtschaften in Europa zurückkehrten und sofort von Verakruz nach La Jalapilla eilten. Hier wurde nun das Rückwärts-Komplott sofort fertig und fest gemacht. Der Erzherzog versprach unbedingte Hingabe an die Interessen der Klerikalen und verhieß insbesondere die Zurückgabe der geistlichen Güter an die Kirche, sowie die Wiedereinsetzung sämmtlicher Mitglieder der Partei in ihre Würden, Aemter und Besitzungen.

Wie reimte sich aber diese Unterwerfung des „ritterlichen“ Prinzen unter die ihm von den Klerikalen auferlegten Bedingungen mit seiner Absicht, auch die Liberalen zu versöhnen, auch ihnen als der allgerechte und allwillkommene Friedensstifter sich darzustellen? Ach was, als ob auf dieser ungereimten Erde alles sich reimen müßte! Derartige Forderungen sind idealpolitische Narretheien, worauf klerikale wie liberale Realpolitiker keine Rücksicht zu nehmen brauchen.

14.

Von La Jalapilla bis Queretaro.

Es hob jetzt zwischen dem französischen Hauptquartier, wo man stündlich die Nachricht von der Einschiffung Maximilians vergeblich erwartete, und zwischen der erzherzoglichen Residenz bei Orizaba ein Ränke- und Schwänkespiel an, das unbeschreiblich widerlich anzusehen ist. Man weiß auch nicht, welcher der beiden Spielpartieen man den Preis der Hintergehung und Ueberlistung zuerkennen soll, und ist versucht, beim leidigen Anblicke dieser „Disputation“ an die Schlußstrophe der heine'schen im „Romanzero“ sich zu erinnern: —

„Welcher recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Marschall und der Prinz,
Daß sie alle beide st . . . raucheln.“

Während Miramon, nach der Hauptstadt hinaufgeeilt, dem „kaiserlichen“ Ministerium die Wendung der Dinge in La Jalapilla mittheilte und dasselbe zu neuer Thätigkeit aneiferte, die ganze Rückwärtserei zur Sammlung und auf ihre Posten rief, alle Kräfte der Partei anzustrengen, alle Mittel derselben flüssig zu machen

thätig war, die Beschaffung von Geldmitteln und die Reorganisation der „kaiserlichen“ Armee einleitete, suchte der Erzherzog seinerseits vor allem über die Absichten der Franzosen ins Klare zu kommen, und stand zu diesem Zwecke nicht an, den Marschall — denn nur mit diesem verkehrte er — fortwährend halb und halb glauben zu machen, daß er im Begriffe sei, sich einzuschiffen. Der Marschall und seine Mitbevollmächtigten Castelnau und Dano gingen auf die Leimruthe, indem sie in einer vom 16. November datirten Note die Erklärung sich entwischen ließen, sie würden zu erwirken versuchen, daß „die noch rückständigen Ansprüche Frankreichs an die mexikanische Staatskasse durch die neue Regierung (par le nouveau gouvernement) von Mexiko gedeckt würden.“

Demnach betrachteten die Franzosen den Kaiserschwindel bereits als vollständig aus- und abgethan. Und wie hätten sie auch anders gekonnt, da Frankreich gerade zu dieser Zeit in Verbindung mit dem Kabinette von Washington ganz offen auf die Wiederherstellung der republikanischen Regierung hinarbeitete? Der Hauptmacher in diesem Geschäfte war Herr Markus Otterburg, Konsul der Vereinigten Staaten in Mexiko, welcher dem Marschall ausdrücklich und amtlich erklärte, daß er von seiner, hierin ganz im Einverständnisse mit dem Tuilerienhofe handelnden Regierung beauftragt sei, in Uebereinstimmung mit dem französischen Obergeneral die mexikanische Republik wiederherzustellen. Es sei, fügte der Konsul hinzu, räthlich, bei Zeiten daran zu denken, welchem der juaristischen Generale die Hauptstadt zu überliefern wäre, damit Unordnungen vermieden würden. Er schlage als den würdigsten und am meisten Vertrauen erweckenden den General Diaz vor und habe auch bereits für die nöthigen Gelder vorgesorgt, um den Truppen desselben nach ihrer Ankunft in der Stadt einen zweimonatlichen Sold auszahlen zu können.

Das war deutlich gesprochen. So deutlich konnte aber Bazaine in seiner verzwickten Stellung seinerseits nicht sprechen.

Faktisch und substanziell existirte freilich auch für ihn der „Kaiser" Maximilian nicht mehr, wohl aber rechtlich und formell. Er mußte sich also begnügen, den amerikanischen Bevollmächtigten mehr errathen zu lassen als er sagte, indem er auf die erwähnte Mittheilung erwiderte, daß er, solange der Erzherzog noch nicht abgedankt hätte, denselben als das einzige gesetzmäßige Oberhaupt des Landes betrachten müßte. Freilich, sobald der Prinz sich eingeschifft hätte, würde er nichts Unpassendes darin sehen, unter Mitwirkung des Generals Porfirio Diaz, für welchen auch e r große Achtung hege, eine neue Regierung einzurichten, ungeachtet von Paris aus zum Oberhaupt derselben der General Ortega empfohlen sei. Hierauf beschränkte sich der Marschall Herrn Otterburg gegenüber vorderhand. Daß er, wie man ihm vorgeworfen hat, mit Diaz in persönlichen Verkehr getreten sei und sogar dem republikanischen General Waffen und Munition geliefert oder verkauft habe, beruht nicht auf erwiesenen Thatsachen, sondern nur auf Vermuthungen. Wahr jedoch ist, das ganze Gebaren Bazaine's erschien gegen das Ende der mexikanischen Expedition hin in dem Lichte der Willkür, der Zweideutigkeit und Treulosigkeit. Allein das war nicht die Schuld des Marschalls, welcher ja nur das Werkzeug der willkürlichen, zweideutigen und treulosen Politik seiner Regierung gewesen ist.

Der östreichische Prinz that seinem „erhabenen Bundesgenossen" nicht den Gefallen, abzudanken und heimzugehen. Wiederum ein sehr widerwärtiger Zwischenfall in dieser schmählich vergeckten Verwirklichung der „größten Idee" des zweiten Empire, welche Verwirklichung eigentlich nur eine Reihenfolge von lauter widerwärtigen Zwischenfällen gewesen ist. Im französischen Hauptquartier war man gewiß nicht sehr angenehm überrascht, als daselbst aus Orizaba eine vom 20. November datirte Note des Erzherzogs eintraf, welche mit den Worten begann: „Keiner meiner Schritte gibt jemand die Berechtigung, zu glauben, daß ich die Absicht hätte, zu Gunsten irgendeiner Partei abzudanken" —

und die Mittheilung machte, daß der „Kaiser“ Berufung an die Nation einlegen und einen Generalkongreß versammeln werde.

Diese Note ist eines der Resultate einer Rathsitzung gewesen, welche derweil auf der Hacienda La Jalapilla stattgefunden hatte. Miramon hatte den Ministerpräsidenten Larez, die übrigen Minister und die Mitglieder des „kaiserlichen“ Staatsraths von der Hauptstadt aus dorthin geführt unter französischer Eskorte, welche Bazaine gewährte, weil er wähnte, die Herren würden die Abdankungsurkunde Maximilians mitzurückbringen. Die Rathsversammlung in La Jalapilla zählte 22 Mitglieder und währte drei volle Tage. Die Kardinalfrage, ob der „Kaiser“ abdanken sollte, wurde aufgeworfen, aber mit 20 gegen 2 Stimmen abgeworfen. Dann gab der Erzherzog von seinen Entschließungen hinsichtlich des Appells an die Nation, der Berufung eines Kongresses u. s. w. Kenntniß und erhielt Zustimmung. Der ganze Rathschlag war nur eine zuvor zwischen Maximilian, Miramon, Larez und dem Beichtvater abgekartete Posse. Die Essenz der Zusammenkunft war diese, daß die Allianz des Erzherzogs mit den Klerikalen fest vernietet wurde. Der Pater verbürgte sich förmlich, daß der Klerus für Se. kaiserliche Majestät einstehen würde, und auf Grund dieser Bürgschaft hin — es ist märchenhaft thöricht, aber wahr — gab dann Señor Larez seinerseits großartig die Versicherung ab, daß Maximilian auf eine schlagfertige Armee und sofort an 4 Millionen Pesos zählen könne, welche 4 Millionen „man finden werde“. Wo? sagte er nicht. Dann verschritt man sogleich zur Vertheilung der Rollen in dem neu anzuhebenden Kaiserschwindelstück, insbesondere der militärischen. Der General Marquez sollte unter dem Oberbefehl des „Kaisers“ selbst die Hauptstadt und das Hochthal von Anahuak gegen den dorthin vordringenden Porfirio Diaz vertheidigen, Miramon gen Norden eilen, um sich den Truppen Eskobedo's entgegenzuwerfen, Mejia in der Sierra von Queretaro die kaiserliche Fahne wieder entfalten.

Am 1. December ließ der Erzherzog ein Manifest „an die Mexikaner“ von Orizaba ausgehen, worin er bekanntgab, was in La Jalapilla vorgegangen, — nämlich, wohlverstanden, vor den Kulissen. Er verkündigte in diesem Aktenstück — er, der sich mit Haut und Haar den Klerikalen verschrieben hatte — daß er „auf der breitesten und liberalsten Grundlage einen Nationalkongreß versammeln wolle, an welchem alle Parteien theilnehmen sollten, und dieser Nationalkongreß werde zu bestimmen haben, ob ein Kaiserreich in Zukunft bestehen soll“. Zur Vervollständigung der abermaligen Ueberraschung, welche dieses Manifest im französischen Hauptquartiere verursachte, zeigten dann zwei Tage später die Minister Larez und Arroyo den Herren Bazaine, Dano und Castelnau an, daß „Se. Majestät nach ernsthafter und langer Erwägung und nach dem Rathe seiner Minister und seines Staatsraths, gestützt auf die von der Nation ihm übertragene Gewalt, sich entschlossen habe, seine Regierung mit den alleinigen Hilfemitteln des Landes fortzuführen und aufrecht zu erhalten, da der Kaiser der Franzosen erklärt, außer Standes zu sein, das Reich fernerhin mit seinen Truppen und mit seinem Gelde zu unterstützen“.

Man war demnach über die gegenseitige Stellung ganz klar: — die Franzosen wollten den Erzherzog und der Erzherzog wollte die Franzosen zum Lande hinaushaben.

Die französischen Bevollmächtigten hatten in einer vom 31. Oktober datirten Depesche aus Paris die Weisung erhalten, Napoleon der Dritte wünsche, daß Maximilian Mexiko verlassen möge („le désir de l’empereur est de voir Maximilien quitter le Mexique“), und in ihrer am 8. December erlassenen Antwort auf die Zuschrift der Herren Larez und Arroyo paraphrasirten sie diesen Wunsch ihres Gebieter also: „Die Bevollmächtigten Frankreichs haben nach reiflicher Prüfung der Sachlage die Ueberzeugung gewonnen, daß die kaiserlich-mexikanische Regierung unvermögend

sein werde, mit ihren alleinigen Hilfemitteln sich zu behaupten (les agents de la France, après avoir mûrement examiné la situation, ils sont arrivés à cette conviction que le gouvernement imperial serait impuissant à se soutenir avec ses seules ressources)". Das „kaiserliche" Ministerium zögerte nicht, auf diese Replik zu dupliciren, und zwar in Form eines weitläufigen Cirkulars, in dessen Verlaufe mit dürren Worten Frankreich des Vertragsbruches bezüchtigt und angeklagt wurde.

Ein gewisser „sic notus Ulixes" hatte aber diese neue Anreizung zur Ungeduld und zum Zorne nicht abzuwarten gebraucht, um ungeduldig und zornig zu werden. Wie, dieses Nichts von Erzherzog mit seiner lächerlichen Rauschgoldkrone auf dem Kopfe wagt gegen Unsere Omnipotenz zu rebelliren? Quem ego! Wir haben gewollt, daß er nach Mexiko ginge; jetzt ist es Unser souveräner Wille, daß er aus Mexiko gehe — fini!

Am 13. December ging aus dem Schlosse Compiègne diese Depesche ab: „Der Kaiser an Castelnau: — Senden Sie die Fremdenlegion und alle Franzosen, Soldaten und Nichtsoldaten, alle, welche es wünschen, heimwärts; ebenso die östreichische und belgische Legion, wenn sie es verlangen (rapatriez la légion étrangère et tous le français soldats ou autres qui désirent rentrer, ainsi que les légions autrichienne et belge, si elles le demandent)".

Das hieß mit einem Schlage den Erzherzog des Beistandes aller fremden Streitkräfte berauben; denn daß die östreichischen und belgischen Söldlinge den aus Mexiko abziehenden Franzosen sich anschließen müßten und würden, konnte nicht zweifelhaft sein. Man wußte auch in Compiègne gar wohl, was man mit dieser Depesche wollte und that. Man wollte endlich einmal dieses ewigen Aergers, welcher aus dem vermaledeiten mexikanischen Kaiserschwindelgeschäft tagtäglich erwuchs, los und ledig sein. Gaben doch auch diese verteufelten Yankees keine Ruhe. Da hatte z. B. wieder am 23. November der unhöfliche Seward an den nicht

viel höflicheren Bigelow geschrieben: „Sagen Sie dem Marquis de Moustier, unsere Regierung sei erstaunt und gekränkt, erfahren zu müssen, daß die uns zugesagte Rückführung der ersten Abtheilung französischer Truppen aus Mexiko, welche in diesem Monate hätte erfolgen sollen, verschoben worden sei".

Die Aktenlage gestattet nicht nur, sondern fordert auch die bestimmte Vermuthung, daß der General Castelnau den geheimen Auftrag gehabt habe, den östreichischen Prinzen nöthigenfalls mit Gewalt zur Abdankung zu zwingen. Allein der Marschall Bazaine, um seine unumgängliche Mitwirkung angegangen, muß diese verweigert haben, weil der kluge Mann nur auf Grund eines schriftlichen Befehls von seiten Napoleons in der bezeichneten Richtung vorgehen wollte, Castelnau aber einen solchen Befehl nicht vorweisen konnte. Der General berichtete am 7. December nach Hause, wie die Sachen ständen und lägen, und erhielt folgende Antwort: „Paris 10. Januar 1867. Der Kaiser an Castelnau: „Zwingen Sie den Kaiser nicht zur Abdankung, aber halten Sie den Abzug der Truppen nicht hintan. Schicken Sie alle heim, welche nicht bleiben wollen (ne forcez pas l'empereur à abdiquer: mais ne retardez pas le départ des troupes. Repatriez tous ceux qui ne veulent pas rester)".

Unlange, bevor der Inhalt der aus Compiègne datirten Depesche vom 31. December zur Kenntniß des Erzherzogs gekommen war, hatte er einen Privatbrief der Kaiserin Eugenie aus Paris erhalten, dessen Inhalt ihn, wie er sagte, „sehr stärkte". Der Brief muß also recht tröstlich gelautet haben. Schade nur, daß die Schreiben Ihrer Majestät und Seiner Majestät nicht sehr mit einander harmonirten. Bekanntlich sind eben zwei Eheseelen nicht immer „ein Gedanke".

Maximilian — das war die Summe aller auf der Schwelle vom Jahre 1866 zum Jahre 1867 zwischen ihm und dem französischen Hauptquartier gepflogenen Verhandlungen — hatte also er-

klärt, daß er „nicht in einem der Gepäckwagen der französischen Armee nach Europa zurückkehren“, sondern in Mexiko sein Glück auf eigene Hand ferner versuchen wollte, und die Franzosen ihrerseits bereiteten sich den Befehlen ihres Kaisers gemäß alles Ernstes zum raschen und vollständigen Abzug aus dem Lande. Zu Ausgang Decembers stand die Hauptmasse ihrer Streitkräfte in und bei der Hauptstadt, während andere Abtheilungen, staffelförmig längs der Straße nach Verakruz vertheilt, nur des Kommando's zum Hinabmarschiren nach der Küste harrten.

Der Erzherzog, durch die Gaukeleien des unseligen Pater Fischer verblendet, hatte sich derweil von Orizaba wieder der Hochebene von Anahuak zugewandt. In Puebla etliche Tage verweilend, hatte er eine Zusammenkunft mit den Herren Dano und Castelnau, die ihm entgegengereis't waren, ihn noch einmal um seine Abdankung und Abreise anzugehen. Umsonst. Sodann von Puebla nach Mexiko gekommen, konnte sich der Prinz ganz unmöglich der Einsicht verschließen, daß die ihm gemachten Verheißungen von seiten des Klerus bislang größtentheils Verheißungen geblieben waren. Es fehlte an Geld, an Soldaten, an Waffen, an Verstand, Begeisterung, Thatkraft, es fehlte an allem und jedem. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde folgten sich die niederschlagenden Botschaften von den Vorschritten der Republikaner. Ein fester Platz nach dem andern, eine Stadt, eine Provinz nach der andern fiel in ihre Hände. Was half es, daß die abziehenden Franzosen Plätze und Städte den „kaiserlichen“ Truppen überantworteten? Sobald die Franzosen weg waren und die republikanischen Banner vor den Mauern erschienen, erfolgte die Uebergabe an sie so rasch und regelmäßig, als handelte es sich bloß um ein selbstverständliches Geschäft. Die Stunde des vollständigen Triumphes der Republik ließ sich von allen, welche rechnen konnten und wollten, mit mathematischer Genauigkeit vorhersehen und vorhersagen. Natürlich mußte bei solchen Verhältnissen die Berufung eines Nationalkongresses durch

die „kaiserliche“ Regierung das bleiben, was sie vom Anfang an gewesen war: ein barocker Einfall.

Der Erzherzog mußte das alles sehen, wenn er die Augen aufthat. Zuweilen that er sie wirklich auf, wie z. B. an dem Tage, wo er Bazaine zu einer Unterredung nach der Hacienda La Teja entbieten ließ. Der Marschall ging frei mit der Sprache heraus, als ihn der Prinz fragte, was er von der Lage des „Kaiserthums“ halte. „Nach der Rückberufung unserer Truppen — sagte er — gibt es für Sie in diesem Lande nur noch Gefahren und keine Möglichkeit mehr, Ruhm zu erwerben. Von dem Augenblick an, wo die Vereinigten Staaten ihr Veto offen Ihrem Thron entgegenstellten, hatte derselbe nur noch eine Scheinexistenz und selbst ein Hilfekorps von 100,000 Franzosen würde hieran nichts ändern. Ich rathe Ihnen daher, abzudanken und abzureisen.“ Maximilian war sehr nachdenklich geworden. Endlich gab er zur Antwort: „Ich vertraue Ihnen und bitte Sie daher, einer Junta anzuwohnen, welche ich auf den 14. Januar in den Palast zu Mexiko zusammenberufen will. Ich werde mitdabeisein. Sprechen Sie dort Ihre Meinung aus. Stimmt die Mehrheit Ihnen zu, so reise ich ab; verlangt sie aber, daß ich bleiben soll, so braucht man darüber weiter kein Wort mehr zu verlieren. Denn ich werde bleiben, weil ich nicht einem Soldaten gleichen will, der sein Gewehr wegwirft, um rascher aus der Schlacht fliehen zu können.“

Hochherzige Worte, sonder Zweifel, ehrlich gemeint und brav; aber —

„Was man will, zu können
Macht den großen Mann —“

hatte der Prinz vor Zeiten gesagt und er konnte sich unmöglich einbilden, daß er können würde, was er wollte. Auch der arme Don Quijote war ein Held, aber eben ein donquijotischer.

Und in der Narrethei des sinnreichen Kaballero de la Mancha ist wenigstens Methode und Konsequenz gewesen. Der Schatten-

kaiser von Mexiko dagegen schwankte so recht seinem Verhängniß entgegen, heute hierhin geneigt, morgen dorthin gewendet. In der Unterredung mit Bazaine, der ihm die Dinge zeigte, wie sie waren, hatte er die Augen offen gehabt. Dann aber war der Pater Fischer gekommen, hatte ihm blauen Dunst vorgemacht und in den Wolken desselben ihn die Dinge sehen lassen, wie er sie wünschte. Daraufhin brach er sein dem Marschall gegebenes Wort und erschien nicht in der anberaumten Versammlung, welche am 14. Januar im Regierungspalaste zusammentrat. Bazaine vermerkte das mit Recht sehr übel, ließ sich aber auf Bitten der Versammelten, lauter Grundsäulen und Hauptstützen des „Kaiserthums“, doch herbei, den Herren in Form einer motivirten Erklärung seine Meinung zu sagen, welche dahin ging und nur dahin gehen konnte, daß es für den „Kaiser“ wie am klügsten, so auch am ehrenvollsten sei, abzudanken, weil es sich herausgestellt, daß die überwiegende Mehrheit der Nation nichts von der Monarchie wissen wollte und weil sich der Erzherzog nach dem Abzuge der Franzosen und der Fremdenlegionen unmöglich werde halten können.

Nachdem der Marschall die Sitzung der Junta verlassen hatte, brachte er sein abgegebenes Votum noch zu Papier und ließ das Schriftstück dem „Kaiser“ zustellen. Gewarnt also hat Bazaine den Erzherzog, eindringlich, wiederholt, mündlich und schriftlich gewarnt, das steht aktenmäßig fest.

Nach der Entfernung des Marschalls trat die Junta, 40 Mitglieder stark, in Berathung über die Frage: „Soll das „Kaiserthum“ aufrechtgehalten und der Kampf desselben gegen die Republik fortgesetzt werden?“ Unter den Vierzig waren Vier, welchen der Parteifanatismus das Licht des gesunden Menschenverstandes noch nicht ganz ausgeblasen hatte. Aber die Fanatiker — welche übrigens nachmals, ganz wenige ausgenommen, ihre theuren Personen bei Zeiten salvirten — trugen es gegen diese 4 Nein mit 36 Ja davon. Der Entscheidungsschlag dieser Abstimmung war

auch gegen die Franzosen im allgemeinen gerichtet und gegen die Machenschaften Castelnau's und Dano's im besonderen. Wenn diese auf Wiederherstellung der mexikanischen Republik unter die vieldeutigen „französischen Interessen“ sicherstellenden Bedingungen abzielenden Machenschaften jetzt noch einen Sinn haben sollten, so mußte von seiten der Franzosen sofort mit Gewalt gegen den „Kaiser“, das „Kaiserthum“ und die ganze Klerisei und Rückwärtserei vorgegangen werden. Castelnau und Dano wären hierzu zweifelsohne bereit gewesen, allein Bazaine wollte sich ohne einen ausdrücklichen Befehl von Paris nicht dazu verstehen. Natürlich verloren damit die zwischen dem französischen Hauptquartier und einigen republikanischen Generalen angeknüpften Beziehungen ihren Hauptzielpunkt. Man beschränkte sich von da ab auf die Erweisung von gegenseitigen Artigkeiten, besonders bei Auswechselung der Gefangenen. Wir gehen, sagten die Franzosen, und wenn wir fort sind, mögt ihr zusehen, wie ihr mit dem Kaiserschwindel fertig werdet. Wohl, erwiderten die Republikaner, geht im Frieden! Mit der Parodie von Montezuma's Thron und Krone werden wir kurzen Proceß machen ... Die republikanischen Führer haben auch deutlich genug erkennen lassen, welches Schicksal dem Autor des Dekrets vom 3. Oktober bevorstände, so er in ihre Hände fiele. Daher die Bemühung des Marschalls, dem unglücklichen Erzherzoge bis zur letzten Möglichkeit einen Weg zum Entkommen offen zu halten. Diese Gerechtigkeit muß man Bazaine widerfahren lassen und es zeigt entweder von grober Unkenntniß oder von plumper Bosheit, wenn man gesagt hat, er habe den östreichischen Prinzen an's Messer geliefert.

An dem schicksalsschweren 14. Januar platzte auch die Seifenblase der Berufung eines Nationalkongresses durch Maximilian. Die Junta erklärte nämlich, eine solche Berufung sei „unnütz und überflüssig“. Man war voll lächerlich-stolzer Zuversicht, man wiegte sich in den thörichtesten Einbildungen, wie sich ja der Erzherzog

selber noch immer einbildete, einen Mann wie Porfirio Diaz für sich gewinnen zu können. Das „kaiserliche" Ministerium that ordentlich dick mit seinen Mitteln. Der Herr Kriegsminister sagte: „Ich habe 250,000 Pesos in meiner Kasse." Der Herr Finanzminister: „Und ich 11 Millionen, wovon 8 sogleich flüssig." Das „Kaiserthum" rüstete sich also zum Kampf. Es hielt sich für gesund und kräftig, weil es, schon in seine Agonie eingetreten, krampfhaft mit Armen und Beinen um sich schlug.

Zu Ende Januars begann der Abzug und die Einschiffung der Franzosen. Mit ihnen oder vielmehr noch vor ihnen gingen die östreichischen und belgischen Söldnertruppen, welche zuerst eingeschifft wurden. Nur etwa 500 ungarische Husaren blieben bei dem Erzherzoge zurück. Am 8. Februar wurde die Fahne, welche über dem französischen Hauptquartier zu Buena-Vista bei Mexiko geflattert, herabgenommen. Der Marschall brach auf, hielt aber noch angesichts der Hauptstadt für einen Tag und eine Nacht lang wieder an, um dem „Kaiser" Zeit zu lassen, seinen Entschluß zu bereuen und ihm nachzukommen. Abgesehen von allem anderen mußte aber dem Prinzen dies schon die Erbitterung darüber verwehren, daß Bazaine vor seinem Scheiden von der Hauptstadt in einer an die Bevölkerung derselben gerichteten Proklamation die Worte gesprochen hatte: „Es lag nie in den Absichten Frankreichs, euch eine Regierungform aufzudrängen, welche euren Gefühlen zuwiderlief" — eine officielle Lüge, so hoch und so dick wie der Popokatepetl. Am 14. Februar meldete der General Castelnau vor seiner Einschiffung von Verakruz an Napoleon den Dritten: „Unser Abzug aus Mexiko hat unter allgemeiner Sympathiebezeugung stattgefunden (n'a provoqué que des manifestations sympathiques). Der Kaiser bleibt in Mexiko, wo vollkommene Ruhe herrscht (où tout est tranquille)" — eine officielle Lüge, so hoch und so dick wie die Iztaccihuatl. Der Marschall machte auf seinem Rückzuge in Puebla einen fünftägigen und dann auch noch in Verakruz einen mehr-

tägigen Halt, um den „Kaiser" zu erwarten, falls sich derselbe doch noch entschlossen hätte, ein Spiel, das er, so er bei fünf gesunden Sinnen, für ein verlorenes ansehen mußte, aufzugeben. Bazaine kehrte sogar auf das Gerücht hin, Maximilian käme von der Hochebene herabgeflohen, von Verakruz noch einmal nach La Soledad um, den Flüchtling aufzunehmen. Das Gerücht erwahrte sich jedoch nicht. Der Erzherzog war, statt der Küste zuzueilen, zu dieser Zeit schon gen Nordwesten nach Queretaro gezogen.

Am 11. März von 1867 übergab der französische Kommandant die Hafenstadt Verakruz an den „kaiserlichen" General Gomez. Der Marschall ging an Bord des „Souverain" und wenige Tage darauf verließ das letzte französische Schiff mit dem letzteingeschifften französischen Bataillon die Rhede.

So endete die Verwirklichung der „größten Idee" des zweiten Empire, — ein Abenteuer, in dessen Schlund Frankreich Myriaden seiner Söhne und 1 Milliarde seines Geldes geworfen hatte. Heureuse France!

15.

Der 19. Juni.

Titus Livius hat in einem geretteten Bruchstücke seines verlorengegangenen 120. Buches, da, wo er von des Cicero tragischem Ende spricht, über den berühmten Redner der Philippiken gegen Verres, Katilina und Antonius das Urtheil gefällt: „Keines seiner Mißgeschicke ertrug er manneswürdig, ausgenommen seinen Tod"[1]. Ein strenges, ein herbes, aber doch ein wahres und gerechtes Wort.

1) Omnium adversorum nihil ut viro dignum erat tulit, praeter mortem.

Man könnte dasselbe, mit noch einiger Milderung vielleicht, auf den Erzherzog Maximilian anwenden, um so mehr, da er freilich nicht an Genie, aber doch an Unbeständigkeit des Charakters mit dem Todten von Formiä verglichen werden darf.

Ob er seinen Entschluß, einer, mildestens gesagt, zweideutigen Faktion auf Gnade und Ungnade sich hinzugeben und in Mexiko auszuharren, komme, was da wolle, nie bereut hat? Man weiß es nicht. Ob er aber diesen Entschluß überhaupt gefaßt hätte, so er gewußt, daß der falsche Miramon, bevor derselbe im Herbste von 1866 aus Europa nach Mexiko zurückgekehrt war, in einem pariser Salon ganz laut geprahlt hatte, er kehre nur heim, um nach dem voraussichtlichen Sturze des „Kaiserthums" den Präsidentenstuhl wieder einzunehmen? Vielleicht nicht, vielleicht aber doch; denn er würde sich geschmeichelt haben, daß dieser Mensch nicht wagen würde, feindselig gegen ihn aufzutreten. Eine der vielen Illusionen des Erzherzogs, da ja kein Zweifel gestattet ist, daß Miramon, falls er nach dem Abzuge der Franzosen als „kaiserlicher" General so glücklich gewesen wäre, wie er unglücklich war, sofort eine Schilderhebung gegen den „Kaiser" begonnen haben würde. Es ist die Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten, wenn man den „Märtyrertod" dieses Erzhalunken mit sentimentalem Brillantfeuer zu beleuchten versuchte. Miramon würde den östreichischen Prinzen zehnmal verrathen haben, falls er sich damit von den tödtlichen Kugeln, wie sie niemals ein verrätherischeres Herz durchbohrten, hätte loskaufen können. Zudem hatten hunderte seiner republikanischen Landsleute das Recht der Blutrache auf den grausamen Pfäffling, der das Blut der Liberalen wie Wasser vergossen hatte.

Wußte Maximilian, daß er um seinen Kopf spielte, als er das Spiel der Rückwärtser vollständig zu dem seinigen machte?

Unbedingt ja!

Es ist rein unmöglich, daß der, welcher zum Werkzeuge der bonaparte'schen Politik in Mexiko sich hergegeben, der, welcher

das Dekret vom 3. Oktober verfaßt und verkündigt hatte, nicht gewußt hätte, daß, falls er den Republikanern in die Hände fiele, die Führer derselben ihn schlechterdings nicht retten könnten.

Hierauf, auf dem Entschlusse, das Spiel anzunehmen, wie es lag, beruht die tragische Würde seines Untergangs.

Das Trauerspiel in Mexiko hat auch das Eigenthümliche, daß der Held desselben erst in den letzten Scenen zu einer Höhe heranwächst, welche ein reinmenschliches Mitgefühl erregt und rechtfertigt. Indem er nicht mehr um die Verwirklichung seiner phantastischen Herrscherträume, an welchen er verzweifeln mußte, sondern nur noch um die Bewahrung seiner Ehre kämpfte, die er bewahren konnte, sühnte er sterbend seine Schuld ...

Schon wenige Tage nach dem Abzuge der Franzosen konnte sich der Erzherzog über seine Stellung unmöglich mehr einer Täuschung überlassen. Er mußte merken, daß ihm statt des Joches eines treulosen Verbündeten, welches so schwer auf ihm gelastet hatte jetzt noch ein viel schwereres aufgelegt war, das Joch der Parteityrannei.

Und vollends das Joch dieser Partei, welche, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, aus lauter Miramons zusammengesetzt war. Diese Menschen bereuten bald, den östreichischen Prinzen im Lande zurückgehalten zu haben, als sie merkten, daß sie die Bedeutung der Ziffer, welche Maximilian in ihrem Kalkül vorstellte, viel zu hoch angeschlagen hätten.

Die Klerikalen hatten nämlich gehofft, durch die geradezu feindselige Stellung, welche sie zuletzt gegen die Franzosen eingenommen, ihre Allianz mit den fremden Eindringlingen und Vergewaltigern aus dem Gedächtniß ihrer Landsleute hinwegzuwischen. Trotzdem hielten sie in wunderlicher Bornirtheit den durch die Franzosen importirten „Kaiser“ zurück, weil sie in der Person desselben ein kostbares Pfand in Händen zu haben wähnten. Sie lebten ja bis zur Wegfahrt des letzten französischen Schiffes von der mexikanischen Küste des festen Glaubens, Napoleon der Dritte dürfte und würde

unter keinen Umständen seinen Schützling ganz im Stiche lassen. Die Rücksicht auf Oestreich, die Rücksicht auf den eigenen und auf den europäischen Monarchismus müßte ihm dies gebieten, von der Ehre im Allgemeinen und von der französischen Gloire im Besonderen gar nicht zu reden. Sowie sie nun erkennen mußten, daß das alles nur Täuschungen, welche sie sich selber vorgegaukelt hätten, war ihnen der unglückliche Prinz nur noch eine Last und eine Bürde, ein hinderlicher Figurant, welchen sie beiseite zu schieben nicht anstanden.

Hieraus erklärte sich auch der falsche Schritt, welchen der „Kaiser" that, d. h. welchen man ihn thun machte, als er die Hauptstadt verließ. Die Herren Larez und Marquez, welche ihn hierzu bewogen, wußten wohl, warum. Die Vorzüge seiner Person, seine Einfachheit, Anspruchlosigkeit und Freundlichkeit hatten dem Prinzen gerade in der Hauptstadt viele Zuneigung gewonnen. Hier, wo man ihn von seiner besten Seite kennen gelernt, hatte er auch den festesten Halt, soweit eben von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte. Daß aber der „Kaiser" etwas sei und bedeute, durch sich selbst etwas bedeute, stimmte nicht mit den Ansichten der Larez, Marquez und Konsorten. Sie fürchteten auch, der Erzherzog könnte, so lang er im Besitze der Hauptstadt wäre, diese seine Stellung benützen, um mit den Republikanern in Unterhandlungen zu treten, welche unter Umständen nicht ganz hoffnungslos sein dürften; sie fürchteten, solche Unterhandlungen könnten möglicher Weise dahin führen, daß Maximilian am Ende auf ihre, der Klerikalen Kosten irgendwie seinen Frieden mit den Liberalen machen würde. Leider muß man sagen, daß diese Befürchtung nicht ganz der Grundlosigkeit geziehen werden kann, wenn man bedenkt, wie sehr der Erzherzog von seiner Ankunft in Mexiko an zwischen den Parteien hin und her geschwankt war. Larez und Marquez und Konsorten wollten in der Hauptstadt selber die Herren sein, um diese Stellung so lange als möglich ausnützen zu können. Lange währte das

freilich nicht; denn das eine Hauptheer der Republikaner unter Diaz operirte gegen die Hauptstadt zu, während das andere unter Eskobedo auf Potosi, Zakatekas und Queretaro vorging.

Im Februar wußte die Umgebung des „Kaisers" demselben weiszumachen, daß „strategische Rücksichten" seine Anwesenheit in der nordwestlich von Mexiko in der Sierra von Queretaro gelegenen gleichnamigen Stadt forderten. Es sei ja schlechterdings nöthig, dem in jener Gegend kommandirenden Miramon, welchen Eskobedo vor sich hertrieb, Hilfe zu bringen. Der Erzherzog ging auf dieses Ansinnen ein und marschirte nach Queretaro, in welche wohlgebaute und feste Stadt er am 21. Februar einzog, während 18 Tage früher der Präsident Juarez seinen Regierungssitz in Zakatekas aufgeschlagen hatte.

In der Hauptstadt war Marquez als Befehlshaber zurückgeblieben und setzte unter eifriger Mitwirkung seines Spießgesellen Vidaurri ein schamloses Raub- und Schreckensregiment in Gang. Diese „loyalen" und „frommen" Leute zeigten der Einwohnerschaft recht gründlich, was es hieße, Thron und Altar aufrechtzuhalten. Der Todeskampf des Kaiserschwindels nahm überhaupt einen sehr gewaltsamen und blutigen Verlauf. Denn die siegreich vorschreitenden Republikaner thaten ihrerseits das Rachewerk mit Unerbittlichkeit. Waren sie doch zu bitter gereizt, zu grausam verfolgt worden, als daß der mexikanischen Anschauung ein Verzicht auf vollwichtige Vergeltung auch nur als Möglichkeit hätte vorschweben können. Hier hieß es: „Wie du mir, so ich dir!"

Die Hauptstadt, Queretaro und Verakruz waren bald die einzigen drei Plätze, wo die „kaiserliche" Fahne noch wehte, und diese drei Plätze waren vollständig von einander abgeschnitten, nachdem Diaz am 2. April Puebla genommen und zur Einschließung von Mexiko vorgegangen war, während Eskobedo noch früher die Umzingelung von Queretaro bewerkstelligt und die Belagerung der Stadt begonnen hatte.

Queretaro ist auf einem Hügel erbaut, welcher sich aus der Centralhochebene von Anahuak erhebt. Die Stadt ist eine der gesundesten, schönsten, gewerbigsten und wohlhabendsten des ganzen Landes. Ihre freie Lage, sowie ihre massive Bauart verleihen ihr eine beträchtliche Vertheidigungsfähigkeit. Der „Kaiser“ hatte, von dem treuen Mejia unterstützt, hier eine Streitmacht von 15,000 Mann zusammengebracht, die besten Leute von allen, welche die „kaiserlichen“ Waffen getragen hatten. Auch Miramon war da und scheint sich muthig und standhaft benommen zu haben, denn Maximilian hat ihm bis zum letzten Augenblick Vertrauen bezeigt. Es war freilich auch gar nichts mehr zu machen als muthig und standhaft zu sein; denn schon zu Ende des März war die Lage der Belagerten eine hoffnungslose, weil von keiner Seite her auch nur die geringste Hilfe erwartet und die von Eskobedo's 25,000 Mann starkem Heer um die Stadt her gezogene Belagerungslinie nicht durchbrochen werden konnte. Miramon wußte außerdem sehr wohl, daß ihm auch ein an dem „Kaiser“ versuchter oder gelungener Verrath bei den Republikanern keine Verzeihung und Schonung erwirken würde. Es ist beklagenswerth, daß der Erzherzog an der Seite dieses Menschen auf dem Richtplatz sterben mußte. Warum war es ihm nicht vergönnt, an der Spitze der Indianer Mejia's und seiner ungarischen Husaren mit dem Degen in der Hand einen braven Soldatentod zu finden! An Gelegenheit hierzu hat er es, tapfer allen Gefahren sich aussetzend, während der Vertheidigung Queretaro's seinerseits nicht fehlen lassen.

Aber es sollte nicht sein. Das Verhängniß mußte vollendet und eine große Lehre gegeben werden.

Das Hoffnungslose des Widerstandes mußte sich übrigens den Vertheidigern der belagerten Stadt bald um so fühlbarer machen, als noch vor Ablauf des März Mangel in der Stadt sich einzustellen begann. Maximilian versuchte also — wir dürfen wohl annehmen, weit mehr um seiner Leute als um seiner Person willen — Unter-

handlungen mit Eskobedo. Er bot demselben die Uebergabe der Stadt an unter der Bedingung, daß ihm, seinen europäischen Begleitern und Soldaten freier Abzug aus dem Lande bewilligt, seinen mexikanischen Anhängern aber eine Amnestie zugesichert würde. Der republikanische General erwiderte hierauf, er sei befehligt, Queretaro zu nehmen, nicht aber, mit dem angeblichen Kaiser von Mexiko — er kenne gar keinen solchen — zu unterhandeln. Im übrigen schreie das Blut seiner beiden Kameraden Arteaga und Salazar, sowie das von hunderten seiner Waffengefährten, die allesammt in Folge des Dekrets vom 3. Oktober erbarmungslos erschossen worden seien, um Rache. Von Eskobedo also abgewiesen, ließ der Erzherzog seinen Kapitulationsantrag auch dem Präsidenten Juarez zukommen, erhielt aber gar keine Antwort.

Am 6. Mai machten die Belagerten ihren fünfzehnten und letzten Ausfall, um sich durchzuschlagen, wurden aber zurückgetrieben. Die Mittel des Widerstandes waren jetzt völlig erschöpft und man konnte nur noch versuchen, mit Ehren zu sterben. Hierzu sollte ein nochmaliger Ausfall Gelegenheit geben, welchen der Erzherzog auf die Nacht vom 14. auf den 15. Mai anordnete. Aber er kam nicht zur Ausführung, denn bekanntlich ist Queretaro in derselben Nacht oder vielmehr in der Morgenfrühe des 15. Mai den Belagerern in die Hände gefallen. Um 4½ Uhr Morgens waren die Republikaner überrumpelnd in das Kloster La Cruz, wo Maximilian sein Hauptquartier hatte, eingedrungen. Der Erzherzog konnte sich in Civilkleidung, begleitet von seinem treuen Adjutanten Prinz Salm, aus La Cruz nach einem andern Bollwerke der Stadt, dem Cerro de las Campanas, flüchten, weil ein Oberst der Republikaner den „Kaiser" erkannt hatte, ihn großmüthig retten wollte und seinen Leuten befahl, denselben passiren zu lassen, da er „ein Bürger" sei. Der von den Belagerern engumschlossene und mit Granaten überschüttete Cerro de las Campanas war jedoch nur noch für etliche Stunden widerstandsfähig. Die Stadt befand

sich schon in den Händen der Republikaner. Um 7 Uhr entsandte der Erzherzog einen Parlamentär, um die Uebergabe des Cerro anzubieten, — eine Uebergabe, welche selbstverständlich nur eine auf Gnade und Ungnade sein konnte. Um 8 Uhr überlieferte Maximilian seinen Degen an General Eskobedo.

So fiel Queretaro, wo 500 Officiere und 7000 Soldaten vor den Siegern die Waffen streckten. Am 19. Juni schlich sich Marquez aus der belagerten Hauptstadt, worauf sich diese auf Gnade und Ungnade an ihren Belagerer Diaz ergab. Am 27. Juni zogen die Republikaner auch in Verakruz ein. Damit war der Kaiserschwindel, welcher den „Kaiser" noch um eine Woche überlebt hatte, aus und verschwunden, die Republik im ganzen Umfange des mexikanischen Gebietes wieder hergestellt und die Autorität des Präsidenten Juarez anerkannt.

Der konnte dann mit denselben alten, treuen, zähen Princip-mannshänden, womit er die verrathene, verfolgte und geächtete republikanische Fahne unter tausend Sorgen, Nöthen und Gefahren vor der Demüthigung, Besudelung oder gar Zerreißung durch eine tückische Invasion und eine schwindelhafte Usurpation bewahrt und gerettet hatte, als die triumphirende in das Hochthal von Anahuak zurück und auf die Plaza mayor von Mexiko wieder hinein tragen ....

Allgemein ist die Meinung, der östreichische Prinz sei an jenem Maimorgen durch Verrath in die Hände seiner Feinde gefallen. Der Oberst Miguel Lopez, ein Oheim der Frau Marschallin Bazaine, auch Ritter der französischen Ehrenlegion und gern gesehener Gast in den Tuilerien, soll den Erzherzog um 10,000 Pesos an Eskobedo verrathen und verkauft, d. h. an jenem Morgen den Belagerern das Thor von La Cruz aufgethan und sie sogar bis in das Schlafzimmer Maximilians geführt haben. Allem nach, was man von diesem Lopez weiß, war er ganz der Mann dazu, diese Schurkerei zu verüben, und die bestimmte, die Vorgänge vom

Morgen des 15. Mai klar und überzeugend veranschaulichende Bezeugung des Prinzen Salm-Salm sowie die von Maximilians Leibarzt S. Basch läßt kaum mehr irgendeinen Zweifel übrig, daß er sie wirklich beging. Eskobedo meldete die Uebergabe Queretaro's und die Gefangennahme Maximilians also an den Kriegsminister der Republik nach San Luis Potosi, wo der Regierungssitz sich befand: — „Lager vor Queretaro, am 15. Mai 1867. Heute Morgen um 3 Uhr haben unsere Truppen La Cruz genommen, indem sie den Feind an jenem Punkte überrumpelten. Kurz darauf wurde die Garnison des Platzes gefangengenommen und die Stadt durch unsere Truppen besetzt, während der Feind mit einem Theile der seinigen sich auf den Cerro de las Campanas zurückzog, in großer Unordnung und von unserer Artillerie auf das wirksamste beschossen. Schließlich, etwa um die 8. Stunde, ergab sich mir auf Diskretion Maximilian, ebenfalls auf dem erwähnten Cerro. Haben Sie die Güte, dem Bürger Präsidenten meine Glückwünsche zu diesem großen Triumphe der nationalen Waffen darzubringen." In dieser Depesche ist allerdings von dem Verrathe des Lopez keine Rede; aber man weiß ja, daß man von solchen Dingen amtlich nicht gerne spricht. Prinz Salm berichtet, daß nach seiner und des Erzherzogs Gefangennahme in ihrer Gegenwart ein höherer republikanischer Officier den Lopez laut als Verräther bezeichnet und hinzugefügt habe: „Solche Leute benützt man und gibt ihnen dann einen Fußtritt."

Mit voller Zuversicht und Bestimmtheit darf und muß es ausgesprochen werden, daß der alte Juarez das Leben des gefangenen Prinzen gern gerettet gesehen hätte und retten wollte. Der verstandesklare Mann erkannte deutlich, daß es der siegreichen Republik zu weit höherem Ruhme gereichen müßte, des Gefangenen Leben zu schonen, als es ihr zum Nutzen gereichen könnte, dasselbe zu nehmen. Allein mit der Logik des Verstandes ist gegen die Logik der Leidenschaft bekanntlich nicht aufzukommen und die letztere

wurde mit Unbeugsamkeit namentlich durch Eskobedo, den Sieger von Queretaro, vertreten, welcher sich zum Organ aller Vergeltungswünsche — und diese waren zahllos — machte und es offen aussprach, die Gerechtigkeit müßte ihren Lauf haben, der Urheber des Dekrets vom 3. Oktober sollte dessen Wirkung an sich selber erfahren und „die Bitterkeit des Trankes, den er den Republikanern eingeschenkt, auf der eigenen Zunge schmecken".

War vom Standpunkte des biblischen Jus talionis aus gegen diese Forderung etwas einzuwenden? Nein! „Wehe den Besiegten!" hatte der Erzherzog am 3. Oktober von 1865 den mexikanischen Patrioten zugerufen. Jetzt waren sie an der Reihe, diesen Ruf zu erheben, und so thaten sie.

Es stehe mit Grund zu vermuthen, daß, falls die Mexikaner von angelsächsischer, von germanischer Rasse wären, sie das großmüthige Gebaren, welches ihre nordamerikanischen Nachbarn zwei Jahre zuvor gegen die besiegten südstaatlichen Rebellen eingehalten hatten, jetzt ihrerseits gegen die besiegten „Kaiserlichen" ebenfalls hätten walten lassen; die romanische Rasse-Leidenschaft und Rachelust aber habe nach Blut begehrt und geschrieen, was wiederum klar die Superiorität der Germanen beweise und daß nur sie zu Trägern der Humanität berufen seien.

So hat sich, wie die Sage geht, der berühmte Hofrath und Professor Servilius Zirbeldrüse die Sache zurechtgelegt. Aber — so fragt einer, dem das Gefühl der Wahrheit und Gerechtigkeit allzeit hoch über dem der Nationalität gestanden hat — wo war denn das Humanitätsmonopol der Sieger von germanischer Rasse in den Jahren 1848 und 1849? Die Gräber in den Wallgräben von Rastadt und in der Brigittenau, die Galgen von Arad geben die Antwort . . .

Allerdings büßte der Erzherzog Maximilian die Schuld eines anderen, welcher weit schuldiger war als er selbst. Das ist so herkömmlich in der Welt. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der

Fünfzehnte starben in ihren Betten, Ludwig der Sechszehnte litt auf dem Schaffot. Allein der östreichische Prinz büßte auch eigene Schuld: er hatte sich ja aus freien Stücken an dem frevelhaften Attentat auf die Unabhängigkeit eines Volkes betheiligt, das vollkommen in seinem Rechte war, wenn es die Attentäter, soweit es deren habhaft werden konnte, vernichtete. Wo, fragen wir, wo in aller Welt hätte sich ein Volk so etwas bieten lassen, ohne darüber in Wuth auszubrechen, ohne alle Kräfte anzustrengen, um zu seinem Recht und zu seiner Rache zu kommen? Kein human gebildeter Mensch, und wär' ihm auch die Brust siebenfach mit republikanischem Erz umpanzert, wird über den blutigen Ausgang Maximilians frohlocken. Aber ekelhaft, unsäglich ekelhaft ist es, einen Servilius Zirbeldrüse und seinesgleichen über den Tod des Prinzen schluchzen zu hören, — Lakaienseelen, welche trockenen Auges ganze Völker zu Boden stampfen sehen können . . .

Die europäische Diplomatie, soweit sie zur Zeit in Mexiko vorhanden war, hat eifrige Anstrengungen zur Rettung des gefangenen Erzherzogs gemacht. Dieselben mußten aber vergeblich sein; denn wie hätten die mexikanischen Republikaner etwas auf die Dazwischenkunft derselben Diplomatie, welche das „Kaiserthum" anerkannt hatte, geben können? Der östreichische Gesandte in Washington hatte, in Voraussicht der Katastrophe von Queretaro, auch die Verwendung der Unionsregierung bei Juarez nachgesucht und dieselbe wurde wirklich gewährt; allein der Präsident ließ an den Staatssekretär Seward die Antwort gelangen, er bedaurte, sagen zu müssen, daß es geradezu unmöglich, den Prinzen zu begnadigen. Als der preußische und der englische Gesandte sich herausnahmen, an Juarez einen förmlichen Protest gegen die etwaige Hinrichtung Maximilians gelangen zu lassen, wurden sie kühl bedeutet, die Hinrichtung werde stattfinden, falls das Heil der Republik dieselbe gebiete.

Unter sothanen Umständen war natürlich die Processirung des Erzherzogs nur eine Formalität, wie das ja unter ähnlichen

Verhältnissen allzeit und allenthalben der Fall gewesen ist und allenthalben und allzeit der Fall sein wird, solange die Menschen nicht zu Engeln avanciren, wozu nicht eben viel Aussicht vorhanden.

Dennoch scheint der alte Zapoteke einen leisen Hoffnungsschimmer, das Leben Maximilians zu retten, darin erblickt zu haben, daß er anordnete, der Proceß des Prinzen solle der gewöhnlichen Standrechtsübung entzogen und vor ein eigens zu diesem Zwecke bestelltes Kriegsgericht gebracht werden. Juarez wollte dadurch augenscheinlich Zeit gewinnen, um die Leidenschaften wenigstens einigermaßen sich abkühlen zu lassen. Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte das Kriegsgericht nicht auf Tod, sondern auf Landesverweisung erkannt, und, seltsam zu sagen, der Prinz scheint in dieser geheimen Hoffnung mit dem Präsidenten zusammengetroffen zu sein. Denn er setzte im Geheimen ein Schriftstück auf, kraft dessen er auf den Fall seiner Landesverweisung hin zu Gunsten des „Prinzen" Iturbide dem Thron entsagte und die Herren Larez, Lakunza und Marquez zu Mitgliedern der Zwischenregierung ernannte — unglaublich, aber wahr! Wenn man von diesem Dokumente hört, so ist man doch sehr versucht, daraus auf zeitweilige Geistesstörung des Verfassers zu schließen; denn wie hätte ein Mensch von fünf gesunden Sinnen auch jetzt noch an der Illusion des Kaiserschwindels festhalten können?

In den letzten Tagen des Mai ließ der Erzherzog an den Präsidenten das Gesuch abgehen, zur Ordnung seiner Angelegenheiten und zur Führung seiner Vertheidigung Advokaten aus der Hauptstadt kommen lassen zu dürfen. Es wurde gewährt und ebenso das weitere, den östreichischen, preußischen und belgischen Gesandten herbescheiden zu dürfen. Nicht gewährt dagegen wurde des Gefangenen Wunsch, mit Juarez eine Unterredung zu haben. Die Advokaten und Diplomaten langten aus Mexiko an, doch wurden der östreichische, der belgische und italische Botschafter später aus Queretaro verwiesen, weil man sie der Betheiligung an Versuchen be-

zichtigte, welche die Flucht des Erzherzogs ermöglichen sollten. Dasselbe widerfuhr auch einer Dame, der Prinzessin Salm-Salm, Frau eines Adjutanten Maximilians, die ihren Diamantenschmuck zur Befreiung des Gefangenen verwenden wollte und in dieser Sache überhaupt hochherzigen Muth und Eifer entwickelte.

Das aus sieben Mitgliedern bestehende Kriegsgericht begann am 13. Juni seine Sitzungen, nachdem das Verlangen Maximilians, von einem Nationalkongresse gerichtet zu werden, abgeworfen worden war. Der unglückliche Mann, eines heftigen Fieberanfalls Beute, konnte nicht an den Schranken erscheinen, weßhalb sich die Procedur zunächst gegen seine Mitangeklagten Miramon und Mejia richtete. Als sich der Kranke einigermaßen erholt hatte, wurde auch er vorgeführt und der Auditeur Aspiroz verlas die Anklageakte, hinzufügend, eine Appellation gegen den zu fällenden Urtheilsspruch sei unzulässig. Die Anklage ging auf Verschwörung, Usurpation und das an den rechtmäßigen Vertheidigern der Republik verübte Verbrechen der Aechtung. Dem Angeklagten standen vier rechtsgelehrte Vertheidiger zur Seite. Am kräftigsten sprach von denselben der Advokat Ortega, welcher die Kompetenz des Gerichts entschieden bestritt. Am 14. Juni 11 Uhr Nachts wurde gegen alle drei Angeklagte der Todesspruch gefällt.

Am 19. Juni ist derselbe auf dem östlich vor der Stadt gelegenen Cerro de las Campanas vollstreckt worden. Hier bildeten die Truppen Eskobedo's ein großes, nach einer Seite offenes Viereck; der General Diaz de Leon kommandirte die Exekution.

Warum das Gräßliche weiter ausmalen? Warum bei einer jener Scenen verweilen, welche immer wieder auf's neue die trostlose Wahrheit bekräftigen, daß der Mensch trotz alledem und alledem nichts ist als eine schlechtgezähmte Bestie?

Um 6 Uhr des Morgens fuhren die Verurtheilten, jeder in einem eigenen Wagen, auf den Richtplatz hinaus. Alle drei hielten und benahmen sich wie Männer. Als ihnen auf der offenen Seite

des Truppenvierecks ihre Standorte angewiesen waren, wurde ihnen das Urtheil noch einmal vorgelesen und die Erlaubniß zum sprechen ertheilt. Mejia verhielt sich schweigsam, Miramon sprach nur wenige Worte. Der Erzherzog redete mit klangvoller Stimme also: „Ich sterbe für eine gerechte Sache, die der Unabhängigkeit und Freiheit Mexiko's. Möge mein Blut das Unglück meines neuen Vaterlandes auf immer besiegen! Es lebe Mexiko!" [1]) Diese kurze und authentische Grabrede Maximilians — denn die weitläufige ihm später in den Mund gelegte ist offenbar erdichtet — fand keinen Widerspruch, aber auch keinen Widerhall, nicht den leisesten. Nun winkte der Rettungslose den Feldwebel herbei, welcher das aufmarschirte Exekutionskommando befehligte, gab ihm eine Handvoll Gold, um dasselbe an die Mannschaft zu vertheilen, und sprach bittend die Worte: „Auf die Brust! Zielt nach dem Herzen! Zielt gut!"

Der Feldwebel trat zurück und blickte auf den Kommandanten. Dieser nickte leicht mit dem Kopfe. „Adelante!" Die Schützen traten an. Ein entblößter Officiersdegen hob sich, die Gewehrläufe senkten sich, der Degen hob sich abermals, die Schüsse krachten, die Hörner gellten, die Trommeln wirbelten und über die drei Männerleichen am Boden hinweg scholl der wilde Triumphschrei: „Libertad y independencia!"

So starb Maximilian von Oestreich, der werth war, für eine

---

1) Ich entnahm diesen Text der „Denkschrift über den Proceß des Erzherzogs Maximilian von Oestreich", verfaßt von dessen gerichtlichen Vertheidigern Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre; (aus dem Spanischen verdeutscht von K. Paschen, 1868). Dr. Basch („Erinnerungen aus Mexiko", II, 220) gibt aus dem Munde des mexikanischen Arztes Reyes, welcher der Hinrichtung anwohnte, diese Version von Maximilians letzter Rede: — „Que mi sangre sea la ultima que se derrame en sacrificio de la patria; y si fuere necesario alguno de sus hijos sea para bien de la nacion y nunca en traicion de ella."

bessere Sache zu sterben. Die Art, wie er die Sühne für seine Schuld leistete, beweis't das.

Darum wird kein *fühlender* Mensch dem Todten sein Mitleid versagen. Aber kein *denkender* Mensch wird anstehen, der tragischen Scene, welche am 19. Juni von 1867 auf dem Cerro vor Queretaro gespielt hat, eine weit höhere Bedeutung als eine nur persönliche zuzumessen.

In Wahrheit, der Sinn dieser Scene war ein weltgeschichtlich-ethischer. Denn sie hat gezeigt, wie alle Lug- und Trugmittel des Despotismus, alle Listen und Gewaltsamkeiten zunichtewerden an dem standhaften Willen eines Volkes. Sie hat bewiesen, daß es doch noch ein Höheres gebe als den Triumph des zeitweiligen, so oder so gewonnenen Erfolges, nämlich den Triumph des Rechtes. Sie hat offenbart, wie thurmhoch Principmänner über Opportunitätspolitikern stehen. Sie hat festgestellt, daß der Cäsarismus, dem Europa so lange feige sich fügte, wenigstens in Amerika einen unbesiegbaren Widerstand fand, an welchem das erschlaffte öffentliche Gewissen wieder sich aufrichten und kräftigen konnte, und sie hat endlich eine Mahnung gegeben, daß, wenn der Gang der Nemesis zumeist nur ein langsames, lässiges und leises Schleichen ist, die erhabene Vergelterin doch mitunter ihre Schritte zu furchtbarer Eile und zu erschütterden Donnerlauten steigere, um den Frevel jählings einzuholen und zu zermalmen.

Das ist, richtig erwogen, die Moral des Trauerspiels in Mexiko. Aber wer beachtet sie?

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Weimar und Paris	1
Das Räthsel des Tempels	39
Für Thron und Altar	71
Fichte	96
Blücher	119
Karoline von England	131
Ein deutscher Dichter	192
Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler	235
Der todte Millionenmann und die falsche Braut	256
Der Decemberschrecken	284
Das Trauerspiel in Mexiko	335

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

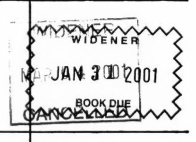
Digitized by Google

Digitized by Google

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

*Non-receipt of overdue notices does **not** exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413



Please handle with care.
Thank you for helping to preserve
library collections at Harvard.

Digitized by Google